



Eine Kriegs- gefangenschaft in Rußland

Aufzeichnungen des
Kriegsgefangenen Karl Hauger
über den Kampf ums
Überleben in verschiedenen
Lagern der Sowjetunion von
April 1945 bis September 1948





Waldlager

Steinbruch

Kolchosa

Engels

MOSKAU

GORKI

KASAN

SARATOW

CHARKOW

WOLGOGRA

ROSTOW

Astrachan

Kaspisches Meer

Nordrussischer

INGRAD

Balosersk

Suchona

Wologda

Rybinsk

Jaroslavl

Kostroma

Kirow

Kalinin

Iwanowo

Kineschma

Joschkar-Ola

Rschew

MOSKAU

GORKI

KASAN

Murom

Waldlager

Rjasan

S

Njanowsk

Saransk

KUIBYSCH

Tula

Rjaschsk

Pensa

Sysran

Orjol

Tambow

Woronesch

SARATOW

Steinbruch

Borisoglebsk

Engels

CHARKOW

PROPETROWSK

WOLGOGRA

Kolchosa

Lugansk

Makejewka

Wolgograd

Werchnij Baskuntschak

Schacht

Stausee

ROSTOW

Gurjew

Jejsk

Manjtsch-Nieder

Astrachan

Kropotkin

Kaspisches Meer

Eine Kriegsgefangenschaft in Rußland

Eine Kriegs- gefangenschaft in Rußland

Aufzeichnungen des
Kriegsgefangenen Karl Hauger
über den Kampf ums
Überleben in verschiedenen
Lagern der Sowjetunion von
April 1945 bis September 1948

4. Auflage 2010
3. Auflage 2003
2. Auflage 1998

© 1997 Selbstverlag Karl Hauger, 76437 Rastatt

Animation und Beratung:	Marcus Reuter
Lektorat:	Helmut Huck
Titelbild, Entwurf und Zeichnung:	Karl Hauger
Bildbearbeitung:	Eberhard Hördt
Gesamtherstellung:	KraftDruck, Ettlingen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Meine Gefangennahme im April 1945	9
Die Fahrt nach Rußland – August/September 1945	55
Der Aufenthalt in Saratow/Engels – September – Oktober – November 1945	61
Im Walde bei Pensa-Insa – Januar bis Mai 1946	87
Saratow – Wolga – Mai bis November 1946	101
Verlegung nach Kujbyschew (Samara)	127
Auf nach Stalingrad	169
Auf der Kolchose	187
Entlassung und Heimkehr	201
Erklärung für ältere Ausdrucksformen	222
Nachwort	223
Danksagung	224

Vorwort

Es muß beim Fall der Berliner Mauer gewesen sein, als bei mir plötzlich wieder die Erinnerungen an die russische Kriegsgefangenschaft aus dem Unterbewußtsein auftauchten. Den kurze Zeit später erfolgten Zusammenbruch der Sowjetunion verfolgte ich dann mit größtem Interesse, war ich doch einige Jahre lang in dieses System eingebunden und kannte Land und Leute. Niemand hatte sich ein solches Ereignis vorstellen können, weder die Politiker noch die Historiker, am allerwenigsten wir ehemaligen Kriegsgefangenen, die wir den dort herrschenden Druck am eigenen Leibe erlebt hatten. Ich setzte mich an meine Schreibmaschine und begann die durch die politischen Vorgänge wieder aktivierten Erlebnisse aufzuzeichnen. Wie das aber im Leben nun einmal so ist, verlor ich plötzlich mitten in der Arbeit wieder die Lust und legte die Blätter zur Seite, obwohl ich schon die Hälfte zu Papier gebracht hatte. Erst als mein Enkel Marcus Reuter nach einem Aufenthalt in Rußland wieder nach Hause kam, ermutigte er mich, diese Aufzeichnungen doch bis zu meiner Entlassung aus der Gefangenschaft zu Ende zu bringen. Er hatte auf seiner Reise die Lebensverhältnisse und Eigenschaften der Russen kennengelernt und war, da er den ersten Teil meines Berichtes vorher schon gelesen hatte, neugierig, was ich in der restlichen Zeit der Gefangenschaft noch erlebt hatte. So begann ich also, das nun einmal Begonnene weiterzuführen. Dabei möchte ich aber bemerken, daß die Aufzeichnungen meine persönlichen Erlebnisse wiedergeben. Hunderttausende von Gefangenen haben sicherlich ein anderes Schicksal erlitten, wie es der Zufall in solch turbulenten Zeiten nun einmal will. Fast die Hälfte haben die harten Lebensbedingungen nicht überstanden und sind an Hunger, Kälte und Entkräftung verstorben oder mit Krankheiten beladen

nach Hause zurückgekehrt. Zum Ende des Krieges kamen ca. drei Millionen Menschen in Gefangenschaft. Der größte Teil von ihnen waren Soldaten. Unter diesen waren aber auch Jugendliche unter 18 Jahren sowie alte Leute, weit im Rentenalter, die am Schluß noch zum Volkssturm eingezogen wurden. Der geschichtlichen Wahrheit und der Gerechtigkeit willen muß ich aber erwähnen, daß es nicht der Wille der sowjetischen Führung unter Stalin war, die deutschen Gefangenen mit Absicht umzubringen oder durch Arbeit auszurotten. Die Russen waren nach den Zerstörungen in ihrem eigenen Lande, nach dem Kriege total überfordert und nicht in der Lage, die Masse der Gefangenen unterzubringen und ausreichend zu ernähren.

Selbst unter der eigenen Bevölkerung herrschte noch Mangel und wir mußten manchen Bissen mit ihnen teilen. Dazu kam noch die Schwerfälligkeit der sozialistischen Planwirtschaft. – Es sei darauf hingewiesen, daß die im Text verwendeten russischen Ausdrücke in den meisten Fällen nicht der Hochsprache entsprechen. Die Worte sind phonetisch nachgebildet und geben ungefähr die Sprache wieder, die von den Gefangenen im Umgang mit der russischen Bevölkerung verwendet wurde. – Es war mir auch ein Bedürfnis, das Erlebte meinen Kindern und Enkeln zu übermitteln. Über diesen Abschnitt der Lebensgeschichte der Väter- und Großvätergeneration wird wenig publiziert und gesprochen. Es ist mündlich nicht weiterzugeben und für diejenigen, die es nicht selbst erlebt haben, auch schwer zu begreifen. Es bleibt mir am Ende nur noch der Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, daß unseren Nachkommen sowie allen anderen Völkern solche schrecklichen Erlebnisse in der Zukunft erspart bleiben.

Karl Hauger

Rastatt, 3. August 1997

Meine Gefangennahme im April 1945

Am 27. April 1945 lag meine Flakbatterie in der Nähe der Ortschaft Selchow südlich der Autobahn Berlin-Fürstenwalde, ganz in der Nähe des nach dieser Ortschaft benannten „Selchower Sees“. Wo die anderen Batterien unserer Abteilung lagen, war mir damals nicht bekannt, ich konnte es auch durch spätere Nachforschungen nicht mehr in Erfahrung bringen. Nach dem Großangriff der Russen auf Berlin am 16. April 1945, der in einer Zangenbewegung im Norden von Stettin und im Süden von Cottbus Richtung Westen ging, waren die deutschen Verbände innerhalb weniger Tage zerschlagen. Es herrschte ein totales Chaos, jeder war auf sich selbst angewiesen und kämpfte mehr oder weniger auf eigene Rechnung und Gefahr. Wir mußten uns innerhalb von 11 Tagen von der Oder bis südöstlich Berlin zurückziehen und hatten große Verluste an Gefallenen und Vermißten. Wahrscheinlich hatten sich auch einige, die sich in der Gegend auskannten, aus dem Staube gemacht, denn es war abzusehen, daß der Krieg verloren war und nur noch kurze Zeit dauern konnte. So hat sich jeder entweder heimlich oder in Absprache mit seinen Kameraden (wobei man aber nicht jedem trauen konnte) mit Plänen beschäftigt, wie man lebend aus diesem Hexenkessel herauskommen könnte.

Die ganze Sache war aber trotz des Durcheinanders nicht ganz ungefährlich. Es gab noch intakte SS-Verbände, die vom Endsieg immer noch überzeugt waren und zum Teil wie Pech und Schwefel zusammenhielten. Auch war die Feldgendarmarie noch voll im Einsatz, die von den Soldaten wegen dem an einer Kette auf der Brust hängenden Blechschild als „Kettenhunde“ bezeichnet wurden. Wenn denen ein Deserteur oder ein

Versprengter, der nicht nachweisen konnte, zu welcher Einheit er gehörte, in die Hände fiel, war er erledigt. Ohne großes Verfahren wurde er als Feigling erschossen oder am nächsten Baume aufgeknüpft. Vorsicht war also am Platze. Ich hatte nicht die Absicht, nachdem ich bis zum Kriegsende mit dem Leben davongekommen war, in den letzten Tagen noch den Heldentod zu sterben oder mich von einer Herde wildgewordener Fanatiker umbringen zu lassen. Im Inneren ahnten diese Desperados, daß alles zu Ende war, sie hatten nicht mehr viel zu verlieren. Einige Tage später, ich war schon in Gefangenschaft, hörten wir von ganzen Gruppen, die sich aus Angst vor der russischen Gefangenschaft erschossen hatten.

In diesen Selchower See ragte wie ein Finger eine kleine Halbinsel, an deren Ende eine kleine Siedlung lag. Es waren zwei oder drei Bauernhöfe sowie Ferienhäuser der Berliner Prominenz der zwanziger Jahre und der Nazizeit. Von der Spitze dieser Halbinsel konnte man am gegenüberliegenden Ufer die Ortschaft Bugk sowie die in nord-südlicher Richtung verlaufende Landstraße einsehen. Die Ortschaft war schon von den Russen besetzt und auf der Landstraße herrschte reger russischer Lkw-Verkehr. Unsere Einheit, die mit 8,8-cm-Flakkanonen ausgerüstet war, wurde hauptsächlich zur Panzerbekämpfung eingesetzt. In diesem Falle kam aber von irgendwoher der Befehl, mit den Kanonen die am anderen Ufer des Sees operierenden russischen Nachschubverbände zu beschießen und dadurch die Versorgung der vorrückenden Truppen zu unterbinden. Die Sache war bei der Masse der anstürmenden russischen Verbände vollkommen sinn- und auch wirkungslos. Es kam auch nicht soweit.

Zum Beschießen eines nicht sichtbaren Zieles mit der Artillerie muß der Verband einen Vorgeschobenen Beobachter (VB genannt) nach vorne schicken, der das Feuer leitet. Unser Bat-

teriechef, ein Volksschullehrer, mit dem ich seit Monaten hauptsächlich wegen politischer und weltanschaulicher Fragen, die wir bei aller Vorsicht debattierten, im Clinch lag, kommandierte mich auf diesen Posten ab. Ich war dafür ausgebildet und hatte das schon oft gemacht, doch diesmal hatte ich den Eindruck, er will mich durch ein Himmelfahrtskommando loswerden. Als VB bekommt man noch zwei Mann mit, einen Funker sowie einen Stellvertreter für den Fall, daß man selber ausfällt.

Der Funker war ein Schweizer, der sich freiwillig zur deutschen Armee gemeldet hatte. Er war mit mir schon mehrere Male auf VB-Posten, ich hatte aber keinen besonderen Kontakt zu ihm, obwohl er ein guter Nachrichtenmann war. Anders war es mit meinem Stellvertreter. Der hieß Jobst Franken (genannt Jo), war Student aus Stuttgart, hatte ein Lästermund und war daher unserem Batteriechef ebenfalls nicht recht geheuer. Er war ein Parodist und machte manchmal den Propagandaminister Dr. Goebbels sowie andere Nazi-Führer nach, was sehr gefährlich war. Außerdem war er mangels Hygiene von unten bis oben voller Läuse. Seine Mutter war Ärztin in Stuttgart. Ich habe sie nach dem Kriege einmal besucht.

Insgeheim war ich froh, daß ich auf diesen Posten abkommandiert wurde, dadurch war ich weg von der Einheit und nicht mehr zu kontrollieren. Wir machten uns also auf den Weg zur Spitze dieser Halbinsel. Unterwegs vertraute ich Jo meinen Plan an, mich bei nächster Gelegenheit abzusetzen, und wenn es ginge, durch die deutschen und russischen Linien zu versuchen, mich Richtung Heimat durchzuschlagen. Daß in Baden die Franzosen und Amerikaner waren und dort der Krieg schon zu Ende war, war uns bekannt. Es war ein verwegener Plan, und Jobst Franken konnte sich nicht entschließen mitzumachen. Unterwegs zur Halbinsel gingen wir noch durch einen Gelän-

deabschnitt, der vollständig mit toten Russen bedeckt war. Es wurde also in diesem Abschnitt am Tage vorher schon einmal gekämpft, die Russen mußten sich aber wieder um einige Kilometer zurückziehen. Am Anfang der Halbinsel trafen wir noch auf eine deutsche Panzerabwehrgruppe. Der Chef war ein Karlsruher und er hielt uns für total verrückt, als wir erklärten, an der Spitze der Halbinsel eine VB-Station beziehen zu wollen. Es sei in jedem Moment mit einem russischen Gegenangriff zu rechnen. Wir passierten die Sperre aber wie befohlen und waren keine zehn Minuten unterwegs, als der russische Panzerangriff hinter unserem Rücken losbrach. Wir waren, ohne es zu merken, keine 300 m an der russischen Panzerspitze vorbei Richtung Insel marschiert. Der Angriff ging aber hinter uns Richtung Landstraße nach Süden, so daß unser Rückweg nun abgeschnitten war. Ich ging sofort in Deckung. Als ich zurückschaute, sah ich noch, wie ein deutscher Soldat aus einem Deckungsloch sprang und versuchte, mit einer Panzerfaust einen russischen T 34 abzuschießen. Das war einer der größten und bekanntesten Panzer der Russen im Zweiten Weltkrieg.

Nun saßen wir in unserer Deckung und hielten Kriegsrat. Ich erklärte sofort, daß für mich der Krieg nun vorbei sei, und ich versuchen würde, mich irgendwo zu verdrücken. Jobst und der Schweizer waren nicht damit einverstanden. Sie meinten, daß es besser sei, sich zu den deutschen Linien durchzuschlagen. Das hielt ich nach meiner Lagebeurteilung für aussichtslos und zu gefährlich. Schlußendlich konnte ich die beiden aber nicht zurückhalten und ließ sie ziehen. Durch das lichte Gehölz konnte ich ihnen noch einige Minuten nachsehen. Nach ca. 200 m sah ich Jo einen Sprung machen, eine Salve krachte, er verschwand in einem Graben. Seither habe ich von ihm und dem andern nichts mehr gehört. Auch die Nachforschungen seiner Mutter sind alle ergebnislos verlaufen.

Nachdem ich die Schrecksekunde überwunden hatte, setzte ich meinen Weg durch den lichten Kiefernwald in Richtung Ende der Halbinsel fort. Es war ein sandiger Waldweg, der auf der linken Seite stellenweise an das Seeufer grenzte. Ich war vollkommen von dem Gefühl ergriffen, jetzt kommen die entscheidenden Ereignisse des Kriegsendes, des Übergangs vom Hitlerregime in ein anderes Zeitalter, aber auch noch Stunden der größten Lebensgefahr, die äußerste Konzentration und Wachsamkeit erforderten. Jedes Fehlverhalten konnte tödlich sein. Von den Russen hatte ich nur eine von der Propaganda und eigenen Vorstellungen geprägte, verschwommene Vorstellung. Eine davon war, wenn die mich als Einzelperson mit Waffen antreffen, werden sie mich sofort erschießen. Daher warf ich im Weiterlaufen meinen Karabiner, meine 9-mm-Pistole sowie mein Soldbuch an einer schilfigen Stelle in den See. Das Wegwerfen des Soldbuches sollte ich allerdings später noch bereuen.

Nach ca. 20 Minuten Fußmarsch, hinter mir hörte ich den Lärm der ausgebrochenen Kämpfe, sah ich die kleine Ansiedlung liegen. Ich näherte mich ganz vorsichtig, war aber sehr erstaunt, daß die Leute alle friedlich herumliefen, als wäre nichts geschehen. Es waren meistens Zivilisten, in der Hauptsache Frauen und Kinder. Einige versprengte Soldaten hockten teilnahmslos in der Gegend herum. Keiner machte den Eindruck, daß er sich noch für das Vaterland aufopfern wolle. Ich sprach einen Unteroffizier der Infanterie an, der mir sagte, daß man sich entschlossen hätte, die Russen herankommen zu lassen, ohne Widerstand zu leisten. Der Mann war ungefähr in meinem Alter und machte auf mich einen intelligenten Eindruck. Nach einiger Unterhaltung ließ er mich erkennen, daß er sich in Zivilkleidung aus dem Staub machen wolle, sobald klar war, daß eine Rückeroberung der Ortschaft durch deutsche

Truppen nicht mehr möglich sei. Ich schilderte ihm meine Erlebnisse der vergangenen Stunde. Da sich der Schlachtenlärm immer weiter entfernte, war uns klar, daß wir abgeschnitten und auf uns selbst gestellt waren. Darauf sagte ich ihm meine vorher gemachten Pläne, und da wir fast in derselben Richtung dachten, beschlossen wir, das Unternehmen gemeinsam durchzuführen.

Der Mann hieß Reinhold Pannek und war aus Göttingen. Wir schlossen schnell Freundschaft. Er hatte vorgesorgt, war auch schon mit einigen der dort wohnenden Leute bekannt. Die meisten waren aus Berlin wegen der Kriegsereignisse hierher ausgelagert. Man hatte den Eindruck, daß es nicht die Ärmsten waren. Vermutlich waren auch Angehörige der oberen Parteeilite dabei. Das war jetzt nicht mehr wichtig. Jeder hatte die Absicht, seine Haut zu retten, keiner konnte voraussehen, was von den Russen zu erwarten war und wie sie sich verhalten würden. Zivilkleidung war reichlich vorhanden. Ich suchte mir einen grauen Knickerbockeranzug heraus, der mir ganz gut paßte. Er war recht bequem und für mein Vorhaben schien er mir ideal. Es war nun ungefähr 10.30 Uhr vormittags und der Kampfeslärm war nur noch dumpf aus der Ferne in Richtung Berlin zu vernehmen. Gleichzeitig stopfte ich noch eine Ledertasche mit Notverpflegung voll und als Schutz gegen die Witterung nahm ich eine Fallschirmjägerjacke und einen zivilen Hut. Meine Erscheinung war nach heutigen Begriffen abenteuerlich, aber damals nicht besonders exotisch. Reinhold kleidete sich ebenfalls ein und danach erkundeten wir das Dorf.

Wir stellten fest, daß außer den Deutschen noch eine ganze Menge Ausländer in Zivil, auch Frauen, in dem Dorfe waren. Es waren Angehörige der verschiedenen ausländischen Vertretungen und Botschaften, die wegen der Bombenangriffe auf diese abgelegene Insel geflohen waren und nun alle das Ende

des Krieges in einer relativ sicheren Umgebung abwarteten. Einige fielen mir durch ihren vertrauten alemannischen Dialekt auf; als ich mit ihnen ins Gespräch kam, konnte ich feststellen, daß es Schweizer waren, die als Diplomaten mit ihren Familien in Berlin lebten. Im Dorfe war zunächst alles friedlich, es herrschte eine unwirkliche, fast traumhafte Atmosphäre. Man spürte, daß große Ereignisse in der Luft lagen. Untergangs- und Aufbruchstimmung mischten sich zu einer vorher noch nie empfundenen Seelenlage. Die Schweizer lebten zusammen in einem kleinen Bauernhaus, fast inmitten der kleinen Siedlung. Der Erwartungsdruck wurde durch eine ganz plötzlich einsetzende Unruhe und Aktivität abgelöst. Gruppen von Menschen bildeten sich spontan und es ging die Nachricht um: „Die Russen kommen“.

Wie bei einer Theatervorstellung, oder wie vorher schon einmal geprobt, erschien der Ortsvorsteher mit einer weißen Fahne, links und rechts von einem weiteren Manne flankiert, und schritt in die Richtung, in der die Angriffsspitze zu erwarten war. Nach ungefähr 100 m blieben sie stehen und warteten mit erhobener Fahne. Man hörte einzelne Schüsse und Kommandos. Plötzlich tauchten der erste russische Offizier und einige Soldaten auf, gingen auf den Fahnenträger zu, verhandelten einige Minuten mit ihm, nahmen die drei gemeinsam in die Mitte, drehten sich nach hinten um, gaben verschiedene Befehle und setzten sich dann in Richtung Dorfplatz in Bewegung, Maschinenpistolen und Revolver in Anschlag. Beim ersten Zeichen von Widerstand wären die drei Kommissionäre sofort erledigt gewesen.

Kurz vor dem Einmarsch der Truppen verließen die Leute ihre Häuser und stellten sich, wie in Erwartung eines Festzuges, am Straßenrand auf. Es könnte auch möglich gewesen sein, daß sie vom Ortsvorsteher dazu aufgefordert wurden. Die Häuser

waren gefährdet, wenn sich jemand darin blicken ließ, da die Truppen oft aus besetzten Häusern beschossen wurden, sie setzten dann dieselben sofort in Brand. Es war sicher eine Vorsichtsmaßnahme eines erfahrenen Mannes, die sich auch tatsächlich bezahlt gemacht hat. Es wurde kein einziges Haus zerstört. - Nun drangen aus allen Richtungen die ersten Kampftruppen mit der berühmten russischen Maschinenpistole vor der Brust in die Ortschaft und auf die Menschen zu. Es herrschte totales Schweigen. Die Leute waren bleich vor Schreck, gaben aber keinen Laut von sich. Die Soldaten waren dreckig, naß verschwitzt und hatten, was mir komisch erschien, einen watschelnden Gang wie Enten. Ich hatte das dann auch bei anderen Gelegenheiten, als mir auffallend und fremdartig, festgestellt. Man sah ihnen an, daß sie tagelange Kämpfe hinter sich hatten. Es waren viele mit asiatischen Gesichtszügen darunter, die aus den Gebieten der südlichen, muselmanischen und der mongolischen Sowjetunion stammten.

Reinhold und ich standen in der vordersten Reihe mit unseren Zivilanzügen. Als die ersten Soldaten bei uns waren, ging einer auf mich zu, hob die Hand auf und rief: „Urr-Urr-Urr“. Ich wußte gleich, daß er meine Uhr wollte. Wenn es weiter nichts ist, dachte ich, und gab ihm meine Taschenuhr, eine alte Zwiebel, die kaum einen Wert hatte, und die ich fast während des ganzen Krieges mit mir herumgeschleppt hatte. Ebenfalls nahm er aus meinem Portemonnaie ein Medaillon mit der Mutter Gottes von Lourdes, welches mir ein französisches Mädchen im Jahre 1941 in St.-Jeans-de Luz am Atlantik geschenkt hatte. Damals hatte ich von der Existenz dieses Wallfahrtsortes keine Ahnung. Sie sagte mir aber, dieses Medaillon sei in Lourdes vom Bischof geweiht worden und würde mir Glück bringen. Obwohl es keinen materiellen Wert hatte bewahrte ich es über vier Jahre bei mir auf, bis es mir der junge Russe wegnahm.

Wenn ich das Medaillon einmal in die Hand bekam, dachte ich eher an das Mädchen als an die heilige Jungfrau. Ich wünsche dem Russen heute noch nachträglich, daß es ihm ebenfalls Glück gebracht hat und er den Rest des Krieges gesund überstanden hat. Gleich darauf hörte ich schon die ersten Schreie von Frauen, die ihre Armbanduhren und ihre Ringe nicht freiwillig abgeben wollten, und denen sie nun gewaltsam weggenommen wurden. Man konnte Soldaten beobachten, meistens junge Kerle, die ganze Bündel Uhren am Koppel hängen hatten, wie die Indianer ihre Skalps. Die Kampftruppen durchkämmten die Ortschaft und zogen dann schnell wieder weiter. Nun waren wir wieder unter uns. Ich dachte noch, das kann doch nicht alles gewesen sein. Innerlich spürte ich aber eine große Befreiung und Erleichterung, denn nun war es gewiß, ich hatte den Krieg lebend überstanden. Das Ganze hatte sich so zwischen 12 und 13 Uhr abgespielt. - Wir standen nun in Gruppen herum und diskutierten. Keiner hatte sich den Übergang von der Nazizeit zu dem so gefürchteten Bolschewismus so einfach und schmerzlos vorgestellt. Nach einigen Debatten kam eine heitere und freudige Stimmung auf. Die Schweizer luden mich und Reinhold in ihr unversehrtes Haus zu Kaffee und Kuchen ein.

Nun saßen wir in der Wohnstube des Bauernhauses um einen großen runden Tisch, alles in allem so ungefähr 15 Personen, und unterhielten uns über die völlig neue Zeit, die nun für jeden persönlich, aber auch politisch in Europa anbrechen sollte. Die Frauen hatten Kuchen gebacken mit eingemachten Zwetschgen. Die Verpflegungslage war überhaupt erstaunlich gut. Keiner mußte hungern. Es lag wohl an der bäuerlichen Umgebung und auch daran, daß die geflüchteten Diplomaten besonders gut mit Lebensmitteln versorgt worden waren. - So war die Welt in Ordnung. So hatte ich mir den Frieden vorgestellt. Das Wetter

war bei beginnendem Frühling sehr gut und außergewöhnlich mild. Insgeheim stellte ich mir vor, mit den Schweizern nach Hause reisen zu können, da sie freundlich waren; ferner lag meine Heimat ja nicht weit von der Schweiz entfernt.

Meine Träume wurden jäh und schmerzlich zerstört. Die Tür ging auf, zwei großgewachsene russische Offiziere traten herein und verlangten die Dokumente. Sie hielten Pistolen in der Hand, waren tadellos gekleidet und sprachen einwandfreies Deutsch. Ich war erstaunt und erschrocken zugleich. Sie sahen gar nicht so aus, wie wir uns, von der Goebbels'schen Propaganda verbreitet, die Russen vorgestellt hatten. Nun wurde aber die Spreu vom Weizen getrennt. Da ich mein Soldbuch morgens am See weggeworfen hatte, war ich ohne jegliche Papiere und somit auch ohne Identität. Genauso ging es meinem Kumpel Reinhold. Die Schweizer hatten jeder einen internationalen Schutzbrief und blieben daher unbehelligt. Die Russen führten uns nach draußen. Dort stand ein Abführkommando, das uns in Empfang nahm. Meine Verpflegungstasche und die anderen Utensilien, die ich mir für den Fall X zusammengestellt hatte, konnte ich gerade noch mitnehmen. - Nun war ich in russischer Gefangenschaft. Es war der 27. April 1945 gegen 16 Uhr. Ich war gerade 23 Jahre und 3 Monate alt.

Die Russen hatten außer uns noch einige andere einkassiert, es waren Soldaten und ältere Zivilisten. Es hatten sich also noch eine Menge Leute aus der Armee irgendwo verborgen gehalten, von denen wir keine Ahnung hatten. Vermutlich hatten sie Angst vor den eigenen Leuten und wurden erst von den Russen aus ihren Verstecken herausgeholt. Der ganze Trupp wurde nun zu einer Scheune geführt, die am Rande des Dorfes stand. Als wir ankamen, war die Scheune schon von Soldaten bewacht und auch schon halb mit Gefangenen gefüllt. Es war eine Art Heuschober, aber ziemlich hoch und mit zwei großen

Holzturen verschlossen. Nach und nach wurden immer mehr Leute angeschleppt und der Platz wurde knapp. Ich versuchte mich mit Reinhold zusammen in der Nähe des Ausgangs zu etablieren; der Gedanke an eine Flucht hatte mich immer noch nicht losgelassen. So saßen wir nun vorne am Tor auf dem Boden und konnten durch die Türspalte nach außen sehen, wenn neue Leute gebracht wurden, oder auch durch die Öffnung, vor der ein junger Russe mit einer Maschinenpistole auf dem Boden saß. Bis zum Einbruch der Dunkelheit war die Scheune brechend voll, keiner konnte mehr richtig stehen, und es setzten schon die ersten Händeleinen wegen der Plätze ein. Gegen 22 Uhr ging das Tor auf und die Russen kamen mit einer Feldküche. Jeder reichte sein Kochgeschirr nach vorne und bekam es mit einer Suppe gefüllt, die fast nur aus Brühe und Schweinefleisch bestand. Es wurde auch Brot verteilt. Dieses Essen war für mich von besonderer Bedeutung; es war nämlich das letzte Fleisch für die nächsten dreieinhalb Jahre, das ich zwischen die Zähne bekam.

Nun begann die Nacht. An Schlaf war bei diesem Gedränge nicht zu denken. Meinen Platz hatte ich langsam bis zum Torspalt vorgeschoben, so daß ich vor mir direkt den russischen Posten sitzen hatte. Es brannten zahlreiche Lagerfeuer, man konnte die Russen singen hören und tanzen sehen. Es gab zahlreiche Betrunkene, der Schnaps floß sicher in Strömen. Die Musikinstrumente waren hauptsächlich Ziehharmonika und Balalaika. Die Soldaten biwakierten in ihren Panjewagen, die von den kleinen Steppenpferden gezogen wurden, die ich hier zum ersten Male sah. Man hörte auch Stimmen von Frauen; auch Schreie, denn es gab der ganzen Lage nach die ersten Vergewaltigungen. Die Truppe war nach den gewaltigen Kämpfen in Siegesstimmung, denn der Krieg konnte nicht mehr lange dauern. - Bei uns im Heuschober war die Stimmung beschi-

sen. Die erste Nacht in Gefangenschaft, ein ungewohnter Zustand, nachdem man bis dahin nur andere in Gefangenschaft gesehen hatte. Ich versuchte durch Gesten mit dem Wachsoldaten in Kontakt zu kommen. Es war ein junger, gutmütiger Kerl, der sicher aus einem Dorfe stammte. Als er zu essen anfang, machte ich ein Zeichen mit der Hand. Darauf gab er mir einen Ring Knackwurst und Brot. Ich gab Reinhold einen Teil und wir versuchten es hinunterzuschlingen, ohne daß es von den anderen bemerkt wurde. Der Russe sagte immer Zivilij zu mir, da ich keine Uniform anhatte. Diese Knackwurst war auch meine letzte Wurst bis zu meiner Heimkehr im September 1948.

So brachten wir mehr schlecht als recht die erste Nacht hinter uns. Es war noch lausig kalt, aber wir waren ja abgehärtet. Als es Morgen war, ging das Tor auf, ein Russe stand davor mit erhobener Hand und rief: „Heil Hitler - na, habt ihr euren Hitler jetzt geheilt?“ - Allgemeines Erstaunen. Dann ging ein Geschimpfe los. Jeder merkte nun, was wir in der Vergangenheit alles an Schwindel vorgemacht bekommen hatten. Man konnte aber auch schon merken, wie sich jeder versuchte geistig abzunabeln. Einige behaupteten, schon lange Kommunisten gewesen zu sein. Andere seien im Widerstand gewesen. Jedem war es peinlich, daß er dabeigewesen sein sollte. Alle waren schon lange Antifaschisten. - Dem Russen war das egal. Er hatte seinen Spaß mit uns. Sicher hatte er diese Szene schon oft erlebt mit seinem „Deutschen Gruß“. Man hatte überhaupt den Eindruck, daß die Russen sich mit dem Verhalten der Leute bei Beginn der Gefangenschaft auskannten und sich immer wieder zu ihrem eigenen Vergnügen zum Teil makabre Scherze leisteten. Sie taten das aus einem Gefühl der Überlegenheit heraus, hauptsächlich mit den Namen von Nazigrößen und mit dem deutschen Grußzeremoniell. Wir wußten nicht, ob wir

lachen oder weinen sollten. Man empfand auch ein gewisses Gefühl von Scham.

Nun mußten wir vor der Scheune antreten. Reinhold und ich versuchten immer zusammenzubleiben. Es waren nun schon mehrere Wachsoldaten beisammen, und wir mußten Gruppen zu jeweils 15 Mann bilden. Der Offizier, welcher uns mit dem Hitlergruß überrascht hatte, rief nun der Gruppe zu: „Ihr werdet jetzt alle abgeführt zum Erschießen.“ Die erste Gruppe marschierte los und verschwand hinter den Häusern. Nun herrschte Angst und Schrecken und das pure Entsetzen. So hatte doch die Propagandamaschine, der wir bis zum letzten Tag an der Front ausgesetzt waren, recht gehabt? - Man hatte uns nämlich eingehämmert, daß jeder erschossen wird, der in russische Gefangenschaft gerät. Die allgemeine Stimmung, die auch den Sowjets gegenüber nach den ersten Erfahrungen recht optimistisch war, schlug sofort wieder ins Gegenteil um. Die Skeptiker bekamen wieder die Oberhand. Nach ca. 10 Minuten marschierte die zweite Gruppe los. Wir horchten immer, ob nicht Schüsse zu hören wären, aber es blieb alles still. Ich kam mit der dritten oder vierten Gruppe zum Abmarsch. Es ging in Zweierreihen durch das Dorf, am Seeufer entlang in Richtung Storkow. Der Weg war mir bekannt. Ein Stück hatte ich am Vortage selbst zurückgelegt und den Rest kannte ich aus Karten, die ich für meine Aufgabe als VB studiert hatte. Beim Marschieren wurde es schon ungemütlicher. Die Bewacher drangen auf unbedingte Disziplin. Bei dem geringsten Versuch, aus der Reihe zu tanzen, fingen sie sofort an zu schreien und mit der Maschinenpistole zu fuchteln. Ich selbst hatte, soweit ich es noch nachfühlen kann, eigentlich keine Angst. Der Drang, mich nach einer Möglichkeit zum Flüchten umzuschauen, war vordergründig. Im Grunde meines Herzens konnte ich der Erschießungsdrohung des Russen keinen rechten Glauben schenken,

womit ich auch recht behielt. Sie hatten uns nur wieder ins Bockshorn jagen wollen und sich aus unserer Erwartungsangst einen Spaß gemacht. - Unterwegs kamen wir durch das Kampfgebiet der vergangenen Tage. Es sah schrecklich aus. Die Häuser und die Felder zerstört. Überall lagen noch Leichen und kaputtes Kriegsgerät. Soldaten zogen in Marschkolonnen in Richtung Berlin. Ganz in der Ferne hörte man den Kanonendonner der Schlacht um die Reichshauptstadt.

Nun lernte ich auch die ersten wichtigen russischen Worte kennen: „Dawaj - dawaj“, was unserem deutschen „vorwärts“ entsprach. „Bystreij“ hieß „schnell“, so daß man nun schon den sich immer wiederholenden Befehl bilden konnte: „Dawaj - bystreij,“ was hieß „schnell vorwärts“ und ungefähr unserem deutschen „ vorwärts - los - Beeilung“ entsprach. Dieser Ausruf klang mir bis zu meiner Entlassung aus der Gefangenschaft fast täglich in den Ohren. - Die an uns vorbeiziehenden Russen riefen uns scherzhaft zu: „Friiizy - Friiizy.“ Das war der Spitzname für die Deutschen bei den Russen, so wie wir zu ihnen Iwan sagten. (Er entsprach dem häufig vorkommenden deutschen Namen Fritz) Manche riefen auch: „Berlin kapuuut“ oder „Gittler kapuuut“ oder „Wojna kapuuut“, was heißen sollte: „Deutschland - Hitler und der Krieg sind erledigt und kaputt.“

Wir waren nun schon ca. drei Stunden unterwegs und sahen die ersten Häuser von Storkow. Das war eine größere Ortschaft und voll von russischen Truppen. Es hatten sich dort auch schon verschiedene Stäbe und Kommandanturen niedergelassen. Alles war in Bewegung. Ein dauerndes Kommen und Gehen, wie in einem Ameisenhaufen. Als wir durch die Ortschaft marschierten, sah ich eine Frau aus einem Hause stürzen, die ihre blutenden Hände nach vorne hielt und laut schrie. Es schien uns, als ob sie sich die Pulsadern aufgeschnitten hätte. Wir

nahmen an, daß es sich um die Folgen einer Vergewaltigung handelte, die in den ersten Tagen der Besetzung, wie wir nachträglich erfuhren, recht häufig vorkamen. Wir waren in der Kolonne, keiner konnte etwas machen, nun merkten wir erst richtig, was es heißt, in Gefangenschaft zu sein. Jeder hatte aber genug mit sich selbst zu tun. Wenn einer gute Stiefel hatte, bekam er sie recht schnell von den Russen abgenommen. Für mich war es von Vorteil, daß ich Schnürschuhe anhatte. Man konnte besser darin gehen und die Russen waren nicht daran interessiert. Sie waren nur scharf auf deutsche Schaftstiefel. An einem Sammelplatz außerhalb von Storkow kamen wir mit einer größeren Ansammlung von Gefangenen zusammen. Es waren nun schon einige Hundert und es kamen stündlich neue dazu. Auch das Wachpersonal wurde stärker und rücksichtsloser. Wir hatten es bis jetzt mit Fronttruppen zu tun gehabt, die bei der Behandlung von Gefangenen viel humaner waren als die nachfolgenden Etappenhengste.

Den ganzen Tag wurden Gefangene eingeliefert. Es waren auch ab und zu Zivilisten darunter oder Leute aus dem Volkssturm mit zum Teil abenteuerlicher Uniformierung. Der Haufen auf freiem Felde wurde immer größer und ringsum von einem Ring aus Bewachern umstellt. An Flucht war nicht zu denken. Als der Abend nahte, versuchten wir uns auf dem Boden so gut es ging einzurichten. Der Hunger wurde aus der noch vorhandenen Notverpflegung gestillt. Man mußte aber schon auf der Hut sein. Es waren welche dabei, die wohl Hunger, aber nichts zu essen mehr hatten. Es ging schon los mit den ersten Diebstählen oder mit der gewaltsamen Wegnahme von Lebensmitteln, wenn einer sich nicht wehren konnte. In der Nacht wurde es empfindlich kalt. Ich war froh über meine gefütterte Tarnjacke. Jeder legte sich da auf den Boden, wo er gerade stand. Man mußte auch vorsichtig sein mit den Schuhen, auch die

wurden geklaut, wenn man sie ausgezogen neben sich stehen hatte und eingeschlafen war. - Morgens in aller Frühe ertönte das schon bekannte „dawaj - dawaj“. Wir mußten uns in Fünferreihen aufstellen. Das nächste Wort Russisch, das ich nun lernte, war „pa-pjat“ oder „dawaj – pa-pjat“. Das hieß: Eine Marschkolonne bilden in Reihen zu jeweils fünf Mann. Das war für uns am Anfang ungewohnt, in der deutschen Wehrmacht wurde in Reihen zu Vieren marschiert. Nach langem Palaver setzte sich die erste Kolonne in Bewegung, links und rechts von Bewachern mit Maschinenpistolen flankiert. Reinhold und ich marschierten zusammen. Ich konnte am Stand der Sonne feststellen, daß es in Richtung Nordost ging, also in die Gegend von Fürstenwalde. Mühsam und stockend kam der Zug vorwärts. Es wurden immer wieder Pausen gemacht, da der Nachschub von hinten nicht klappte. Das erste Feldlager in Storkow schätzte ich auf ca. 3000 Mann, und es war klar, daß es nicht so einfach war, diese Menge Leute in Fünferreihen einigermaßen diszipliniert auf den Weg zu bringen.

Wir waren noch zwischen Storkow und Fürstenwalde, da konnte ich schon auf Russisch bis fünf zählen. „Rass - twa - trij - tschitirj - pjat.“ Wasser hieß „woda“ und Hunger hieß „golod“. Ich hatte mir vorgenommen, so schnell wie möglich die einfache russische Umgangssprache zu lernen, denn ich fühlte, daß mit einem längeren Aufenthalt zu rechnen war.

Das Wetter war herrlich. Strahlender Sonnenschein und für die Jahreszeit sehr warm. Das erste, was sich bemerkbar machte, war der Durst. Viele hatten etwas an Lebensmitteln bei sich, aber die Versorgung mit Wasser machte bei den vielen Menschen Probleme. Wenn ein Bach oder ein Brunnen am Wegrand auftauchte, versuchten einige besonders Durstige aus der Reihe auszubrechen und ihre Kochgeschirre zu füllen. Das hatte wüste Reaktionen der Bewacher zur Folge. Sie fingen an zu

brüllen, schossen in die Luft und schlugen mit den Gewehrkolben auf die Leute ein, bis sie wieder in der Reihe waren. Nach einiger Zeit wurde bekanntgemacht, daß jeder, der aus der Marschkolonne ausbricht, sofort erschossen wird. Das wirkte nur teilweise, immer wieder versuchten einige zu Wasserstellen am Straßenrand durchzukommen. Meistens wurden sie fürchterlich zusammengeschlagen, erschossen wurde keiner. –

Manchmal sahen wir weitere Kolonnen, die in eine andere Richtung gingen. In einer solchen Kolonne sah ich einmal ganz plötzlich meinen alten Kameraden Otto Weratschnik auftauchen. Er war Landwirt aus Kärnten und ich hatte mit ihm beim Rückzug aus Frankreich manch verwegenes Abenteuer durchlebt. Ich konnte ihm gerade noch zurufen und er gab mir ein Zeichen, dann war er in der Menge verschwunden. Trotz Nachforschungen nach der Heimkehr konnte ich ihn nicht wieder auffinden.

Einmal sah ich bei der uns begleitenden Wachkolonne einen jüngeren Mann, der aus Oberschlesien stammte, und noch vor einigen Tagen in unserer Einheit gegen die Russen gekämpft hatte. Da er gut Polnisch sprach, hatte er sich nach der Gefangennahme den Russen als Hilfskraft angeboten. Vielleicht war er auch übergelaufen. Auf jeden Fall mußte ich mich in acht nehmen. Die Stimmung war angespannt und die Lage gefährlich. Er hatte noch den deutschen Wehrmantsmantel an, aber schon eine russische Armbinde mit Hammer und Sichel am Arm, sowie eine polnische Militärmütze auf dem Kopfe. In unserer Einheit hatte ich nie etwas mit ihm zu tun, wir kannten uns nur vom Sehen. Da ich aber in Zivilkleidung war, schien es mir angebracht, mich in Deckung zu halten. Nach einiger Zeit ging er in dem allgemeinen Durcheinander wieder unter. Wie viele seiner Landsleute wurde er während des Krieges freiwillig oder unfreiwillig zur deutschen Wehrmacht eingezo-

gen. Nun hatte er, wie viele Grenzlandbewohner durch den geschichtlich bedingten, mehrfachen Wechsel der Nationalität in seiner Heimat, Schwierigkeiten mit seiner Volkszugehörigkeit. Nun konnte er die Chance nutzen, sich aus Gründen der Selbsterhaltung auf die Seite der Sieger zu schlagen. Vermutlich hätte ich es an seiner Stelle genauso gemacht und alle Mittel angewandt, um mein Ziel zu erreichen, den Krieg, den ich nicht angezettelt hatte, gesund und lebend zu überstehen. Ich ahnte im Voraus, daß eine recht interessante Zeit beginnen würde, die ich noch mitmachen wollte. Mit den selben Problemen hatten auch unsere Nachbarn in Südtirol sowie im Elsaß zu kämpfen. Da ich selbst, sowie alle meine Vorfahren, direkt am Rhein wohnte, konnte ich dieses Drama aus nächster Nähe miterleben.

Dieser Vorfall war ein typisches Zeichen dafür, wie jeder einzelne, ob Dummkopf oder Intelligenzler, auf seine Art versuchte die Vergangenheit abzuschütteln und möglichst unbeschädigt den Anschluß an das zu finden, was sich nebelhaft und verschwommen abzuzeichnen begann. Für uns war alles ungewiß und offen. Ein Russe, der zu Pferde geritten kam, schrie ununterbrochen: „Na Sibir, na Sibir“, was leicht zu übersetzen war; es hieß nämlich im Klartext: „Nach Sibirien mit euch, das soll euere Strafe sein.“ Ich muß sagen, das war eine Ausnahme. Vermutlich hatte er zuviel Wodka gesoffen oder besonders schlechte Erfahrungen mit den Deutschen gemacht. Alle Wachsoldaten, ausgenommen die, die durch ihren Dienst auf besonders strenge Disziplin achten mußten, waren wie die meisten Russen gutmütige Kerle, die auf uns manchmal den Eindruck einer gewissen Einfalt machten. So erklärt sich auch der nächste russische Satz, der sich mir, aufgrund der vielen Wiederholungen, einprägte, nämlich: „Skoro domoj“. Das hieß wörtlich übersetzt, „bald nach Hause“. Dieser bei jeder Gelegenheit von

den Russen benutzte Ausruf weckte bei vielen eine zwiespältige Hoffnung und war von der deutschen Mentalität her nicht leicht in unsere Situation einzuordnen. Wie ich später entdeckte, entsprang dieser Zuruf einem tief in der einfachen Seele des russischen Volkes verwurzelten Mitleid mit der unterdrückten und gequälten menschlichen Kreatur. Dieser Charakterzug drang hier sogar, direkt nach den schrecklichen Kämpfen, gegenüber dem geschlagenen Gegner durch. Auch später in Rußland stieß ich bei vielen Gelegenheiten auf dieses Phänomen. Vermutlich verdanke ich sogar dieser Eigenschaft der Russen mein Überleben in fast dreieinhalb Jahren Gefangenschaft.

So wälzte sich also der bunte Haufen südlich der Autobahn Berlin-Fürstenwalde in Richtung Osten. Es ging zum Teil über Landstraßen, aber auch über staubige landwirtschaftliche Wege, durch die vielbesungene „Märkische Heide“, durch zerstörte Dörfer und Bauernhöfe immer weiter und weiter, im Schleichtempo, aber ohne Ruhepause. Es machten sich schon die ersten Fußkranken bemerkbar. Reinhold und ich versuchten dauernd eine Möglichkeit zur Flucht auszuspähen, irgendwohin seitlich in die Büsche. Es blieb alles graue Theorie. Ein Ausbrechen hätte den sicheren Tod bedeutet. Während des Marsches gingen schon die tollsten Latrinenparolen von Mann zu Mann und von Reihe zu Reihe. Meistens war der Wunsch der Vater des Gedankens. Hoffnungsvolle, aber auch schlimme Dinge über unser weiteres Schicksal wurden gehandelt. – Gegen Abend, es muß südlich von Fürstenwalde gewesen sein, lief die ganze Kolonne in ein großes, von Posten gebildetes und von einfachen Wachtürmen umstelltes Viereck ein. Es wurden rechteckige Blöcke gebildet, die dicht gedrängt waren. Von Block zu Block blieb eine Gasse für die Posten von ca. 5 m Breite. So konnte der ganze Laden besser überwacht und kontrolliert werden. Pro Block waren es ca. 500 Mann, und das

ganze Lager schätzte ich auf ca. 10 000 bis 20 000 Gefangene. Nun konnte sich jeder bereitmachen zum Schlafen. Ich glaube, es wurde noch Wasser in Kannen ausgegeben, aber keine Verpflegung. Wer nichts zu essen dabei hatte, konnte sich nun im Kohldampfschieben einüben. Wir waren das rauhe Feldleben seit Jahren schon gewohnt. Ich selbst hatte schon seit Monaten nicht mehr in einem richtigen Bett geschlafen und fand mich daher gut zurecht. Es waren aber auch Leute aus der Verwaltung dabei, Schreibstubenhengste und Köche usw., die sich verdammt umgewöhnen mußten. Die Zigaretten wurden schon an diesem ersten Tag zur Leitwährung. Mit ihnen konnte man schon alles ein- oder umtauschen. Gott sei Dank war ich um diese Zeit kein starker Raucher. Die Fresserei war mir wichtiger als der Tabak, so daß ich auf diesem Sektor nichts entbehrte.

In der Nacht hörte man da und dort Schüsse fallen und Geschrei. Vielleicht versuchten einzelne aus dem Lager abzuhaufen. - Beim Sonnenaufgang ertönte das Kommando: „Dawaj - bystreij, pa piath“ - „Alles fertigmachen zum Aufbruch.“ Mühsam setzte sich der Haufen wieder in Richtung Osten in Bewegung. Nun hatte ich Ortskenntnisse. Es ging durch das in den letzten Tagen hart umkämpfte Gebiet, Richtung Frankfurt/Oder. Es sah auch danach aus. Überall zerstörte Panzer und Geschütze. Teilweise lagen noch Leichen herum und wir sahen, wie bei der Beseitigung derselben auch deutsche Zivilbevölkerung herangezogen wurde. Die Straßen waren zerwühlt, überall Trichter von Granaten und Bomben. Wir waren damals der Meinung, daß es Jahrzehnte dauern würde, bis das alles wieder aufgebaut wäre.

Schon nach der ersten Stunde Marsch begann eine natürliche Auslese einzusetzen. Die ersten Kranken, Verwundeten, Gehbehinderten begannen zurückzufallen. Sie wurden langsam

nach hinten abgeschoben und die Lücke in der Reihe wurde immer wieder von Marschfähigen aufgefüllt. Wir machten uns sogleich Gedanken, was wohl mit ihnen geschehen würde. Die umlaufende Parole, daß jeder Gehunfähige am Ende der Kolonne erschossen würde, machte einen gewaltigen Eindruck und förderte schlagartig den Gesundheitszustand und das Durchhaltevermögen der Truppe. - Als der Weg an einem Waldrand vorbeiführte, kam vorne plötzlich Unruhe auf. Kurz darauf sahen wir am rechten Wegrand, auf einem etwas schräggestellten Leiterwagen, drei tote Landser liegen. Sie waren blutverschmiert und sahen furchtbar aus. Daneben stand ein Schild mit der Aufschrift: „So ergeht es jedem, der versucht zu fliehen.“ Wir waren zutiefst schockiert. Unsere immer wieder im Gehirn herumgewälzten Fluchtpläne erschienen uns nun in einem anderen, ernsteren Licht. Wir wurden mit der harten Wirklichkeit konfrontiert. Lange noch unterhielten wir uns über dieses alles beherrschende Thema.

Während des Marsches beobachtete ich natürlich alles, was sich rechts und links des Weges abspielte. Es waren alles neue, für mich unbekannte Bilder, die einen starken Eindruck hinterließen. Ich mußte mein altes Weltbild schon nach diesen wenigen Tagen entscheidend revidieren. Vieles, was man vorher vom Iwan gehört hatte, war von der Hitlerpropaganda bewußt falsch dargestellt worden. --- Es waren immer noch gewaltige russische Heeresverbände in Richtung Westen auf Achse. Erstaunt war ich über die vielen Einheiten, die mit Panjewagen und den kleinen Steppenpferden ausgerüstet waren. Man konnte daraus ersehen, daß der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung in der Sowjetunion bedeutend größer war als im Westen. Die Soldaten waren mit Pferd und Wagen verwachsen wie ein gemeinsamer Organismus. Es hat sich herausgestellt, daß in den Weiten Rußlands diese Einheiten jeder Panzertruppe haushoch

überlegen waren, und die ganze deutsche Strategie über den Haufen geworfen wurde. Es ist eine Tatsache, daß gerade diese uns primitiv erscheinenden Verbände in hohem Maße kriegsentscheidend waren.

Was mir außerdem besonders auffiel, war der große Anteil von Frauen, die in den Einheiten Dienst taten. Vom jungen Mädchen bis zur älteren Oma war alles vertreten, und ich hatte den Eindruck, daß sie durchaus gleichberechtigt waren. An den Abzeichen konnte man sehen, daß auch sehr viele im Offiziersrang waren. Erstaunt war ich auch über den gepflegten, zum Teil schicken Zustand von Uniformen und allgemeiner Aufmachung. Die meisten hatten die Lippen geschminkt und tadellose Frisuren. Das waren wir nur von den Französisinnen gewohnt. Bei uns in Deutschland war das zu unserer Zeit ein moralisch leicht anrühiger Zustand. So hatten wir uns Bolschewistinnen nicht im entferntesten vorgestellt. Die meisten waren im Sanitätsdienst, in der Feldküche, bei den Kommandanturen oder bei der Nachrichtentruppe tätig. Viele waren im Durchschnitt etwas dicklicher als unsere Frauen; sie waren aber nicht gehässig und durchaus gutmütig und freundlich. Später, während meines Aufenthalts im Inneren Rußlands, konnte ich auf diesem Gebiete noch weitere Erfahrungen sammeln.

Nun waren wir schon wieder mehrere Stunden unterwegs und der Durst war die größte Plage. Es gab viele, die keine Entbehrenungen und Anstrengungen gewohnt waren. Die ließen als erste die Zunge heraushängen und schrien nach Wasser. Die Situation war wie am Vortage, keiner konnte aus der Kolonne ausbrechen, obwohl wir oft an Wasserstellen vorbeikamen. Es war von der Vernunft her auch verständlich. Wenn die Russen die Reihen zum Wasserholen geöffnet hätten, wäre das totale Chaos ausgebrochen. Die Landser wären vor Gier übereinander hergefallen und jede Kontrolle für die Wachmannschaften wäre

unmöglich gewesen. --- Gegen Mittag verlangsamte sich der Zug. In einem lichten Kiefernwalde stand eine russische Versorgungseinheit. Die Spitze des Zuges wurde so geleitet, daß sie in eine Zweierreihe überging. Nun ging es an Kesseln vorbei, aus denen zunächst einmal Wasser ausgegeben wurde. Es mußte schnell gehen, immer wieder hörte man den Befehl: „dawaj - dawaj.“ Der Iwan hatte Mühe, die Halbverdurstenden weiterzutreiben, damit jeder etwas abbekommen konnte.

Ca. 100 Meter weiter war eine Feldküche in Aktion. Von den Wasserkesseln wurde die Kolonne nun an den Suppenkesseln vorbeigeschleust. Jeder marschierte vorbei, hielt sein Kochgeschirr hin, bekam eine Kelle voll Suppe und wurde dann weitergeschubst. Die Suppe wurde im Gehen ausgelöffelt, eine Rast für diese Menschenmasse war nicht möglich, da immer wieder neue Haufen nachdrängten. Die Russen hatten die größte Mühe, an den Suppenkesseln die Ordnung aufrechtzuerhalten und für Disziplin zu sorgen. Es ging nicht ohne Schreien, Kolbenstöße und Fußtritte ab. Die einstmals gefürchtete und stolze deutsche Wehrmacht bot ein jämmerliches Schauspiel. Auch bei dieser Essenausgabe waren fast ausschließlich russische Frauen der Sanitätstruppen im Einsatz. Für viele war es das erste warme Essen seit Tagen. Auch Reinhold und ich hatten seit dem Schweinegulasch im Heuschober, also fast 48 Stunden, nichts mehr Warmes gegessen. Es bleibt noch zu erwähnen, daß jeder ein Kochgeschirr und einen Löffel dabei hatte. Das gebot schon der Instinkt und der Selbsterhaltungstrieb. Sogar die drei toten Geflüchteten, die ich vorher erwähnt habe, hatten ihre Kochgeschirre noch umgehängt gehabt.

Der Marsch ging ununterbrochen weiter; die Fünferreihen formierten sich wieder und unter dauerndem Anfeuern und Gebrüll der Begleiter schlich sich der Trauerzug `gen Osten. Bilder, die wir im Geschichtsunterricht gelernt hatten, tauchten

in meiner Vorstellung auf. Der „Dreißigjährige Krieg“ oder „Der Rückzug Napoleons aus Moskau“. Es fiel mir auch der Satz ein: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“ Genauso war auch die Stimmung. Man hatte das Gefühl, einer gewaltigen geschichtlichen Wende teilhaftig geworden zu sein und selbst ein lebendiges Teilstück dieses Ereignisses zu bilden. Aber nur wenige hatten so hochtrabende Gedanken und Ideen. - Gejammer, Gezeter, Gestänker, Gezänk, Selbstmitleid, Wut, Hunger, Durst, Angst und Schmerz waren die vorherrschenden Gefühlsäußerungen. Auf der anderen Seite war auch eine gewisse Genugtuung, wenigstens zunächst noch einmal mit dem Leben davongekommen zu sein. Manche entwickelten auch einen erstaunlichen Galgenhumor.

Das nächste Nachtlager war wieder auf freiem Felde ungefähr zwischen Fürstenwalde und Frankfurt/Oder. Der Ablauf war derselbe wie am Abend vorher, nur hatte ich den Eindruck, daß die Anzahl der Gefangenen noch angestiegen war. Es waren unterwegs noch andere Ströme, wie in einem Flußsystem, dazugeleitet worden. Die Hauptrichtung war ohne Zweifel Frankfurt/Oder. Innerhalb der Marschkolonne bildeten sich nun schon kleine Gruppen, die zusammenhielten: Teils waren sie von derselben Waffengattung und kannten sich schon vorher, teils lernten sie sich auf dem Marsch kennen und hatten das Gefühl, daß sie gemeinsam besser zurechtkämen. Die Gruppenbildung folgte einem Naturgesetz. Es ging zu wie auf der freien Wildbahn. Jeder merkte instinktiv, mit wem er am besten zurechtkommen würde und wo der größte Vorteil für das Überleben zu erlangen war. Die Stärkeren hatten es am leichtesten; Ihnen schlossen sich noch andere Starke an, und auch Schwache suchten sich zum Selbstschutz an diese Gruppen anzuhängen. Es bildete sich schon wieder eine neue Hierarchie, nur dieses Mal unter anderen Bedingungen als bei der Wehrmacht oder bei der

Nazipartei. Interessant war auch, wie plötzlich Leute zu Nichtrauchern wurden, die geglaubt hatten, sich das Rauchen niemals abgewöhnen zu können. Es ging ganz einfach. Es war nichts mehr zu rauchen da. Die paar Zigaretten, die einzelne noch hatten, wurden versteckt gehalten. Sie waren Gold wert. Es setzte sich auch langsam die Erkenntnis durch, daß man gezwungen war, sich noch manches abzugewöhnen: Wobei das Rauchen sicher noch das kleinste Opfer sein würde. - Die Nacht brach herein. Geschrei und Schießerei an den Rändern des Camps. Lausig kalte Nacht mit schönstem Sternenhimmel. Für die Jahreszeit sehr gutes Wetter mit Sonne am Tage. Man spürte den erwachenden Frühling. Regen wäre eine totale Katastrophe gewesen und hätte sicher Hunderten das Leben gekostet.

Am nächsten Morgen, es war der 30. April 1945, ging es genau wieder so weiter wie am Tag zuvor. Großes Geschrei, Schüsse in die Luft, Nachhilfe mit dem Gewehrkolben, Tritte in den Arsch. Das Palaver war sogar noch größer. Es wurde viel gestohlen in der Nacht. Kleidung, Rucksäcke, Decken, Mäntel; manchen versuchten sie sogar die Schuhe auszuziehen, was vielfach auch gelang. Einige rannten mit den Socken herum.

- Der Iwan wurde immer gereizter und nervöser. Es war keine leichte Aufgabe, so einen bunt gemischten Sauhaufen in Ordnung zu halten. Mühsam setzte sich die Spitze in Bewegung. Es dauerte über eine Stunde, bis wir, ungefähr im ersten Drittel, auf den Weg kamen. Auf der weiteren Strecke überall fürchterliche Zerstörungen. Nördlich von uns lagen die Seelower Höhen, eine Erhöhung über dem Oderbruch. Aus diesem Brückenkopf heraus hatten die Russen am 16. April versucht, direkt nach Berlin durchzustoßen, und wurden unter schrecklichen Verlusten auf beiden Seiten zunächst einmal aufgehalten.

Darauf änderte die russische Seite sofort ihre Strategie. Sie ließ den Mittelabschnitt liegen und griff in einer großen Zangenbewegung im Nord- sowie im Südabschnitt mit allen verfügbaren Kräften an, so daß zwischen der Oder und Berlin ein riesiger Kessel entstand. In diesem Kessel wurden zwei deutsche Armeen sowie abertausende Flüchtlinge aus den verlassenen Ostgebieten eingeschlossen. Bei Angriffsbeginn lag ich in der Ortschaft Podelzig/Schönfließ als „VB“ (Vorgeschobener Beobachter) direkt in der vordersten Linie der Hauptstoßrichtung. Heute noch erscheint es mir wie eine Wunder und ich denke oft darüber nach, wie es mir gelang, aus diesem Hexenkessel, erfüllt von Granatsplittern und Pulverdampf, wieder lebendig herauszukommen. – Die Führung der russischen Angriffsarmee lag, wenn ich mich noch recht entsinne, in den Händen der Marschälle Schukow, Tschuikow und Konjew. Alle drei veranstalteten ein Wettrennen, das unnötigerweise das Leben abertausender, vor allem russischer Soldaten kostete. Jeder der drei wollte für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, als erster und vor allem vor den Amerikanern, in Berlin einzumaschieren und somit als Eroberer der Reichshauptstadt in die Geschichte einzugehen. Dieser Wettstreit war absolut überflüssig, zumal die Deutschen den Krieg lange vorher schon hoffnungslos verloren hatten. Es gibt in der Geschichte zahllose klassische Beispiele dieser menschenverachtenden Verhaltensweise der Generalität, und das ausnahmslos bei allen Völkern und Rassen.

Der Marsch wurde immer beschwerlicher, die Fußkranken häufiger. Der Hunger und der Durst zehrten an den Kräften, zunächst einmal bei den Alten und Schwächeren. Immer mehr fielen zurück. Keiner wußte auch genau, wo der Marsch eigentlich enden sollte und wie lange es noch dauern würde. Im Extremfalle könnten sie uns bis nach Rußland marschieren lassen. Viele von uns waren ja schon einmal dort, aber unter anderen

Bedingungen. --- Einige Reihen vor uns ging ein Landser mit einem Rucksack auf dem Buckel. Man sah im an, daß er sich schwertat, hinkte und immer weiter zurückfiel. Nach einiger Zeit war er in unserer Reihe gelandet und wir konnten uns mit ihm unterhalten. Er sagte uns, daß er Ingenieur von Beruf sei und aus Wien stammen würde. Er bat darum, ihn beim Gehen zu unterstützen, da er alleine nicht mehr weiterkomme.

Es war klar, daß er Angst hatte, bis nach hinten zurückzufallen in ein ungewisses Schicksal. Wir musterten seinen Rucksack, darin war allerhand zu vermuten. Wir hatten uns nicht getäuscht. Nach ca. einer Stunde gab er uns die Erlaubnis hinzugreifen und etwas für uns und für ihn herauszuholen. Der Sack war voll mit Lebensmitteln, Notverpflegung und Konserven. Das machte uns die Schlepperei schon schmackhafter. Wir hatten ihn mitgeschleppt bis ans Ende des Marsches in einer Kaserne in Frankfurt/Oder, in der wir gegen Abend ankamen. Dort wurde der ganze Zug, so wie er einrückte, auf die verschiedenen Unterkünfte verteilt. Unser Wiener kam auch zu uns beiden auf dieselbe Bude. Bis am nächsten Tag hatten wir zusammen den ganzen Rucksack leergespachtelt. So war allen geholfen. Er kam bis in die Kaserne, und wir kamen zu einem bißchen Zusatzverpflegung. Am nächsten Tage meldete er sich wegen seines Fußleidens krank und kam auf eine Krankenstation und wurde von uns nicht mehr wiedergesehen.

In dieser Kaserne blieben wir bis zum 3. Mai 1945. Man konnte sich da ein bißchen von den Strapazen erholen. Es gab auch etwas Brot und einmal täglich eine Wassersuppe. Die Kranken wurden ausgesondert und die ganze Truppe neu eingeteilt für den Abtransport mit Lastwagen. Das Ziel war noch unbekannt.

Am Morgen dieses Tages gingen schon in aller Frühe die Lkw-Transporte mit den üblichen brutalen Begleiterscheinun-

gen irgendwo im Kasernenbereich los. Reinhold und ich kamen zusammen auf denselben Lastwagen. Es ging durch das zerstörte Frankfurt in Richtung Osten, über eine von den russischen Pionieren zusammengeflückte Oderbrücke. Die Stadt war fast vollkommen zerstört. Es wurde uns nach dem Überqueren der Oder klar, daß unsere Fluchtpläne immer schwieriger wurden. Man sah nun auch schon polnische Militäreinheiten mit ihren komischen Mützen. Man hatte auch gleich das Gefühl, daß mit den Polen nicht zu spaßen war. Sie machten einen grimmigeren Eindruck als die Russen.

Die Fahrt ging nun mehr schlecht als recht mit klapprigen Lastwagen bis nach Zielenzig im ehemaligen Schlesien. Dort kamen wir in ein Lager, das schon von außen einen recht ordentlichen Eindruck machte. Es war eine Kaserne der deutschen Wehrmacht, die nun, mit Stacheldraht abgesichert, als Durchgangsstation für Kriegsgefangene eingerichtet war. Wir wurden sogleich nach unserer Ankunft auf die verschiedenen Gebäudeblöcke verteilt. Die Räume waren ohne Einrichtung. Wir mußten dicht gedrängt auf dem Boden schlafen; das war aber immer noch besser als auf dem freien Felde. Für jeden Raum wurde ein Stubenältester eingeteilt, der für Ruhe und Disziplin sowie für die Verteilung des Brotes zuständig war. - Unser Kapo war ein angeblich aus dem KZ entlassener Sträfling, ein so mieser Typ, daß er selbst von den Russen nicht als „Politischer“ anerkannt wurde. Immerhin hatte er es wieder geschafft, in dieser neuen Situation sich die erste Vorzugsstellung zu ergattern. - Das Lager war gut durchorganisiert. Man merkte, daß schon Tausende von Gefangenen in den letzten Tagen und Wochen durchgeschleust worden waren.

Die gesamte Stammbesatzung war in deutsche Uniformen gekleidet. Auf der Mütze hatten sie eine rotweißrote Kokarde und am Arm eine Armbinde in derselben Farbe. Mit dieser

Farbe konnte ich nichts anfangen, bis ich erfuhr, daß es sich um österreichische Antifaschisten handeln würde, die in die deutsche Wehrmacht eingezogen wurden und dann in russische Gefangenschaft geraten waren. Nun würden sie sich für ein unabhängiges Österreich einsetzen, frei von Deutschland, frei vom Faschismus-Hitlerismus. - Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus; jahrelang hatte ich mit Österreichern in derselben Einheit gelebt, aber noch nie einen Antifaschisten angetroffen. Es hieß sogar, daß Fachleute von ihnen schon hier, im Lager Zielenzig, mit unserer Umschulung und Entnazifizierung beginnen würden. Es hingen auch Plakate im Lager herum, auf denen Termine und Themen für solche Umerziehungsaktionen bekanntgemacht wurden. - Unser Interesse an der Verpflegung war natürlich ungleich größer als das an einer geistigen Umerziehung. Ich dachte an den Spruch von Bertold Brecht, den wir während des Krieges unter der Hand verbottenerweise gelesen hatten: „Erst kommt das Fressen und dann die Moral.“

Die Versorgung war regelmäßig; von den nötigen Kalorien her gesehen natürlich nicht ausreichend. Der Hunger war ständig gegenwärtig und eigentlich das Hauptproblem unserer damaligen Existenz. - Es gab einmal am Tage Brot und in der Mittagszeit eine warme Suppe von unterschiedlicher Konsistenz; meistens waren Kraut oder Kartoffeln darin enthalten. Hier machte ich zum ersten Male mit Brot aus Maismehl Bekanntschaft. Es war etwas gelblich und hatte einen bitteren Geschmack. Das Verteilen des Brotes wurde von dem KZ-Kapo vorgenommen. Er hatte noch zwei Assistenten zur Seite, damit er nicht beschummeln konnte. Die Brotaufteilung entsprach einem religiösen Zeremoniell. Die ganze Mannschaft saß herum und betrachtete den Vorgang mit kritischer Aufmerksamkeit und erhob sofort Einspruch, wenn es schien, daß ein

Stück auch nur einen halben Millimeter zu klein ausfallen würde.

Außer der Essensausgabe, die natürlich keiner verpaßte, konnten wir uns im Lager in der übrigen Zeit frei bewegen. Es waren schätzungsweise 3000 bis 4000 Mann in den Gebäuden untergebracht. Aufgrund der guten Organisation nach soviel Chaos war die Stimmung recht aufgeschlossen und optimistisch. - Einmal ging ich mit Reinhold zusammen zu einer Versammlung, die im Freien stattfand. Auf einem Podest im Kasernenhof stand ein Mann mit der bekannten rotweißbroten Armbinde und hielt eine flammende Rede über den Sozialismus, der nun über uns hereinbrechen würde, und über die Verwerflichkeit dessen, für das wir (im übrigen auch er, denn er trug noch eine deutsche Uniform) bisher gekämpft hätten. Auf Fragen, wie es nun mit uns weitergehen würde, kam die Auskunft: Nach Rußland zur Umerziehung, leichtem Arbeitseinsatz, gutem Essen und vermutlich baldiger Heimkehr. Das klang nicht schlecht. Die Stimmungslage der Zuhörer stieg von gut bis heiter. Ich selbst hatte meine Zweifel. So einfach konnte der Ausstieg aus alldem, was wir gesehen und mitgemacht hatten, nicht erfolgen. Der Mann war ganz einfach ein Opportunist, der für gutes Essen und Unterkunft etwas verkündete, an das er vermutlich selbst nicht glaubte. - Am Schluß wurde das Lied angestimmt: „Brüder zur Sonne, zur Freiheit, Brüder zum Lichte empor“. Fast alle kannten die Melodie, jedoch niemand den sozialistischen Text. So kam es, daß lauthals die Melodie mit Nazitext erklang: „Brüder in Zechen und Gruben, Brüder wohl hinter dem Pflug“ usw. Das war peinlich - peinlich.

Der Drang zu fliehen hatte noch nicht nachgelassen, obwohl wir sahen, daß das Vorhaben von Tag zu Tag schwieriger wurde. Die Entfernung von der Heimat wurde immer größer, die Verhältnisse außerhalb des Lagers immer stabiler. Wir waren

jetzt auf Territorium, das von den Polen beansprucht wurde. Man sah durch den Lagerzaun hindurch immer mehr Männer in polnischer Uniform. Trotzdem machten wir immer neue Pläne und spähten nach Schwachstellen im System aus, die es uns eventuell ermöglichen würden, abzuhaufen. Wir besprachen die Entfernungen, die Frage der Verpflegung, der Tarnung, der Flußübergänge. In Wirklichkeit war alles Phantasie und Träumerei. Wir wußten nicht einmal, wie es außerhalb des Stacheldrahtes eigentlich zuging und was sich abspielte. Wir hatten auch keine Ahnung von der politischen oder der Kriegslage. --- Da kam plötzlich ein entscheidender Einschnitt. Am Morgen des 8. Mai ging die Nachricht durchs Lager: „Der Krieg ist aus.“

Die Stimmung wurde euphorisch. Die Bewacher hatten schon Feuerwasser getrunken und waren bester Laune. Sie schossen zum Teil mit Gewehren und Maschinenpistolen in der Luft herum. Auch außerhalb war allerhand los. Man konnte vom Lager aus einige Häuser sehen, in denen sich schon die Polen eingekerkert hatten. Von dort ertönte Musik. Es wurden Leuchtpistolen und Raketen abgeschossen. Einige tanzten auf der Straße herum und sangen. Die russische Besatzung, die vorher kaum zu sehen war, marschierte im Lager herum und war ganz stolz. Immer wieder riefen sie:

„Wojna kapuuut (Wojna hieß Krieg), Berlin kapuuut - Gitler kapuuut (sie konnten das H nicht aussprechen und sagten dafür G), Gimmler kapuuut, Goeppels kapuuut, alle Friiizy kapuuut.“ Wer das nicht verstand, dachte, nun ist alles kaputt. Die Russen meinten aber mit kaputt, es sei erledigt oder beendet. Wir bekamen zu Mittag eine etwas dickere Suppe. Es waren tatsächlich einige Brocken Fleisch darin. Kenner behaupteten, es sei Pferdefleisch, was uns aber in unserer Lage nicht bekümmerte. Das war nun wirklich das allerletzte Fleisch, das ich in den

nächsten dreieinhalb Jahren zu schlucken bekam.

Es war zwei oder drei Tage später, als es abends hieß, morgen früh alles fertigmachen zum Abmarsch. Wir wurden in aller Frühe herausgetrommelt, mußten uns im Kasernenhof zum Zählappell aufstellen und wurden dann nach und nach wieder zu Fünferreihen zusammengestellt. Hintereinander schlich sich der Trauerzug zum Kasernentor hinaus in Richtung Süden. Keiner wußte, wo es hinging. Die tollsten Parolen waren wieder im Umlauf. Die Marschrichtung konnte ich am Sonnenstand ausmachen, in der Gegend kannte ich mich aber nicht aus. Wir gingen durch Ortschaften, die auch teilweise unter den Kämpfen gelitten hatten, aber nicht so stark wie in der Gegend vor Berlin. Es waren noch deutsche Einwohner da, aber wie es schien auch viel Gesindel, das der Krieg so angesammelt hatte. In den von den Deutschen verlassenen Häusern waren schon Polen eingezogen, wie wir bei Zurufen an der Sprache feststellen konnten.

Am späten Nachmittag war alles klar. Wir waren in Sternberg/Schlesien, einer kleineren Provinzstadt mit einem Bahnhof. Dort wurden wir in die verschiedenen Waggons aufgeteilt. Es war aber ein Personenzug mit normalen Sitzen, nur konnte natürlich nicht jeder einen Sitzplatz bekommen, was zu erbitterten Streitigkeiten führte. Reinhold und ich hatten eine Bank erwischt. Es kam so wie vorausgesehen; die Schwächeren lagen auf dem Boden, in den Gängen, auf der Plattform und auf der Toilette. Wieder war der weitere Weg unbekannt. Es war uns nur klar, daß es in Richtung Osten weiterging.

Ob die Fahrt einen oder zwei Tage dauerte, weiß ich nicht mehr ganz genau. Wir bekamen unterwegs schon durch Ortskundige heraus, daß es Richtung Posen ging. Am dortigen Bahnhof war dann tatsächlich das Ende der Reise. Es bleibt noch zu erwähnen, daß es während der gesamten Bahnfahrt

nicht einen Bissen zu essen gab, nur ab und zu wurde Wasser ausgegeben. Wir wurden ausgeladen, und wieder ging es in Fünferreihen zu einem Lager, das etwas außerhalb der Stadt lag. Es war auch eine Sanitätsabteilung am Bahnhof, denn es waren Leute dabei, die nicht mehr gehfähig waren. Manche wurden auf Tragbahnen weggebracht; wir vermuteten, daß es schon als Folge der Strapazen die ersten Toten gab. Jeder erhoffte von der Ankunft im Lager zunächst einmal etwas an Verpflegung. Das war aber eine bittere Enttäuschung. Bis alle abgezählt und eingeteilt waren, war der Tag zu Ende. Die meisten konnten nicht in den Baracken untergebracht werden und schliefen in der ihnen zugeteilten Hundertschaft auf dem Boden zwischen den Lagergebäuden. Auch Reinhold und ich waren bei einer Gruppe, die im Freien kampieren mußte.

Am anderen Morgen wurde zum ersten Male zur Essenausgabe angetreten. Wir marschierten zum Küchenbau, einem riesigen Gebäudekomplex teils aus Backsteinen, teils aus Holz. Es ging an Schaltern vorbei, an denen jeder einen genau abgemessenen Schlag Suppe sowie ein Stück Brot erhielt. Die meisten löffelten schon auf dem Rückwege ihre Suppe aus und viele hatten, bis sie zurückkamen, auch schon das Brot aufgegessen. – Mit der Zeit spielte sich der Laden in puncto Organisation ein. Die Verpflegungsausgaben wurden regelmäßig, wenn auch von der Menge und vom Nährwert her für einen gesunden Menschen auch ohne Arbeitsleistung absolut unzureichend.

Am Tage war nichts zu tun, außer auf das Essen zu warten. Wir hatten also Gelegenheit, uns im Lager umzusehen und, natürlich als erstes, die Möglichkeiten einer Flucht auszukundschaften. Es war uns klar, daß es aufgrund der zugenommenen Entfernung von der Heimat noch schwieriger geworden war. Ich schätzte die Kopfzahl des Lagers auf 100 000 bis 120

000 Mann. Von Insassen wurde mir aber mitgeteilt, daß zeitweise bis zu 180 000 Menschen im Lager seien. Das Wachpersonal sowie die Ordnungskräfte und das Küchenpersonal bestand aus Ungarn, Rumänen, Österreichern und früh schon übergelaufenen deutschen Altgefangenen. - Nach einigen Tagen fiel uns auf, daß verschiedene Leute aus der Menge herausgefischt und abgeführt wurden. Sie kamen meistens nicht mehr zurück. Es waren Männer, die bei der SS oder anderen Naziorganisationen waren und aufgrund ihrer Uniform oder durch Denunziation aufgefallen sind. Darunter waren auch einige Zivilisten. Es hatten sich bei Kriegsende einige zum Teil hohe Parteifunktionäre in Zivil aus dem Staube gemacht. Aus diesem Grunde herrschte den Zivilisten gegenüber ein gewisses Mißtrauen. Ich bekam Bedenken. Die Lage wurde brenzlich. Es rächte sich nun, daß ich mein Soldbuch vor meiner Gefangennahme vernichtet hatte; ich konnte mich nicht mehr legitimieren.

Der Zufall wollte es, daß ich auf der Latrine mit einem Manne ins Gespräch kam, der meine Zivilklamotten haben wollte. Er zeigte mir eine Bescheinigung, mit der er angeblich nachweisen konnte, daß er erst in den letzten Tagen des Krieges zwangsweise in eine Uniform gesteckt worden wäre. Gleich darauf sei er völlig unschuldig in Gefangenschaft geraten. Ich brauchte nicht lange zu überlegen. Noch auf der Latrine tauschten wir die Kleidung. In meiner Umgebung fiel das nicht besonders auf: Erstens trug ich meine Tarnjacke, und zweitens wußten es sowieso alle in meiner Umgebung, daß Reinhold Pannek und ich zwei verkleidete Soldaten waren. - Nun war ich wieder in Uniform und mein Kumpel noch in Zivil.

Nach einigen Tagen las ich auf einem im Lager ausgehängten Plakat, daß Leute, die sich kräftig genug fühlten, sich in der Küche zu einer bestimmten Uhrzeit zum Holzhacken melden

könnten. Ich ging hin und wurde mit einigen anderen aus dem Haufen ausgesucht. Wir mußten uns am Tag darauf bei Einbruch der Dämmerung am Holzplatz neben der Küche melden. - Das Holzhackerkommando bestand aus ca. 20 Mann. Wir waren ca. sechs neue, die anstelle der Ausgeschiedenen einspringen konnten. Der Kapo, ein Altgefangener, teilte uns zur Arbeit ein. Man konnte am Anfang auswählen zwischen Spalten oder Sägen. Ich begann mit Spalten. Darauf erhielt ich eine Axt, wurde an einen mächtigen Hackklotz gestellt und mußte mit einigen anderen Kameraden Holzklafter spalten, die zuvor vom Sägekommando als Stücke aus einem Baumstamm herausgeschnitten wurden. Nach einer Stunde fing ich an, die Sache zu bereuen. Ich konnte aber nicht mehr zurück und mußte mich, wenn ich mit der Arbeit langsamer wurde, vom Kapo anbrüllen lassen. Gegen Mitternacht war Pause. Nun kam die Hauptsache. Der Kapo sammelte die Kochgeschirre ein und brachte kurze Zeit danach alle gefüllt mit einer dicken Suppe, wieder zurück. Nun begann wieder die vorher schon oft erwähnte Fressorgie. Wer nicht satt war, konnte einen Nachschlag bekommen. Die Neuen hatten natürlich den größten Hunger. Es gab auch schwarzen Tee zum Trinken. Nun war ich wieder heilfroh, daß ich bei dem Holzkommando angenommen worden war. -

Nach einstündiger Pause ging es weiter. Ich war nun mit Sägen an der Reihe. Das war auch nicht viel leichter als das Spalten. Gesägt wurde mit einer Zugsäge, bei uns Sachsensäge genannt. Man war also auf einen zweiten Mann angewiesen und auf dessen Leistungsfähigkeit. Wenn es nicht richtig voranging, wurde die Schuld immer von einem zum anderen geschoben und es war nicht leicht, einen geeigneten Partner zu finden. Auf jeden Fall wurde der Arbeitseifer allein schon durch das noch zu erwartende zweite Essen angestachelt. Ab und zu

wurde eine Pause von 10 Minuten eingelegt, da tranken wir Tee oder Wasser. Ich entsinne mich noch genau, wie sich der Himmel im Osten langsam verfärbte, wenn die Morgenröte einsetzte. Das war ein Zeichen für uns, daß nun die Schinderei bald zu Ende sein würde. Die Nächte waren kurz. Das Wetter war immer noch wunderbar. Es war der Übergang vom Monat Mai zum Monat Juni. Die Arbeitszeit betrug ca. 8 Stunden. Morgens gegen 6 Uhr bekamen wir nun nochmals dasselbe wie um Mitternacht. Jeder stopfte in sich hinein, was gerade noch so ging. Zum Abschluß konnte man sich nochmals das Kochgeschirr füllen zum Mitnehmen. Alles, was wir bekamen, stammte aus der Küche. Brot gab es keines. Das von uns gemachte Holz reichte gerade für einen Tag. Es waren ca. 10 bis 20 Baumstämme, die jeden Tag von neuem mit Lkws angefahren wurden.

Neben dem Holzplatz war eine kleine Küchenbaracke. Dort traf ich einen Landsmann namens Stolz aus dem Bühlertal. Er war Altgefangener und schon seit Monaten als Hilfskraft in der Küche beschäftigt. Er gab mir morgens noch ein Extra-Kochgeschirr mit Suppe, das ich Reinhold brachte. Die Suppe war kalt und steif wie Sülze, wir konnten damals aber alles verschlingen, was einigermaßen eßbar war. Man mußte aber möglichst alles verstecken und heimlich essen, sonst war man sofort von einem Haufen Halbverhungerten umlagert und wurde angebettelt oder angegriffen. - Ich selbst verschlief dann fast den ganzen Tag. Manchmal verpaßte ich sogar die Essensausgabe, ausgenommen die, bei der es Brot gab. Nur am Spätnachmittag, bis gegen Abend, konnte ich mich noch am allgemeinen Lagerleben beteiligen.

So ging nun das Leben im Lager seinen gleichförmigen Gang. Ab und zu beschäftigten wir uns wieder mit den Fluchtmöglichkeiten. Man hörte auch dies und jenes munkeln. Es seien

einige abgehauen, aber keiner wußte genau wann und wo und wie. Man konnte nur feststellen, daß jeden Tag aus einer anderen Ecke des Lagers Transporte nach Rußland zusammengestellt wurden. Es war damit klar; wenn jemand mit Aussicht auf Erfolg flüchten wollte, mußte es noch hier, im ehemals deutschbesetzten Gebiet erfolgen. - Jeden Morgen konnten wir beobachten, wie am Rande des Lagers die Toten abtransportiert wurden. Meistens waren es zwei größere Leiterwagen, die von Gefangenen gezogen wurden. Die Wagen waren mehr oder weniger voll beladen. Manchmal hingen die Körper der Toten über den Wagen hinaus, oder Arme und Beine baumelten zwischen den Gittern in der Luft herum. Es war ein makabrer Zug und ein Bild, das man erst nach dem Kriege in den Berichten über die Konzentrationslager wieder zu sehen bekam. Wir schätzten die Zahl der Toten zwischen 40 und 60 Mann pro Tag. Das war bei dem allgemeinen Gesundheitszustand, den hygienischen Verhältnissen und der Moral der Truppe nicht anders zu erwarten. Es waren auch Verwundete mit im Lager.

Nach ca. 14 Tagen als Holzhauer bekam ich plötzlich Fieber. Nach einem Besuch beim Sanitäter wurden über 38 Grad gemessen. Die Entscheidung, ob krank oder nicht krank, war ganz einfach; wer über 38 Fieber hatte, war krank, wer weniger hatte, war gesund; es sei denn, er hatte einen sichtbaren Schaden. Ich wurde also ins Lazarett überwiesen mit der Diagnose „Angina“. Das Lazarett war hoffnungslos überfüllt. Es lagen immer zwei Mann in einem Bett, der eine mit dem Kopf an den Füßen des anderen. Katastrophale Verhältnisse. Genug Sanitäter, aber keine richtigen Medikamente, kein Verbandszeug, dreckige Bettwäsche, schlechte Verpflegung, Wanzen und Läuse, keine hygienischen Einrichtungen. Das einzige, was man als Vorteil betrachten konnte, war, wieder ein Dach über dem Kopfe zu haben. Aufgrund dieser Verhältnisse wurde auch nicht viel be-

handelt. Man bekam regelmäßig dreimal warme Suppe und Brot und konnte ausruhen. Täglich war Visite. Ein Rudel Ärzte und Ärztinnen verschiedener Nationalität ging durch die Baracken. Meistens wurden dabei nur diejenigen ausgesondert, welche schwer krank oder am Sterben waren. Wer nicht robust war oder wer schwer krank war, hatte wenig Chancen.

Es können etwas über zwei Wochen gewesen sein, als ich entlassen wurde. Vermutlich bin ich von selbst wieder gesund geworden. Mein Holzkommando hatte ich in der Zwischenzeit verloren; es gab auch zunächst keine Möglichkeit, wieder hineinzukommen. Ich wäre sicher auch noch zu schwach gewesen. Aus dem Lazarett heraus kam ich auch zu einer anderen Einheit. - Mein erster Gang war zu Reinhold Pannek. Er hatte in der Zwischenzeit seine Zivilklamotten ebenfalls gegen eine Uniform, wenn auch eine ziemlich lausige, eintauschen können. Im Lager hatte sich nichts geändert. Es kamen immer neue Leute hinzu und andere wurden abtransportiert. Wegen der großen Ausdehnung des Gesamtkomplexes hatten man keinen Überblick. Es war auch kein System zu erkennen. Neue Gerüchte und Parolen wurden von Mann zu Mann weitergegeben, der Wahrheitsgehalt war nicht zu überprüfen. Jeder konnte seine Phantasie beflügeln und sich das heraus-picken, was ihm am besten behagte.

Nach überstandener Krankheit und damit verbundenem Ausscheiden aus dem Holzhackkommando meldete ich mich freiwillig zu den Kartoffelschälern. Die Menge an Kartoffeln, die in diesem riesigen Durchgangslager benötigt wurde, war enorm. Das Problem wurde von den Russen auf folgende Art und Weise gelöst: Nicht weit vom Küchenbau stand eine überdachte Holzkonstruktion, die in Stufenform ähnlich einer Tribüne auf einem Fußballplatz aufgebaut worden war. In die einzelnen Reihen paßten ungefähr 15 Schäler, so daß bei etwa 10 Stufen

150 Mann arbeiten konnten. In Handhöhe vor jedem Sitzplatz verlief eine doppelte Reihe von Kanälen aus Holz in der Größe einer Dachrinne, mit einem leichten Gefälle von links nach rechts. Die einzelnen Reihen wurden nun unter Aufsicht von Posten mit den Gefangenen besetzt, wobei jeder ein mehr oder weniger gutes Schälmesser bekam. Die Kartoffeln wurden nun von Hilfskräften aus der Küche von der linken Seite in den oberen Kanal eingefüllt und von den Schälenden mit der Hand in der Rinne wie auf einem Fließband nach rechts weiter geschoben. Die Schalen verblieben im oberen, die geschälten Kartoffeln wurden in den unteren Kanal gelegt und dort bis zum rechten Ende weitergedrückt, wo sie in Körben eingesammelt wurden. Nach Ende der Arbeit bekam jeder einen Schlag Suppe, die Reihen wurden geräumt, die Messer sorgfältig wieder eingesammelt, und man wurde entlassen. Geschält wurde nur am späten Abend, da die Küche auch während der Nacht in Aktion war. --- Da und dort wurde versucht, eine rohe Kartoffel zu essen, das war aber selbst bei größtem Hunger nicht möglich. Die Kartoffelpflanze gehört, genau so wie die Tollkirsche, zur Familie der Nachtschattengewächse (Solanaceae) und ist nur gekocht genießbar. Das darin enthaltene „Solainin“ kann zu schweren Vergiftungen führen.

Eines Morgens, es war Anfang August, war der Zählappell besonders feierlich. Es waren einige russische Offiziere erschienen. Die Namen wurden von den Listen vorgelesen und nochmals genau überprüft. Wenn nichts zu beanstanden war, mußte man sich in eine neugebildete Kolonne einreihen. Als eine gewisse Kopfzahl erreicht war, hieß es: Abmarsch! – Wie immer wußte keiner genau, wo es hinging. Es gingen sogleich wieder Gerüchte und Vermutungen um; wir waren von einer dunklen Ahnung erfüllt, die nichts Gutes zu versprechen schien. Die Marschkolonnen zog durchs Lager, sodann durch das Haupt-

tor hinaus und, genau wie vermutet, zum Bahnhof Posen. Der Weg war mir noch von unserer Ankunft vor drei Monaten bekannt. Mit Reinhold konnte ich unter diesen Umständen nicht mehr sprechen. Seine Gruppe war für diesen Transport nicht eingeteilt. Er mußte zurückbleiben.

Etwas außerhalb des eigentlichen Bahnhofs, fast schon auf einem freien Geleise, stand ein riesiger Güterzug. Wir wurden an den Zug herangeführt, vor jedem Waggon die entsprechende Menge Leute abgezählt, und dann hieß es einsteigen. Man hatte kaum Gelegenheit, sich mit Bekannten abzusprechen, um zusammenzubleiben. Die Verladung erfolgte streng nach der Reihenfolge des Eintreffens, so daß manche auseinandergerissen wurden, die gerne zusammen im selben Waggon gefahren wären. - Das Ganze ging natürlich nicht so einfach über die Bühne, wie es hier geschildert wird. Es wurde begleitet von Kommandos, vom Gebrüll der Wachsoldaten, von Kolbenstößen, Tritten und Schlägen. Die Bewachung war besonders scharf, und die Soldaten schienen nervös zu sein. Sicher wußten sie aus Erfahrung, daß der eine oder andere vor seiner Verfrachtung in eine ungewisse Zukunft in Rußland noch versuchen könnte, durch einen Trick oder im Notfalle durch Gewalt einen Fluchtversuch zu unternehmen.

Der Transport bestand aus den sattsam bekannten Viehwaggons. Es gingen ca. 50 bis 60 Mann in einen Waggon. Es waren links und rechts oben Zwischendecks eingebaut, auf denen jeweils ca. 12 Mann untergebracht waren. Im Waggon ging sofort der Kampf um die besten Plätze mit aller Heftigkeit los. Es herrschte wieder einmal das Faustrecht. Ich konnte mir einen Platz auf der oberen Etage erkämpfen. Das hatte zwei Vorteile: Erstens konnte man durch ein schmales Fenster ins Freie schauen, zweitens war man weit weg von dem an der einen Seite angebrachten Latrinentrichter. Das Gerangel um die besten

Plätze hielt, besonders in der unteren Etage, noch stundenlang an. Wir Oberen hatten uns schnell arrangiert. - Gegen Mittag gab es für jeden einen Schlag Suppe und am Spätnachmittag eine Portion Trockenbrot, über das sich die besonders Hungrigen sofort hermachten. Wenn man die Posten fragte, wo es denn hinginge, riefen sie freudestrahlend aus: „Skoro-domoj - skoro-domoj“, das hieß auf deutsch: „Bald nach Hause - bald nach Hause!“

Nun hatte man Gelegenheit, sich seine Fahrtgenossen einmal näher zu betrachten. Da waren Leute aus allen Gegenden Deutschlands und aus allen Truppengattungen. Es waren auch alle Altersklassen vertreten. Nach welchen Kriterien die Russen den Transport zusammengestellt hatten, konnte ich nicht ergründen. Es waren selbst einige im Rentenalter dabei, die man beim Volkssturm erwischt hatte; ebenso Schüler, die mit der Hitlerjugend oder bei der Flugabwehr in letzter Minute eingesetzt wurden. So unterschiedlich wie die Herkunft, war auch der Gesundheitszustand. - Auf meiner Etage war ein älterer Mann, der zu mir sagte: „Wenn ich so gesund wäre wie du, hätte ich keine Bedenken: Aber ich fall‘ vom Stengel.“ Diesen Spruch habe ich bis heute nicht vergessen, denn er hat sich mir eingepägt. Es war eine Vorahnung, die sich bald bewahrheiten sollte. Er hat die Wolga nie erreicht. Auf halber Strecke, mitten in Rußland, ist er eines nachts ohne Kommentar gestorben.

Der Gedanke an eine Flucht rückte nun in weite Ferne. Man mußte sich erst mit den neuen Kameraden vertraut machen und deren Vorstellungen kennenlernen. Das war nicht immer einfach, es war auch Mißtrauen im Spiel. Immerhin sind wir in kurzer Zeit und ohne Übergang vom Diktator Hitler zum Diktator Stalin übergewechselt, und der Boden unter den Füßen war noch unsicher und voller Überraschungen. - Die Russen hatten neben dem Bahndamm eine Feldküche aufgebaut. Es

wurde auch während des ganzen Nachmittags Wasser ausgegeben. Man sah auch da und dort Sanitäter am Werke. Sicher hat der eine oder andere versucht, dem Transport durch eine echte oder vorgetäuschte Krankheit zu entkommen. Der Länge des Zuges nach, schätzte ich den Transport auf ca. 3000 bis 4000 Mann.

Bis fast zum Abend wurde abgezählt und Listen verglichen. Einige Waggons mußten immer wieder geräumt werden, und es wurde von neuem gezählt. Bei Beginn der Dämmerung wurde nochmals Suppe ausgegeben, dann wurden die Türen verriegelt und wenig später fuhr der Zug in Richtung Osten los. Es muß der 11. August gewesen sein. - Reinhold Pannek habe ich niemals wiedergesehen. Sein weiteres Schicksal ist durch den beigegeführten Brief seiner Eltern zu erfahren, mit denen ich mich, gleich nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, in Verbindung gesetzt habe.

Da der Brief mit der Hand und in einer älteren Schreibweise verfaßt wurde, ist er hauptsächlich für jüngere Leser schwer zu entziffern. Er ist daher in moderner Druckschrift auf einer Extraseite nochmals dargestellt.

Brief der Familie Pannek vom 24. September 1948

Mein lieber Herr Hauger!

Sie müssen meinem Sohne Reinhold Pannek ein guter Freund gewesen sein, denn nach vier Jahren langem Elend in Rußland erinnern sie sich seiner. Reinhold kann ihnen nicht mehr schreiben, mein guter Freund. Von drei Kameraden, einer unabhängig von dem anderen – aus Würzburg, aus Wien, aus Schlesien – erhielten wir über Reinhold die gleichlautende Nachricht: Im Lager Posen versuchte Reinhold mit einem älteren Kameraden einen Ausbruch aus dem Lager. Während Reinhold schon gut raus war, blieb der andere Kamerad hängen. Daraufhin ging Reinhold noch einmal zurück, um dem Kameraden zu helfen – und bei diesem Werk wurde er vom Posten erschossen. So lauten die Nachrichten. Sie können sich denken, guter Freund, wie erschüttert wir gewesen sind bei dieser Nachricht. Und es ist wohl begreiflich, daß wir auch heute noch jedes Wort über Reinhold aus seiner Kameraden Munde als eine Wohltat empfinden. Bitte schreiben Sie uns was Sie von Reinhold wissen. Das Unglück in Posen (Lager) ereignete sich am 17. August. Wann waren Sie mit Reinhold zuletzt zusammen und wo sind Sie mit ihm auseinander gekommen? Obwohl wir kaum Hoffnung haben, daß uns durch Ihre Nachricht ein Hoffnungsstrahl kommen kann, ist jedes Wort für uns von Wert. Immer und immer denken wir an diesen guten und fröhlichen Sohn – und wie alle Kameraden schreiben, soll er auch jedem der ihn kannte ein guter, zuverlässiger Freund gewesen sein. Es ist ein großer Jammer in unser Herz gekommen. Schreiben Sie uns doch bitte bald. Mit vielen Dank für ihre Karte grüßen wir Sie herzlich.

W.A. Pannek und Frau
Göttingen, Rohnsweg 13



Sortiment

des Theater- und Musikverlages W. A. Pannek, Göttingen

(20 b) Göttingen, 14. Sept. 1948

Rohnsweg 13 · Fernsprech-Anschluß Nr. 4573

Postcheckkonto: Hannover Nr. 43690

Bankkonto: Städtische Sparkasse zu Göttingen

Registrierungsurkunde Nr. P.0025.S

Mein lieber Herr Kauger!

Sie müssen meinem Sohne Reinhold Pannek
ein guter Freund gewesen sein, denn nach
4 Jahre langem Exil in Kurland erinnern
Sie sich seiner. Reinhold kann Ihnen
nicht mehr schreiben, mein guter Freund.
Von drei Kameraden, einer unabhängig von
den anderen - aus Würzburg, aus Wien,
aus Schlesien - erhielten wir über Reinhold
die gleichlautende Nachricht: Am Lager
Platz versuchte Reinhold mit einem
älteren Kameraden einen Überbruch aus
dem Lager. Während Reinhold schon gut
raus war, blieb der andere Kamerad
hängen. Daraufhin ging Reinhold noch
einmal zurück, um dem Kameraden zu
helfen - und bei diesem Werk wurde
er vom Posten erschossen. So laiden die
Nachrichten. Sie können sich denken,
guter Freund, wie erschüttert wir gewesen
sind bei dieser Nachricht. Und es ist wohl

begreiflich, daß wir auch heute noch
jedes Wort über Reinhold aus seiner
Kammeraden Munde als eine Wohlthat
empfinden. Bitte schreiben Sie uns
was Sie von Reinhold wissen. Das Unglück
in Posen (Lager), ereignete sich am 17. August.
Wann waren Sie mit Reinhold zuletzt zu-
sammen und wo sind Sie mit ihm
auseinandergegangen? Obwohl wir
keine Hoffnung haben, daß uns durch
Ihre Nachricht ein Hoffnungsstrahl
kommen kann, ist jedes Wort für
uns von Wert. Immer und immer
denken wir an diesen guten und
fröhlichen John - und wie alle Ka-
meraden streiben, soll er auch gedeihen,
der ihn konnte, ein guter, zünger-
lässiger Freund gewesen sein. Es ist
ein großer Jammer in unser Herz
gekommen. Schreiben Sie uns doch
bitte bald. - Mit vielem Dank für
Ihre Karte grüßen wir die herzlich.
W. u. P. ^{und Frau}
1889 Göttingen, Rohrsweg 13.

Die Fahrt nach Rußland – August/September 1945

Der Zug rollte keine zehn Minuten, da war schon die erste Pause. Man hörte das Geschrei der Wachmannschaften und des technischen Personals. Es schien eine letzte Prüfung vor der großen Fahrt stattzufinden. Ich schaute aus meinem Fensterschlitz, konnte aber wegen des schlechten Blickwinkels nichts sehen, so war ich ganz auf die akustischen Signale angewiesen. - Einige Kameraden schliefen schon vor Erschöpfung, andere stritten sich immer noch um ihren gerechten Platzanteil, andere konnten nicht einschlafen und unterhielten sich gedämpft über alles Mögliche. Es gab auch welche, die schon damit begonnen hatten, die Notverpflegung aus Trockenbrot aufzuessen. - Nach einer halben Stunde ging die Fahrt weiter, mit für uns noch unbekanntem Endziel.

Der Zug rumpelte durch Polen. Wie lange es gedauert hat bis Brest-Litowsk, weiß ich nicht mehr. Wie wir später erfuhren, schleusten die Russen ihre Transporte so schnell es ging durch Polen. Es gab zwischen Polen und Russen schon gleich nach Kriegsende erhebliche Spannung und die Hauptlinie nach Rußland war von polnischen Partisanen bedroht, die für ein auch von den Russen unabhängiges Polen kämpften. - Jedesmal bei Tagesanbruch hielt der Zug; teils an einem Bahnhof, teils auf einem Nebengeleise. Das Gefühl für die Uhrzeit hatten wir längst verloren und uns recht schnell auf Sonnenzeit umgestellt. Nun konnten wir unter Bewachung den Waggon verlassen und unsere Notdurft verrichten. Das geschah für manche unter dem Waggon, für andere neben dem Waggon oder am Bahndamm. Der Anblick dieser Massenentleerung war für einen Außenstehenden sicher kein ästhetischer, denn auch hier wurde auf Hy-

giene keine Rücksicht genommen. Das Gelände war von früheren Transporten schon erheblich verdreckt. Beseitigt wurde alles nur durch Sonne, Wind und Regen.

Die Wachposten waren immer noch recht aufmerksam; offenbar hielten sie eine Flucht von hier aus noch für möglich. Nun wurden Suppe, Wasser und manchmal auch Trockenbrot ausgegeben. Es bleibt noch zu erwähnen, daß beim Einsteigen in die Waggons peinlich genau abgezählt wurde. Im Zweifelsfalle mußten alle wieder aussteigen und es wurde von neuem gezählt. Da die Iwans die Gewohnheit hatten, laut abzuzählen, konnte ich, als wir Polen hinter uns hatten, schon auf Russisch bis hundert zählen. Nachdem das alles durchgeführt war, mußten wir oft stundenlang warten, bis ein Gleis frei war und der Transport weiterfahren konnte. - Ganz zum Schluß kamen noch einige Sanitätspersonen, um den Gesundheitszustand zu überprüfen. Es waren auch Frauen dabei, die als Ärztinnen bezeichnet wurden. Da und dort wurden Medikamente einfachster Art ausgegeben, wie zum Beispiel Kohletabletten gegen den häufig auftretenden Durchfall.

Als wir in Brest-Litowsk waren, wurde der Zug auf die russische Spurweite umgestellt, die breiter war als die europäische. Dann ging es weiter in Richtung Rußland. Brest-Litowsk wurde als russische Westgrenze zwischen Hitler und Stalin im Jahre 1939 ausgehandelt und von den Russen beibehalten, obwohl es bis zu einem Drittel im früheren Polen lag und die Bevölkerung 1945 überwiegend aus Polen bestand. Die oben beschriebene morgendliche Szene wiederholte sich nun täglich, manchmal nur zeitverschoben, bis an das Ende der Reise.

Manchmal stand der Transport auch volle 24 Stunden auf einem Nebenbahnhof oder auf einem toten Gleis. Diese Wartezeit war bedeutend unangenehmer als das Reisen und es zehrte an den Nerven. Nach ca. 14 Tagen waren wir in der Gegend

von Kursk. Einige Spezialisten, die den Rußlandfeldzug mitgemacht hatten, konnten das ermitteln. Der Nachrichtenverkehr zwischen den einzelnen Waggons funktionierte trotz der strengen Bewachung reibungslos. Wenn sich etwas Wichtiges ereignete oder eine neue Parole auftauchte, so war das beim nächsten Halt im ganzen Zug bekannt. - Um diese Zeit standen wir einmal auf einem größeren Verschiebebahnhof, als ein Zug mit kranken deutschen Kriegsgefangenen neben uns hielt. Wir konnten uns durch Zurufe und Handzeichen verständigen, obwohl die Posten das zu verhindern versuchten. Die Kranken sahen furchtbar aus. Total abgemagert und auf Pritschen liegend, mit ausgehöhlten Augen. Kaum einer war gehfähig. Sie wurden von Russen und von deutschen Hilfssanitätern betreut. Wie wir erfahren konnten, ging der Transport zurück nach Deutschland. Dieses Zusammentreffen jagte uns einen gehörigen Schrecken ein. Es gab einen Vorgeschmack auf das, was uns da eventuell alles erwartete. - Auf der anderen Seite gab es auch wieder Hoffnung auf eine Heimkehr, denn bis dahin hatte jeder angenommen, daß die Russen niemals mehr jemand entlassen würden. Zumindest nahmen wir an, daß der Wiederaufbau in Rußland Jahre, wenn nicht Jahrzehnte dauern würde.

Nach zwei Wochen Fahrt waren wir nun in der Mitte Rußlands angekommen. Die Strecke mußte über Gomel entlang des nördlichen Randes der Ukraine verlaufen sein; also immer noch in einem Gebiet, das noch vor zwei bis drei Jahren von deutschen Truppen besetzt war und erheblich gelitten hatte. Da überall an den Bahnhöfen rote Spruchbänder angebracht waren, begann ich mich für die kyrillische Schrift zu interessieren. - In unserem Waggon war ein älterer Kamerad, der aus Bessarabien stammte, das vor dem Ersten Weltkrieg zu Rußland gehörte. Er entstammte einer dort lebenden deutschen Aussiedlerfami-

lie und konnte sich daher gut mit den Russen verständigen. Er diente auch in unserem Waggon als Dolmetscher und Kapo. Mit ihm lernte ich nun die kyrillischen Schriftzeichen, was gar nicht besonders schwer war. So konnte ich nun auf dem weiteren Teil unserer Reise schon verschiedene Aufschriften lesen und auch deren Sinn oftmals verstehen. Die Russen hatten eine Menge Wörter in ihrer Sprache, die lateinischen oder germanischen Ursprungs waren. Oft fand ich auch deutsche Lehnwörter, die fast lautgleich übernommen waren. - Eine Inschrift hatte sich besonders eingeprägt. Ich bringe sie nun zum besseren Verständnis der Sprachproblematik; allerdings nicht in Kyrillisch, sondern phonetisch nachgeformt in Latein: „Smjert nemezskim occupantam.“ Nachdem mir der Dolmetscher „Smjert“ mit „Tod“ übersetzt hatte, war der Rest nicht schwer zu begreifen; es hieß nämlich: „Tod den deutschen Okkupanten.“ Das war keine Einladung für eine Ferienreise. -

Die Gegend um Kursk konnten wir noch einigermaßen sicher bestimmen, dann ging es weiter in unbekanntes Land. Wir kamen aus den bekannten Kampfgebieten heraus und immer weiter östlich in Gebiete, die kein deutscher Soldat während des Krieges je betreten hatte. Dörfer und Städte waren unzerstört. So konnten wir uns einigermaßen orientieren; wo wir aber genau waren und wo es hinging, blieb uns weiterhin verborgen. Manche glaubten nach Sibirien, der Himmelsrichtung nach. Die Posten gaben keine Auskunft; wahrscheinlich wußten sie es selbst nicht richtig. - Nun, nach drei Wochen quer durch Rußland, gab es die ersten Toten. In unserem Waggon starb der ältere Mann, den ich schon im ersten Bericht erwähnte. Dabei ist zu berücksichtigen, daß ich in meinem Alter einen 40- oder 45jährigen schon als alten Mann betrachtete. Von den übrigen Wagen hörte man nur etwas munkeln beim Austreten oder Wasserholen. Genaue Zahlen waren nicht bekannt. Nach meinen

Beobachtungen sind aber in jedem Waggon einer oder zwei der Schwächeren gestorben. Die Stimmung wurde auch von Tag zu Tag mieser; eine gewisse Hoffnungslosigkeit und Pessimismus machten sich wieder breit.

So ging es nun jeden Tag weiter nach Osten. Wir sahen kleine Dörfer mit Holzhäusern, die uns schon recht fremdartig anmuteten. Man sah auch Leute bei der Feldarbeit mit zum Teil primitiven Geräten. Sie ernteten Gurken und Melonen, auch Kraut und Möhren. Alles hatte schon einen leicht asiatischen Anstrich, obwohl wir die Wolga noch nicht überquert hatten. - Gegen Ende der vierten Woche liefen wir in den Bahnhof Saratow an der Wolga ein. Wir standen noch einen Tag in Wartestellung, das Gerücht ging um: Hier ist Endstation. Es war auch aus dem Verhalten der Russen darauf zu schließen, daß sich hier etwas Grundlegendes ereignen müsse.

Wir hatten uns nicht getäuscht. Am anderen Morgen gingen das übliche Geschrei und die Aufregung wieder los. Die Iwans gaben Kommandos und rannten durcheinander. Die Befehle waren, wie es schien, wieder einmal nicht eindeutig gewesen. Ein Verantwortlicher war auch nicht auszumachen. Diese Situation hatten wir schon oft erlebt und waren erstaunt über die Flucherei und das veranstaltete Palaver. Die Sache hatte aber doch Methode: Nach einiger Zeit tauchten die ersten Lastwagen auf und begannen an der Spitze des Zuges mit der Verladung der Gefangenen. Die Wachen wurden verstärkt. Es begann wieder das endlose, mehrmalige Abzählen der einzelnen Waggonbelegschaften. Es tauchten auch Leute auf mit Listen, in welche die Namen eingetragen wurden. Fremd für uns war die Sitte der Russen, nach jedem persönlichen Vornamen auch den Vornamen des Vaters einzutragen. Das hing mit dem russischen Brauch zusammen, den Vornamen des Vaters auf den Sohn zu übertragen. Ein Russe, der zum Beispiel „Iwan Petrowitsch

Romanow“ hieß, dessen Vater hatte den Vornamen „Petro“. - Wir waren etwa in der Mitte des Transportzuges und wurden gegen Mittag verladen. Damit begann die eigentliche Gefangenschaft auf russischem Boden.

Der Aufenthalt in Saratow/Engels - September - Oktober - November 1945

Auf jeden Lastwagen gingen ca. 25 Mann. Es fiel uns sofort auf, daß alle Lkws amerikanischer Herkunft waren. Die Fahrer waren verwegene Gestalten und wurden von den Offizieren und Soldaten mit „Schofjor“ angesprochen und mit großem Respekt behandelt. Sie galten als „Spezialisten“, das war in der russischen Hierarchie ein hoher Rang, und sie waren sich ihres Ranges bewußt. Es war auch eine zum Teil artistische Leistung, auf den russischen Pisten zu fahren. Als Straßen in unserem Sinne konnte man die wenigsten bezeichnen. Das Wort „Schofjor“ war von dem französischen Chauffeur abgeleitet und russifiziert. - Die Stadtmitte von Saratow wurde von dem Transport weiträumig umfahren. Auf der Ostseite kamen wir an die Wolga, die kurz darauf überquert wurde. Nun waren wir auf der anderen Wolgaseite, an der nach unserem Gefühl Sibirien begann. Nach der Brücke, ca. 2 km stromaufwärts, war auf einer Wiese direkt am Wolga-Ufer ein Gefangenenlager eingerichtet. Außer dem Wirtschaftsgebäude war alles unter freiem Himmel. - Nach dem Absteigen wurde jeder Gruppe ein Geländeabschnitt auf der Wiese zugeteilt. Die Einteilung erfolgte ungefähr so, wie wir in den Eisenbahnwaggons zusammen waren. Alle wurden wieder abgezählt und von Listen verlesen. Unser Gruppenkapo war immer noch der Mann aus Bessarabien, der am besten Russisch konnte. Nun lagen wir auf der Wiese herum und lauerten vergeblich auf etwas zu essen. Das Wetter war schön - strahlender Sonnenschein und warm -, allerdings war der beginnende Herbst schon zu spüren.

Gegen Abend bekam jeder 600 Gramm Brot und schwarzen Tee (Tschaj). Das war die Zauberformel, die uns die Russen

immer wieder bei jeder Gelegenheit vorbeteten. „Schest sot Gramm Chleba“, soviel bekam auch die russische Zivilbevölkerung. - Die Nacht verbrachten wir auf der Wiese. Am anderen Tag sprach es sich herum, daß keine Suppenkessel in der Küche eingebaut waren; nur ein einziger Kessel für Tee. Die Stimmung sank wieder auf den Nullpunkt. Im Laufe des Tages brachte die Lagerverwaltung offene schwarze Gußkessel angeschleppt. Es wurden die ersten Handwerker unter den Gefangenen ausgesucht. Die Kessel wurden eingemauert. Wir warteten vergeblich auf eine warme Suppe. - Dafür wurden wir am Spätnachmittag an die Wolga geführt und konnten dort im flachen Uferbereich baden. Es war das erste Wasser seit meiner Gefangennahme im April, das an meinen Körper kam. Seife war natürlich keine vorhanden.

Das russische Brot war dunkel, naß und schwer. Es war mit unserem überhaupt nicht zu vergleichen. Von außen sah es aus wie unser Kommißbrot; es wurde in Blechformen gebacken und daher von uns auch Kochbrot genannt. Zudem kam noch ein gewisser Mangel an Mehl: Die Landwirtschaft war so kurz nach dem Kriege noch nicht in Schwung. Auf jeden Fall wurde der Hunger immer größer, alle starrten auf das Küchengebäude, die ganze Unterhaltung drehte sich um das Essen. Wir meckerten über die russische Organisation und über die Langsamkeit, mit der alles ablief. Die Russen hatten ein vollkommen anderes Verhältnis zur Zeit. Auf Fragen hörten wir immer wieder dieselbe Antwort: „Skoro budjet“ - „nur Geduld, das wird schon werden“. -

Am dritten Tage gab es immer noch Brot und Tee. - Ich lag mit einigen Kameraden, an die ich mich nicht mehr erinnern kann, nicht weit vom Lagerzaun. Hinter dem Stacheldraht war ein Wall und auf diesem ein Fußweg, auf dem reger Fußgängerverkehr herrschte. Es waren Leute, die in die Stadt zur

Arbeit gingen oder von der Arbeit zurückkamen. - Auf einmal hörte ich, wie etwas hinter uns auf den Boden fiel. Ich kroch hin, um es zu betrachten: Es war ein Stück Brot. Das wiederholte sich von Zeit zu Zeit. Meistens war es Brot, ab und zu ein Apfel oder ein Stück Kürbis oder Melone. Die anderen kamen natürlich schnell dahinter, und es begann ein Wettstreit um die hereingeworfenen Brocken. Wir beschlossen, die Sache geheimzuhalten, aber es dauerte nicht lange, bis die anderen dahinterkamen. Die Gruppen rückten näher an den Zaun - es begann eine regelrechte Balgerei um jedes Stück, das hereingeworfen wurde. Es war klar, daß es nicht lange gehen konnte, bis die Iwans dahinterkamen. So war es dann auch am nächsten Tage schon vorbei. Die Leute wurden zurückgejagt, die Freizügigkeit im Lager aufgehoben und ein großer bewachter Abstand zwischen Gefangenen und Lagerzaun hergestellt. So versiegte nach kaum einem Tag unsere zusätzliche Nahrungsquelle aus eigener Schuld.

Dieser Vorfall bestätigte mir ein weiteres Mal die Gutmütigkeit der russischen Bevölkerung, speziell der Frauen. Es waren auch hauptsächlich Frauen; die Männer waren gefallen oder noch nicht aus dem Felde zurück. In Deutschland wäre so etwas meiner Ansicht nach, zumal in der Hitlerzeit, einem gefangenen und besiegten Gegner gegenüber kaum vorstellbar gewesen. Es war für mich nicht recht begreiflich nach all den Zerstörungen, welche die deutsche Wehrmacht in Rußland angerichtet hatte, und nach all dem Haß, der die Kriegshandlungen begleitete. Es war aber eine Tatsache, und ich begann mich darauf einzustellen. -

Ob die Küche jemals fertiggestellt wurde, haben wir nie erfahren. Am fünften oder sechsten Morgen hieß es: fertigmachen zum Abmarsch. Es folgte das übliche Zeremoniell: Abzählen, Aufstellen, Umstellen, Gebrüll und Flucherei der Posten, er-

neutes Abzählen und Aufrufen von Namen, bis sich der Tatzelwurm so langsam in Bewegung setzte. Wir waren auf der linken Wolgaseite an dem sogenannten Wiesenufer. Das Gelände war topfeben, im Gegensatz zu den gegenüberliegenden Wolgahöhen. Der Marsch ging durch Vororte der Stadt Engels, die bis 1941 Hauptstadt der wolgadeutschen autonomen Sowjetrepublik war. Nicht weit vom Stadtrand entfernt, aber auf freiem Gelände, lag das nächste Lager. Es war eine nicht fertiggestellte Kläranlage, deren viereckiges Hauptbecken mit einer Dachkonstruktion abgedeckt war, und die innen mit zweistöckigen Pritschen versehen war. Auf einer Seite, aber über der Erde, war eine Küche angebaut. Das Lager war vorher schon benutzt. Sicher waren darin Wolgadeutsche vor ihrem Abtransport nach Sibirien oder Polen oder auch deutsche Gefangene der ersten Jahre untergebracht. - Es dauerte wieder Stunden, bis alles eingeteilt und jeder seinen Platz auf der engen Pritsche gefunden hatte. Am nächsten Morgen gab es erstmals Suppe, und am nachfolgenden Tage wurden wir zur Arbeit eingeteilt.

Zur Ergänzung möchte ich noch einfügen, daß nicht alle Leute aus dem Bahntransport nach Engels gebracht wurden. Wir waren ungefähr 300 Mann. Die übrigen wurden vom Bahnhof Saratow aus auf verschiedene Lager in der Stadt oder in der Umgebung aufgeteilt. Eines dieser Lager lernte ich später noch kennen. Es war in einer Kugellagerfabrik untergebracht und wurde daher das „Kugellager“ genannt. - Wir selbst waren dem NKWD unterstellt. Das war die Nachfolgetruppe der berühmten stalin'schen GPU, einer Polizeieinheit, die man im weitesten Sinne mit der deutschen SS oder Gespapo vergleichen konnte und die von den Gefangenen als „Die Blauen“ bezeichnet wurden, da sie um ihre Mütze eine blaues Band trugen. Man sah es auch an der Farbe der Rangabzeichen.

Nach der Morgensuppe wurden wir in Brigaden eingeteilt.

Es erfolgte eine gewisse grobe Auslese nach den angegebenen Berufen. Hauptsächlich wurden Handwerker gefragt. Die galten in Rußland ebenfalls als Spezialisten. Mit einer Reihe von in Deutschland angesehenen Berufen konnten die Russen nichts anfangen, wie zum Beispiel: Lehrer, Kaufmann, Beamter oder Kellner. Einige Spezialisten wie Köche und Friseur oder Sanitäter wurden zum Innendienst eingeteilt, alle anderen bekamen ein Gerät in die Hand und mußten zur Arbeit. - Eine Brigade bestand aus ca. zehn Mann und einem Brigadier. Den konnten wir meistens selber wählen. Die Russen griffen nur ein, wenn die Brigade keine Leistung erbrachte. Der Kommandant der Gruppe, der ich angehörte, war ein ehemaliger Major der Wehrmacht, der aber sonst genau wie die anderen Gefangenen behandelt wurde. Die gesamte Gruppe bestand aus ca. zehn Brigaden.

Wir mußten in Fünferreihen antreten und ab ging's in Richtung Steppe. Nach einer halben Stunde machten wir an einem Graben halt, der aus unbekannter Ferne kam, aber bis zur Stadt verlängert werden sollte. Schwerere Arbeitsgeräte wie Schubkarren und Brechstangen waren an der Baustelle. Ringsum wurden wir auch hier von Posten bewacht, die aber in den Arbeitsablauf nicht eingriffen. Für die Arbeit war ein ziviler Russe verantwortlich, der „Natschalnik“ genannt wurde. Wir mußten nun die Böschung des Grabens mit Spaten und Schaufel in einem bestimmten Winkel abtragen. Für jede Brigade war eine Tagesnorm angegeben, die zu erfüllen war, wenn man seinen Anspruch auf 600 Gramm Brot erhalten wollte. In der Mittagspause wurde die Suppe zur Baustelle gebracht. Die Arbeitszeit betrug acht Stunden. - Es war jetzt Ende September, und viele taten sich mit der Arbeit recht schwer. Morgens und abends war es auch schon ziemlich kalt. Die Pritschen waren ohne Unterlage, man schlief auf dem puren Holz und deckte

sich mit dem Mantel zu. Die Verpflegung war ohne Substanz, so daß es nicht ausbleiben konnte, daß die ersten nach kurzer Zeit schlappmachten und nicht mehr zur Arbeit konnten. Der Sanitäter hatte mit seinen bescheidenen Mitteln alle Hände voll zu tun. Er wurde von den Russen mit Mißtrauen beobachtet, denn sie vermuteten hinter den Krankmeldungen Sabotage und Simulantentum.

Einige waren schon so schwach, daß sie die Pritsche kaum noch verlassen konnten. Die am häufigsten vorkommenden Krankheitssymptome waren Durchfall und Wassersucht. Die Knöchel an Armen und Beinen sowie das Gesicht schwellen an, die Haut war angespannt und glänzend. In schlimmen Fällen riß sie auf und Wasser tropfte heraus. An Medikamenten gab es nur geriebene Kohle gegen den Durchfall. Die Kohle konnte der Sani selbst herstellen, bei allen anderen Krankheiten war er hilflos. -

Anfang Oktober hatten wir den ersten Toten. Wir waren gerade an unserer Baustelle, als er in Richtung Friedhof zur nächsten kleinen Siedlung vorbeigetragen wurde. Der Major ließ alle Leute auf den Grabenrand treten, um dem Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Er selbst stand da mit traurigem Gesicht und legte die rechte Hand an seine speckige Offiziersmütze. Wir standen betroffen und nachdenklich dabei. Jeder dachte: das wird nicht der letzte sein. Der Major machte den Vorschlag, das Lied vom guten Kameraden zu singen; das wurde unter allgemeinem Protest abgelehnt. - Einige Tage später trug man die nächsten zwei vorüber. Keiner ging mehr aus dem Graben heraus - es wurde weitergearbeitet. Der Major stand einsam am Grabenrand mit der Hand an der Mütze und schaute auf den traurigen Leichenzug.

Die hygienischen Verhältnisse verschlechterten sich von Tag zu Tag. Wasser zum Waschen war so gut wie keines vorhanden.

Auch nahm die Verlausung derart zu, daß man gezwungen war, in der Freizeit seine Läuse zu knacken, um nicht aufgefressen zu werden. Nur noch ungefähr die Hälfte der Männer war für eine schwerere Arbeit einsatzfähig, der Rest lag auf den Pritschen oder wurde für leichtere Tätigkeiten im oder in der Nähe des Lagers eingesetzt. Das größte Problem war, daß die Brotzuteilungen nicht immer regelmäßig erfolgten. Unser Brigadier, ein großer kräftiger Mensch, der aus Mannheim-Seckenheim stammte und dort eine Bäckerei hatte, wurde krank und baute von Tag zu Tag weiter ab.

Es war in der Mitte des Monats Oktober, als wir an einem arbeitsfreien Tage mit russischer Winterkleidung ausgestattet wurden. Bis dahin trugen wir noch unsere Wehrmachtsklamotten. Die waren natürlich verlaust, verdreht und zerrissen; abhängig von dem Zustand, in dem sie bei Beginn der Gefangenschaft waren. Was wir erhielten, waren von der Roten Armee abgelegte Uniformen, Unterwäsche und Schnürstiefel. Die Unterwäsche war aus grober Baumwolle und an den Fuß- und Armknöcheln sowie an der Hüfte mit einer Schlaufe festzubinden. Über den Hosen gab es eine wie einen Pullover über den Kopf zu ziehende Kombination, die weder ein Hemd noch eine Jacke war, und von den Russen als „Gimnastjorka“ bezeichnet wurde. Dazu noch einen Wintermantel aus Stoff. - Für den Kopf erhielten wir Mützen mit Ohrenklappen und einer nach oben gezogenen Spitze. Mit dieser Mütze wurden auf deutschen Hetzplakaten die Russen als „Bolschewiki“ dargestellt: Es war eine Ironie der Geschichte, daß wir nun diese im übrigen recht praktische Kopfbedeckung selber tragen mußten.

Im Nachhinein ist es selbst für mich nicht mehr recht vorstellbar, daß ich mein Wehrmachtshemd sechs Monate lang am Leibe getragen hatte. Es sah aus wie ein Spinnennetz und war so voll Dreck und Speck und angefault, daß es mir beim Aus-

ziehen vollends auseinanderbrach. Es war also höchste Zeit. - Kurz nach dem Empfang der Winterkleidung setzte auch schon der Frost ein. Die Erde gefror, teils war leichter Schneefall, nachts schon oft bis zu 10 Grad minus. Die Erdarbeiten am Kanal wurden eingestellt. Wir wurden auf verschiedene kleinere Kommandos in der Umgebung des Lagers aufgeteilt. Eines Tages kam ich zu einer Brigade, die in einer Seifenfabrik eingesetzt war. Wir mußten hauptsächlich Knochen aus einem Güterzug auf ein Förderband schippen, die dann in die Fabrikationsanlage kamen und dort ausgekocht und zu einer einfachen, stinkenden Seife verarbeitet wurden. Es war nur ein russischer Wachposten dabei, der sich meistens irgendwo in der Gegend herumtrieb. Wir waren Zivilisten unterstellt und konnten uns daher verhältnismäßig frei bewegen. Die Arbeit war schwer, aber wir bewegten uns in einer Art Schnecken-tempo, das sich herausgebildet hatte, um die Reserven zu schonen. Der „Natschalnik“ der Fabrik versuchte uns oft durch Schreien, Fluchen und Drohungen zu höherer Arbeitsleistung anzutreiben, aber vergebens. Einige Male mußten wir auch Waggons mit Kohlen ausladen, mit denen die Fabrik betrieben wurde. Die Anlage selbst war total veraltet und unmodern. Es wurden vermutlich durch den verflossenen Krieg keine Reparaturen mehr durchgeführt.

Bei meiner Brigade war ein Kamerad, der aus Jockgrim in der Pfalz stammte. Er war das, was man beim Militär einen Specker oder Halbsoldaten nannte. Nach meiner Heimkehr habe ich ihn öfter einmal besucht. Er war auch im Zivilleben der gleiche geblieben, konnte nicht mehr recht Fuß fassen und starb einige Jahre später an Trunksucht. Seinen Namen möchte ich nicht nennen und bezeichne ihn der Einfachheit halber als „Den Pfälzer“. Er war der erste, der seine neu empfangenen Schnürstiefel einem Russen verkaufte, gegen Brot und Fisch. Nun trug

er die ausgelatschten Galoschen des Russen und hatte Schwierigkeiten mit dem Laufen. Was aber wichtiger war: Er vertraute mir an, daß er ab und zu von der Arbeitsstelle verschwindet und in den umliegenden Häusern bei den Russen um Brot bettelt. - Die Gutmütigkeit der Russen habe ich schon oft erwähnt. Das, was der Pfälzer erzählte, schien mir aber doch zu abenteuerlich.

Inzwischen - es war nun November geworden und schon bitter kalt - ging das Sterben im Lager weiter. Man sprach schon vom „Todeslager“. Einen Todesfall habe ich noch besonders gut in Erinnerung. Es war ein älterer, rothaariger Mann aus dem Ruhrgebiet, der immer behauptete, ein Kommunist gewesen zu sein. Daß dies die Russen nicht im mindesten interessierte, und daß Menschen unter solch unmöglichen Bedingungen leben und arbeiten mußten, konnte er mit seinen Vorstellungen vom Arbeiter- und Bauernparadies nicht zusammenbringen. Er lag schon seit Tagen auf der Pritsche, nicht weit weg von mir. - Eines Abends fing er laut an zu lamentieren: „Ich bin ein Kommunist, ein Arbeiter aus dem Ruhrgebiet“ usw. Das ging die ganze Nacht so weiter, gegen Morgen wurde er ruhiger und beim Wecken war er tot. Für die Toten wurde morgens noch die Brotportion empfangen, dann wurden die Schuhe und Mäntel abgenommen und gegen schlechtere umgetauscht.

Gegen Ende November hatten wir Dauerfrost zwischen minus 10 und 15 Grad. Die Toten konnten nicht mehr beerdigt werden und wurden daher an der Rückseite des Gebäudes gelagert. Sie waren in kurzer Zeit steifgefroren. Nun ging die Angst im Lager um, sie würden uns hier im Laufe des Winters krepieren lassen; die Pessimisten bekamen wieder die Oberhand, die den Russen nichts Gutes zutrauten. Der ganze Bau wurde nur durch einen einzigen, gemauerten Ofen geheizt, so daß es nur in dessen Nähe etwas warm wurde. Da die Unterkunft aber tiefer als

die Erdoberfläche lag, konnte wenigstens kein Frost entstehen. Man spürte am Verhalten der Wachmannschaften, daß sie die Lage selbst nicht mehr richtig im Griff hatten. - Anfang Dezember hieß es plötzlich, wir werden nach Saratow in ein Hauptlager verlegt. Morgens wurde angetreten, zu packen gab es ja nichts, die Abzählerei begann, und der ganze Laden setzte sich in Richtung Engels-Stadtrand in Bewegung. Dort kamen wir in einen kasernenähnlichen Hochbau und wurden auf verschiedene Räume verteilt. Auch in diesem Lager waren vorher schon uns unbekannt Gefangene gewesen. Die Räume waren kalt, die Latrine lag außerhalb auf dem Hofe, alles in allem eine glatte Verschlechterung, zumal durch die Verlegung wie immer die Versorgung mit Suppe und Brot nicht klappte.

Da jeder im stillen auf eine Verbesserung der Verhältnisse gehofft hatte, sanken die Stimmung und die Moral auf den Nullpunkt. Die Durchfallerkrankungen nahmen sprunghaft zu. Die ganze Nacht war eine Lauferei auf die total verdreckte und stinkende Latrine. Manche kamen kaum mehr von der Latrine herunter und daher auch nicht zum Schlafen. Das Wasser war eingefroren. Es machte sich ein Gefühl von totaler Verlassenheit und Untergang breit. - Ich selbst war zu diesem Zeitpunkt noch vollkommen gesund und bei Kräften. Als Freiwillige gesucht wurden zum Wasserholen für die Küche, meldete ich mich, um aus der Misere herauszukommen. Der Küchenbau lag etwas abseits, direkt am Steilufer der Wolga. Es führte eine Treppe hinunter und unten mußte das Eis mit einer Axt aufgeschlagen werden. Dann begann das Wasser zu gurgeln. Ich füllte jedes Mal zwei Eimer und trug sie in den großen Kessel in der Küche. - Auf einem Tisch stand eine Schale mit Sonnenblumenöl, in der Ecke döste ein Wachposten mit dem Gewehr im Arm und die Augen schienen geschlossen. Beim dritten Vorbeimarsch konnte ich nicht mehr widerstehen. Ich stellte

die Eimer ab, schaute nochmals kurz zu dem Iwan und griff nach dem Löffel. Als ich gerade den zweiten Löffel füllen wollte, fing der Kerl an zu schreien: „Zapp-zerapp - Maslo zapp-zerapp.“ Das hieß ungefähr: „Diebstahl! Hier klaut einer Öl!“ Der Koch mit Gehilfe erschienen und jagte mich mit dem üblichen Gefluche und Gezeter zum Teufel. Niedergeschlagen, aber mit einem guten Ölgeschmack im Munde, kehrte ich zu meinen Kameraden zurück.

Dort herrschten Elend und Verzweiflung. Die Ordnung war wieder einmal nur durch das Faustrecht aufrechtzuerhalten. Die noch einigermaßen Gesunden mußten die Ausgeflipten zu einem Mindestmaß an Disziplin zwingen, zumal die Russen jegliche Kontrolle verloren hatten und sich vollkommen passiv verhielten. - Am selben Abend starb ein junger Bursche von ca. 18 Jahren. Er wurde fast am Ende des Krieges noch eingezogen und hatte keinerlei Erfahrung, sich durchzusetzen. Er war in meiner Brigade und wir nannten ihn nur „Bubi“. Plötzlich fing er an, nach seiner Großmutter zu rufen, klammerte sich an ein Bettgestell, wurde wie von einem Krampf geschüttelt, und als wir zu ihm kamen, war er tot. Es machte noch Schwierigkeiten, ihn loszulösen, so stark waren seine Finger in das Holz verkrampft. Ich hatte so etwas noch nicht erlebt. Wie er uns oft erzählte, verbrachte er seine Jugend im Hause seiner Großeltern irgendwo in der Niederlausitz. In der Nacht starb noch ein anderer, der neben mir auf der Pritsche lag, den ich aber kaum kannte. Als er sich morgens nicht mehr bewegte, schüttelte ich ihn, und als ich merkte, daß er tot war, nahm ich seinen Brotbeutel an mich. Im Brotbeutel fand ich seine Brotportion vom Abend vorher. Ich aß sie sofort auf und legte den Brotbeutel wieder zurück. Dieser Vorfall verfolgte mich über lange Zeit und bereitete mir erhebliche Gewissensbisse, obwohl ich mir darüber im klaren war, daß ein Toter nichts

mehr essen konnte. - Unsere Kopffzahl war um diese Zeit um ca. 25 Prozent dezimiert. Weitere 25 Prozent waren zum Tode verurteilt, wenn sich nicht bald etwas verändern würde. Der Nordwind pfiß unerbittlich. Die Temperatur lag bei minus 20 Grad.

Wir verbrachten drei oder vier Tage in diesem Lager. Plötzlich mußten wir am Abend antreten zum Abmarsch. Das war eine ungewöhnliche Zeit, und man wußte nicht, was dahinterstand. Die Zählung und Aufstellung mit den vielen Kranken und bei dieser grausamen Kälte war ein einziges Drama. Nun merkte man so richtig, daß unsere Winterkleidung viel zu dünn war. Der Frost drang bis auf die Knochen und viele mußten von den Wachposten regelrecht aus der Unterkunft geprügelt werden. - Die Dunkelheit war schon angebrochen, als sich der Geisterzug langsam durch die Vororte in Richtung Stadt in Bewegung setzte. Viele konnten vor Schwäche und wegen der großen Kälte und dem Sturm nicht mehr gehen. Sie blieben am Straßenrand liegen und wurden noch eine Zeitlang von den Posten traktiert. Der Schnee lag über einen halben Meter hoch und es kostete viel Kraft, vorwärtszukommen. Nach ein oder zwei Stunden waren wir am Bahnhof der Stadt Engels angekommen und wurden in einen bereitstehenden Personenzug verladen.

Wir standen noch stundenlang in dem ungeheizten Zuge auf dem Bahnhof. Die Verzögerung kam zustande, weil die Kranken und einige im Schneesturm vor Erschöpfung Umgekommenen eingesammelt und mit Lkws zum Bahnhof transportiert werden mußten. - Im Morgengrauen fuhr der Zug los; in einer guten Stunde waren wir im Hauptbahnhof Saratow eingetroffen. Beim Ausladen mußten die Gehunfähigen getragen werden. Die Toten wurden an den Füßen gepackt und auf dem Boden mitgeschleift. - Der Bahnhof war ein großes und beeindruckendes

des Gebäude und gut ausgestattet. Es war das erste Mal, daß ich in ein ziviles russisches Gebäude kam, und ich war sehr beeindruckt. Wir wurden in einen Seitenflügel der Haupthalle gebracht, in dem es erstmals seit langer Zeit wieder richtig warm war.

Diese Vorgänge spielten sich vor den Augen der gerade anwesenden oder vorbeikommenden Zivilisten ab. Nun machten wir wieder Bekanntschaft mit der guten Seele der russischen Bevölkerung. Vielen sah man den Schrecken und das Entsetzen im Gesichte an. Ich sah Frauen, die sich bekreuzigten. Einige kamen in die Nähe und warfen uns Brot zu; die Posten suchten es wegen der entstehenden Keilereien zu verhindern. Aber immer wieder wurde Brot zugeworfen oder übergeben, obwohl das Brot zu dieser Zeit für die Bevölkerung noch rationiert war. Manche Frauen gaben bis zu einem halben Laib ab. So konnten einige, die noch auf Draht waren und günstig standen, zunächst einmal den größten Hunger stillen.

Wieder dauerte es Stunden, bis die Lastwagen eintrafen, die uns abholen sollten. Es muß gegen Mittag gewesen sein, als sich die Kolonne aus dem Nebentrakt des Bahnhofes durch den Haupteingang, über die große Freitreppe zum Bahnhofsvorplatz schleppte. Es war nochmals das gleiche Trauerspiel wie am Morgen. Gestützte und getragene Kranke und auf dem Boden geschleppte Tote. - Die Welle von Mitleid und Hilfsbereitschaft gerade der älteren Leute war wiederum ergreifend. Manche trauten sich wegen der Wachmannschaften nicht näher heran. Das Brot wurde zugeworfen; manchmal trat eine Frau an die Gefangenen heran und gab dem ersten besten ein Stück Brot in die Hand, um dann sofort wieder in der Menge zu verschwinden. Offiziell war die Hilfsbereitschaft sicher nicht gerne gesehen, zumal von den jüngeren Soldaten, die noch unter dem Eindruck des Krieges und der Propaganda standen. - Auf dem

Bahnhofsvorplatz wurden wir nun gruppenweise von Lastwagen übernommen und in ein größeres Lager auf einer leichten Anhöhe bei Saratow gebracht. Die Ausfallstraße, an der das Lager war, hieß „Bolschaja-Gornaja Uliza“. Das läßt sich auf deutsch ungefähr mit „Große Bergstraße“ übersetzen.

Heute scheint es uns unverständlich, daß die meisten Leute am Tage Brot mit sich herumtrugen. Damals aber war Brot das Hauptnahrungsmittel in Rußland und durchaus nicht in jeder Menge zu bekommen. Die Leute hatten noch Bezugscheine und nahmen gerade da ihr Brot mit, wo es welches gab. Viele waren auch darüber verwundert, daß wir uns über das Essen beschwerten, nachdem uns doch 600 Gramm pro Tag zustanden, genausoviel wie der Zivilbevölkerung. Der Unterschied war aber der, daß die Russen ihren Anteil jeden Tag bekamen, während wir nur unregelmäßig und manchmal überhaupt nicht versorgt wurden und uns auch nirgends beschweren konnten. Außerdem war diese Art Brot für uns ungewohnt und für viele schwer verdaulich. Für die Russen war Brot ein Teil ihrer Mahlzeiten, das zur Suppe gegessen wurde, ähnlich wie bei den Franzosen. Die Deutschen aber aßen ihr Brot lieber zum Frühstück oder zum Vesper. Man hatte auch den Eindruck, daß ein Teil unserer Rationen in dunkle Kanäle abgezweigt wurde, da es ein beliebter Tauschartikel war. Gauner und Schieber gab es natürlich auch in der ruhmreichen Roten Armee. Dazu paßt das alte russische Sprichwort: „ Rußland ist groß und der Zar ist weit!“

Das Hauptlager in Saratow war ein Erdbunker, welcher auf einer kleinen Anhöhe über der Stadt lag. Diese Art von Unterkunft wurde von den Russen „Semljanka“ genannt, das von dem russischen Wort „Semlja“ abgeleitet ist und soviel wie „Erde“ bedeutet. Der Bunker war ca. 80 Meter lang und 25 Meter breit. Von außen war nichts zu sehen als eine kleine

Erderhöhung, alles andere war unter der Erde. Die Semljanka faßte ungefähr 500 Leute und war mit dreistöckigen Holzpritschen ausgestattet. An den Kopfsenden des Bunkers waren die beiden Eingänge und am Anfang der Pritschenreihen jeweils ein gemauerter russischer Ofen. Die Wirtschaftsgebäude lagen daneben und waren zum Teil auch tiefer als die Erdoberfläche. Das hatte den Vorteil, daß in den Innenräumen immer eine gewisse Erdwärme herrschte und daher der Verbrauch an Brennholz sehr niedrig war. In ähnlich gebauten Erdbunkern hatten die Russen in den kalten Kriegswintern gut überleben können. Sie waren auch darin mit ihrer Erfahrung der deutschen Wehrmacht weit überlegen. - Über die Wolgahöhen piff während des ganzen Winters ein eisiger Wind aus den Steppen Sibiriens. Daher fühlten wir uns wenigstens in dieser Hinsicht in dem Bunker einigermaßen geborgen.

Gegen unser altes Lager in Engels war das neue in Saratow eine echte Verbesserung. Es war eine eingespielte russische Verwaltung vorhanden, die von einigen deutschen Altgefangenen unterstützt wurde. Die Küche war in Betrieb, es gab keine Verzögerung mit der warmen Verpflegung und mit dem Brot. Es war ein Sanitärer da und ein kleines Krankenrevier für drei oder vier Mann, die stationär behandelt werden mußten. Auf dieser Station verstarb gleich in den ersten Tagen unser Brigadier, der aus Mannheim stammte. (Gleich nach meiner Heimkehr habe ich seine Eltern in Mannheim-Seckenheim besucht). Es ging nicht lange, bis wir zur Arbeit eingeteilt wurden. Es waren verschiedene Kolonnen auf unterschiedlichen Baustellen und Bauhöfen, die meistens mit Aufräumarbeiten beschäftigt wurden. Zur Stadt gingen wir zu Fuß in der bekannten Fünferreihe, von allen Seiten durch Posten bewacht. Das Tempo war langsam und schleppend, trotz der Anfeuerungsrufe der Wachen. - Am Wochenende wurden wir in die Stadt zu einer Sau-

na geführt, in der auch gleichzeitig die Entlausung vorgenommen wurde. Die Russen nannten so eine Anstalt „Banja“, sicher von dem Wort „Bad“ abgeleitet. Auch der Name „Sauna“ war gebräuchlich, allerdings nicht in dem Sinne, wie er heute gebraucht wird, weder von der Einrichtung noch von der Größe der Anstalt her. Diese Badeanstalt wurde auch von der russischen Zivilbevölkerung besucht; wechselweise: einen Tag für Männer, einen Tag für Frauen.

Eine Gruppe von vielleicht 20 Mann ging in den Umkleideraum. Dort zog man sich aus und knüpfte seine Klamotten zu einem Bündel; diese Bündel wurden an der Entlausungskammer von einem Helfer entgegengenommen, mit einem Eisenhaken versehen in der Kammer an Stangen aufgehängt. Dann wurde die Kammertür geschlossen und wir konnten nun in den eigentlichen Baderaum treten. Dort waren Kübel mit heißem und kaltem Wasser, Seife und grobe Bürsten, mit denen man sich abscrubben konnte. Der Raum war heiß und dampfig, es gab auch Zapfstellen für warmes und kaltes Wasser. Abtrocknen konnte man sich nicht, es gab keine Handtücher. Nach ungefähr einer halben Stunde ging’s wieder in den Umkleideraum. Dort wurden die Kleider mit den Haken aus der Entlausungskammer herausgeworfen, und jeder mußte sich nun bemühen, sein eigenes Kleiderbündel aus diesem Haufen herauszufischen. Meistens setzte eine Drängerei ein, die oft in Händeleien ausartete, zumal man sich an den noch heißen Eisenhaken leicht die Haut verbrennen konnte. Mit den Läusen war das so eine Sache. Diejenigen, die sich am Außenrand des Bündels befanden, wurden durch die Hitze getötet. Im Inneren überlebten die meisten. Vor allem gingen die Eier, die man als „Nissen“ bezeichnete, vollkommen unbeschädigt aus der Kammer heraus. Solange wir jede Woche zur Banja gingen, konnte die Läuseplage in Grenzen gehalten werden. Auf Außenkommandos oder wenn

die Banja, aus welchem Grund auch immer, ausfiel, vermehrten sich diese lästigen Plagegeister und machten uns das Leben noch schwerer, als es schon war.

Es war nun Mitte Dezember 1945. In unserer Semljanka, nicht weit von mir, aber am Tage in einer anderen Brigade eingeteilt, befand sich auch der von Engels her bekannte Pfälzer Specker. Er hatte nach der Rückkehr von der Arbeit immer noch etwas in seinem Brotbeutel zum Knabbern. Da an seiner Baustelle die Aufsicht nicht sehr streng war, konnte er in den umliegenden Häusern zum Schnorren gehen. Er nannte das nach alter Wehrmachtssitte „Organisieren“. Seine Erfahrungen waren ein echter Geheimtip. Außer mir hatte er Genaueres noch niemandem erzählt, obwohl er in seiner Brigade durch häufiges Verschwinden schon aufgefallen war. Es wurde gemunkelt, vermutet, gewußt - keiner jedoch traute es sich zu, das nachzumachen - das Risiko schien allen zu groß. Da er ab und zu auch von dem Brot etwas abgab, wenn er genug hatte, wurde er in der Brigade akzeptiert.

Die Kälte und der Wind wurden von Tag zu Tag härter. Alles war knochenhart zusammengefroren. Der Hunger blieb jedoch das Hauptproblem, trotz regelmäßiger Verpflegung mit Brot und dünner Suppe. In dieser Suppe waren abwechselnd mal mehr mal weniger enthalten: Graupen, Kartoffeln, Buchweizen, Hirse, Gurken, grüne Tomaten, Karotten, Kraut; und manchmal, an Sonntagen, waren Fische mitgekocht. Der Hauptbestandteil war aber nach wie vor „Wasser“. - Eines Tages wurden von der Kleiderkammer Filzstiefel ausgegeben. Das war eine russische Spezialität und wurde von uns als große Hilfe aufgenommen. Diese Stiefel waren aus Filzmaterial in Formen gepreßt und konnten direkt über die Füße gezogen werden, bis an die Knie. Wenn es trocken war, hielten sie schön warm. Nach und nach konnte man auch die schlechten Mäntel gegen bessere und

dickere austauschen; manche waren - wenn auch abgetragen - doch aus Lammfell. Die Filzstiefel wurden von den Russen „Walinki“ genannt.

Meine Brigade wurde, mit noch einigen anderen, zu Aufräumarbeiten in einem Bauhof eingesetzt. Nachdem wir dem zivilen Natschalnik übergeben wurden, sind die Wachposten meistens in irgendeiner warmen Unterkunft verschwunden. Die Arbeit war nicht allzu schwer, und wir versuchten uns nach Möglichkeit zu drücken und soviel es ging am Feuer aufzuwärmen. Es war in einem Vorort von Saratow; die Häuser waren nach typisch russischer Art aus Holz gebaut und größtenteils einstöckig, mit einem kleinen Vorgarten. Am Hauseingang war oft ein Windfang, den man betreten mußte, bevor man an die eigentliche Haustür kam. - Der Hunger war übermächtig, die Gelegenheit günstig - ich dachte an die Methoden des Pfälzers - und schlich durch den Bretterverschlag aus dem Bauhof hinaus. Um zwei Ecken herum stand ich vor dem ersten Haus. In den ersten Sekunden mußte ich noch zwischen Hunger und Angst entscheiden; die Entscheidung fiel wie erwartet zugunsten des Hungers aus. Was mich erwartete, war noch ungewiß. - Ich trat durch den Windfang und klopfte an die Tür. Das Herz fing mir an zu klopfen. Nach banger Minuten ging die Tür einen Spalt auf und eine ältere Frau schaute heraus. Ich sagte nichts als „Chlebb“, das hieß „Brot“. Die Frau verschwand, ohne ein Wort zu sagen, kam kurz darauf zurück und gab mir ein Stück Brot. Ich sagte „Spasibo“, das hieß „danke“, und verschwand um die Ecke. Das ging so erstaunlich schnell und reibungslos, daß ich es im nächsten Haus nochmals wiederholte; mit gleichem Erfolg. Ich verstaute das Brot in den Taschen und ging auf demselben Weg wieder zurück zum Bauhof. Dort war kaum was aufgefallen. In dieser Zeit könnte ich auch beim Austreten gewesen sein.

Das Gefühl, das ich danach hatte, war unbeschreiblich. Keine Gewissensbisse, keine Scham, kein verletzter Stolz; es war die befreiende Gewißheit, einen Ausweg aus der drohenden Gefahr des Hungertodes gefunden zu haben. Aus reinem Egoismus und aus Selbsterhaltungstrieb sprach ich, außer mit dem Pfälzer, mit keinem anderen Menschen darüber. Instinktiv fühlte ich, einen Schlüssel zum Überleben in dieser bedrohlichen und gefährlichen Umgebung und in dem kommenden, schärfer werdenden Existenzkampf gefunden zu haben. - In den kommenden Tagen gelang es mir, mit derselben Praxis meine Verpflegungslage entscheidend zu verbessern. - Nun begann ich, die Arbeitsweise dergestalt zu verbessern, daß ich mir einen für meine Zwecke günstigeren russischen Sprachschatz aneignete. Vom Dolmetscher ließ ich mir die Worte: bitte - danke - vielen Dank - hungrig - Essen - guten Tag - auf wiedersehen - Kriegsgefangener - Herr - Frau - Genosse - und noch vieles andere beibringen.

Kaum erblickte man in Saratow den ersten Hoffnungsschimmer, bahnte sich schon wieder neues Unheil an. Um den 20. Dezember herum hieß es abends plötzlich, fertigmachen zur Verlegung. Es wurde etwa die Hälfte der Bunkerbelegschaft aus Listen vorgelesen; diese Leute waren für das neue Kommando bestimmt. Leider war ich auch dabei. - Am anderen Morgen ging alles sehr schnell: heraustreten, aufstellen, abzählen und Abmarsch zum Bahnhof. Dort stand ein Transportzug mit den Güterwagen. Zwischen 40 und 50 Mann in den Waggon - Verpflegungsempfang - und ab ging es mit unbekanntem Ziel.

Was man bei uns als Verpflegung bezeichnete, nannten die Russen „Produkty“. Wir mußten uns an diesen Ausdruck erst einmal gewöhnen. Man verstand darunter: getrocknetes Brot, Graupen, Hirse oder gemischte Trockenkonzentrate. Für jeden

Tag wurde ein gewisses Quantum zugeteilt, das in einem Leinensäckchen oder Leinentuch aufbewahrt wurde und das man dann mit Wasser aufkochen konnte. Die russischen Soldaten kannten auf Transporten nichts anderes; für uns war es vollkommen neu und ungewohnt. Nach der Menge der Zuteilung konnte man ungefähr auf die Dauer der Reise schließen. Wir rechneten danach mit vier bis fünf Tagen Bahnfahrt, wohin und zu welchem Zwecke war wieder einmal vollkommen offen. Die tollsten Gerüchte machten die Runde und es gab allerhand Spekulationen. Anders als bei früheren Transporten setzte sich der Zug sehr schnell in Bewegung. Wir konnten nur am Sonnenstand ungefähr ablesen, daß es in Richtung Norden ging.

In der Mitte des Waggons stand ein Blechofen, dessen Rohr durch das Dach den Rauch ableitete. Die Schiebetür an der rechten Zugseite war nicht zu öffnen. An dieser Seite ging ein Holztrichter ins Freie, der als Klosett diente. Vor der Abfahrt bekamen wir etwas Holz und einen Eimer mit Kohlen. Die einzelnen Waggons waren so dicht belegt, daß man sich um den Ofen herum nur abwechselnd aufhalten konnte. Kurz nach der Abfahrt begannen einige den Ofen in Gang zu setzen, um mit dem Kochgeschirr Suppe kochen zu können. Eine große Kanne mit Trinkwasser gehörte ebenfalls zur Ausrüstung. Im Wagen war es lausig kalt; der kleine Blechofen war nur mit Mühe am Brennen zu halten und reichte für den Raum bei weitem nicht aus. Wir hatten auch einige Kranke dabei. Man hatte den Eindruck, daß die Lagerleitung in Saratow die Gelegenheit des Transportes ausnützte, um einige schwache Arbeitskräfte abzuschieben. Von den akuten Krankheiten war der ruhrähnliche Durchfall die größte Geißel der Gefangenen. Rings um den Klotrichter war in kürzester Zeit alles versaut und es stank entsetzlich. Die Kranken und Schwachen wurden immer weiter in Richtung des Trichters abgedrängt und man mußte,

um an denselben zu gelangen, über einige Leute am Boden hinwegsteigen.

Irgend jemand hatte ausgerechnet, daß es der 24. Dezember war; es war also „Heiliger Abend“. Generell hatten wir das Gefühl für Datum und Zeit weitgehend verloren. Die Russen feierten kein Weihnachtsfest in unserem Sinne; es gab auch keinen Feiertag. Die Stimmung war den ganzen Tag beschissen, zumal neben dem Trichter ein Mann in den letzten Zügen lag. Ich kann mich nur noch erinnern, daß es ein Berliner war. Er gehörte nicht zu meinem näheren Freundeskreis. - Wir hielten gegen Mittag bei einer kleineren Ortschaft. Der Schnee lag fast einen Meter hoch. Zum Waschen im Schnee durften wir aussteigen und uns auch die Füße vertreten. Die Posten waren nicht besonders aufmerksam und mehr mit sich selbst beschäftigt. Als ich die Holzhäuser sah, die nicht weit vom Bahndamm standen, stieg ich den Damm hoch, um mich nach Brot umzusehen. Als ich durch den Schnee den leicht ansteigenden Damm hinaufklettern wollte, merkte ich, daß mir die Muskeln versagten. Es war ein durch die plötzliche Anstrengung verursachter Schwächeanfall. Ich war tief erschrocken, denn nun spürte ich zum ersten Mal, daß es an die Substanz ging. Meine Reserven waren durch die durchgemachten Strapazen und durch den Hunger aufgebraucht. Mit Mühe und Not überwand ich den Damm und konnte in den Häusern ohne Schwierigkeiten Brot und anderes Trockenbackwerk ergattern. Alles mußte schnell gehen, denn ich wußte nicht, wann der Zug weiterfährt. Der Schwächeanfall machte mir lange noch zu schaffen. Es war das erste Mal, daß mir der Gedanken kam, die Gefangenschaft vielleicht doch nicht lebend zu überstehen, begleitet auch von einer gewissen Mutlosigkeit, obwohl meine neuentdeckte Brotversorgung zu Optimismus Anlaß geben sollte. Erstmals machte ich mir Gedanken über einen möglichen Tod; zumal der

Berliner am Abend des 24. Dezember seinen Geist aufgab und noch am selben Bahnhof aus dem Waggon gebracht wurde. Es war ein jämmerlicher, unmenschlicher, gnaden- und erbarungsloser Tod, an dem wir trotzdem kaum Anteil nahmen.

Von nun an begann ich meine Körperfunktionen besser zu beobachten und mit den Kräften sparsamer umzugehen. Den Schwächeanfall betrachtete ich als eine erste ernste Warnung und als Anzeichen dafür, daß auch mein Kräftepotential nicht unerschöpflich war. - Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, kramte ich mein Brot aus den Taschen und fing heimlich an, es aufzuessen. Einer, der neben mir lag und es bemerkte, versuchte mir etwas abzubetteln. Ich gab natürlich nicht einen einzigen Krümel her. Er war bei der Wehrmacht als Feldwebel; sicher hatte er es sich im Traume nicht einfallen lassen, daß er einmal einen anderen Kameraden wegen eines Brocken Brots anbetteln würde. - Als es dunkel war und der Ofen brannte, versuchten einige in einem Anflug von Sentimentalität, Weihnachtslieder anzustimmen. Es war aber ein vergeblicher Versuch. Die meisten lagen apathisch auf ihren Pritschen, einige andere versuchten auf dem mickrigen Feuer ihre Suppe zu kochen.

Kurz vor Ende des Jahres kamen wir an einer kleinen Bahnstation an, die mitten im Walde lag. Um die Station herum gab es einige typische Bauernhäuser aus Holz, die zum Teil mit Schnitzereien verziert waren, die ich so in Rußland nicht erwartet hatte. - Am Bahnhof empfing uns eine ganze Delegation von Soldaten, Offizieren und Zivilisten, an die wir von unserer Begleitmannschaft übergeben wurden. Nach dem Ausladen ging es in eine nicht weit von der Station liegende Semljanka. Jeder suchte sich einen Platz, dann mußten wir im Freien antreten und wurden namentlich aufgerufen und gezählt. Ein Offizier hielt eine Ansprache mit folgendem Inhalt: Wir seien jetzt

als Holzfäller seinem Kommando unterstellt - der Aufenthalt in der Semljanka diene unserer Erholung und der Körperpflege - wir würden unter seinem Kommando gut behandelt und gut gepflegt - Voraussetzung dafür aber sei die Erfüllung der Arbeitsnorm und äußerste Disziplin. Für heute gebe er den Befehl, daß sich jeder an der offenen Wasserstelle oder im Schnee so gut wasche und pflege, wie es den Umständen entsprechend möglich sei. Die Bewachung sei schwach, wir könnten uns so weit wie erlaubt frei bewegen, die Möglichkeit zu flüchten sei in dieser Gegend unmöglich und bedeute den sicheren Tod.

Im Durcheinander des Aussteigens hatte ich die Gelegenheit benutzt und an einigen der Häuser angeklopft. Ergebnis: ein Stück Brot, ca. sechs Kartoffeln und ein Stück Pirogge. Das hatte ich noch nie bekommen. Es war in hellen Brotteig eingebackener Kartoffelbrei, eine russische Spezialität, die in guten Zeiten natürlich mit Fleisch gefüllt war. Brot und Pirogge verdrückte ich sofort, die Kartoffeln ließ ich in den Taschen verschwinden. Am Abend, als die meisten schon auf ihren Pritschen dösten und schliefen, röstete ich sie in der Glut eines Ofens, der am Eingang des Erdbunkers gebrannt hatte. An der Station trafen wir auch einige polnischen Juden, die vor uns in diesem Walde gearbeitet hatten und nun von uns abgelöst wurden. Sie waren dort während des Krieges dienstverpflichtet und hatten den Status: halb frei - halb gefangen. Sie stammten aus den polnische Ostgebieten und wurden von den Russen bei der Besetzung Polens im September 1939 verschleppt. Da sie Jiddisch sprachen, konnten wir uns gut unterhalten. An eine Weisung kann ich mich noch genau entsinnen: „Wer in eurem Zustand in diesen Wald hinein muß, der kommt nicht mehr lebend heraus.“ Das waren keine guten Aussichten.

In der Semljanka waren schon Leute, die aus anderen Lagern

angereist waren. Ich erkundigte mich natürlich nach Landsleuten und fand einen alten Bekannten aus Baden-Baden. Er war der älteste Sohn unseres ehemaligen Hausmeisters aus der Weststadtschule und hieß Eduard Reuter, mit Spitznamen „Waggele“ oder „Reuter-Waggele“. Er spielte früher im Fußballverein (VfB) und war als guter Spieler bekannt.

Nach seiner Heirat zog er nach Bruchsal, und da seine Frau Drillinge bekommen hatte, was damals nicht sehr oft vorkam, hatte er einen gewissen Bekanntheitsgrad. Sein jüngerer Bruder, Kurt Reuter, war bei mir in derselben Schulklasse. - Als ich den Eduard antraf, war er krank und am Ende seiner Kraft. Den Bunker konnte er nicht mehr verlassen. Seine Brotration tauschte er gegen Tabak ein, vom Rauchen hatte er ganz gelbe dünne Finger. Wir tauschten alte Erinnerungen aus und waren dabei recht glücklich. Er trug mir auf, alle zu benachrichtigen und alle zu grüßen, falls ich heimkehren sollte. Er selbst hatte keine Hoffnung mehr. - Einige Wochen später, wir waren schon im Walde bei der Arbeit, erhielt ich die Nachricht, daß er kurz nach unserem Treffen gestorben war.

Der Offizier, welcher die Einführungsrede hielt, war der Kommandant der Holzfällergruppe. Er gab sich zackig militärisch, um Eindruck zu machen; ich hielt ihn aber im Grunde für einen gutmütigen Menschen. Als wir am nächsten Morgen zum Zählappell antreten mußten, schritt er die Front ab, um zu kontrollieren, ob auch jeder seinem Aufruf zur Hygiene und Sauberkeit gefolgt war. Als er an mir vorbeikam, blieb er stehen und ließ durch den Dolmetscher fragen, warum ich mich nicht gewaschen hätte. (Am Vorabend hatte ich den Kopf im Ofen, und in der Asche gewühlt, um meine Kartoffeln zu rösten.) Als ich antwortete: „Ich habe mich gewaschen“ - wurde er wütend und ließ fragen, was ich von Beruf sei. Ich sagte zum Dolmetscher: „Kaufmann“. Dieser übersetzte mit dem russischen Wor-

te „Kupjezz“, das hieß so ungefähr: „Händler auf einem Markt“. Damit konnte er nichts anfangen, er überlegte einen Moment und ließ mir sagen: „Ich mache aus dir hier unter meinem Kommando einen richtigen Kaufmann.“ - Die Kameraden grinsten. Die Situation war paradox, blieb mir aber wegen der darin verborgenen Komik bis heute in Erinnerung. Es ist mir ewig unklar geblieben, was der Kommandant sich unter einem „richtigen Kaufmann“ vorgestellt hat, und was er mit einem solchen im Walde beim Holzfällen anfangen wollte.

Beim nächsten Morgenappell wurden wir in Gruppen verschiedener Stärke eingeteilt. Jede Gruppe bekam einen zivilen Natschalnik und je nach Kopffzahl militärische Bewacher zugeteilt. Meine Gruppe bestand aus ca. 40 Mann und zwei Wachposten. Unser Natschalnik (Verantwortlicher oder Meister) war einer der polnischen Juden mit dem Namen „Pintschuk“. Es wurde noch eine Brotportion ausgegeben, dann ging es zu Fuß ab durch den Wald zu der für uns zugeteilten Station. Es lag überall schöner, weicher Pulverschnee. Die Luft war kalt und klar, alles schien in einem strahlenden Lichte zu glänzen. Die Farben traten überall so deutlich hervor wie auf einem frisch gemalten Bilde. Wenn der Hunger und die Ungewißheit nicht gewesen wären, man hätte einen vollkommenen Naturgenuß erlebt. Besonderen Eindruck machten auf mich die vielen Birken mit ihren weißen Stämmen, von grauen Flecken durchsetzt.

Nach vier Stunden Fußmarsch kamen wir an unsere Unterkunft. Es war ein großes russisches Holzhaus, das zu einem Viertel von einem Waldhüter und seiner Familie bewohnt wurde. Die übrigen drei Viertel waren zu einem Lager für Holzhauer ausgebaut. Es bestand im wesentlichen nur aus einem großen Raum, der mit Holzpritschen ausgestattet war. In der Mitte stand ein gemauerter Ofen, wie man ihn in jedem russi-

schen Bauernhaus finden konnte und der für das dortige Klima ganz ideal und äußerst praktisch und sparsam war. Angegliedert war noch ein Nebenraum mit Küche und Vorratskammer, der durch einen Schalter mit dem Hauptraum verbunden war. Die Plätze waren schnell verteilt und eingenommen. Gepäck war keines zu verstauen, der Ofen wurde gleich angeheizt. - Ein Mann wurde für den Innendienst eingeteilt. Er war Sanitätsgehilfe und wurde hier noch zusätzlich als Koch und Friseur eingesetzt. Nach Bedarf wurde noch ein Gehilfe, meistens ein arbeitsunfähiger Kranker, zusätzlich eingeteilt.

Der Natschalnik wohnte in einem kleineren Blockhaus, vielleicht 100 Meter von unserer Unterkunft entfernt. Die beiden Wachposten waren in unserer Nähe nebenan beim Waldhüter untergebracht. - Nach all den durchgemachten Strapazen bekamen wir nun endlich ein paar Tage Ruhe. Wir machten Brennholz und brachten die Werkzeuge in Ordnung, die uns für die Arbeiten im Walde zugeteilt wurden.

Im Walde bei Pensa – Januar bis Mai 1946

Einige der Kameraden waren in der Zwischenzeit zu Freunden geworden. Sie kamen mit mir auf dasselbe Waldkommando. Es waren dies: Egon D., gelernter Gärtner aus Bad Neuenahr. Er war bei der Waffen-SS und hatte die Russen, selbst noch in der Gefangenschaft, bis auf die Knochen. Nach der Rückkehr besuchte ich ihn einmal in seiner Heimat. Er war dort in der Stadtgärtnerei beschäftigt. In übrigen war er auch nach seiner Rückkehr mit den Zuständen in Deutschland nicht zufrieden und sagte mir, er wolle auswandern. Nach einiger Zeit verloren wir den Kontakt zueinander. Der Zweite war Gerhard Hecker, Student aus München, der trotz des Studiums schon verheiratet war und sich Sorgen machte wegen seiner Frau. Noch im selben Jahre wurde er beim Einbruch in ein Kartoffellager von einem Wachposten erschossen. Ein junger Mitgefangener blieb mir ebenfalls noch in Erinnerung. Er hieß Weber, der Vorname war mir entfallen. Sein ansteckender Optimismus und seine körperliche Leistungsfähigkeit waren trotz seiner erst 18 Lebensjahre unter den herrschenden Umständen mehr als erstaunlich. Ich komme später noch einmal auf ihn zurück. An die anderen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, nur die einzelnen Typen sind noch in meiner Vorstellung lebendig.

Nach den Ruhetagen zogen wir mit Pintschuk in den Wald. Wir gingen im Gänsemarsch auf einem Trampelpfad durch den Schnee. Pintschuk kannte sich genau aus, er hatte jahrelang mit dem polnischen Team selbst als Holzfäller gearbeitet und sich jetzt als Vorarbeiter noch eine Zeit lang freiwillig weiter verpflichtet. Jeder trug ein Werkzeug; entweder eine Axt oder eine Säge. Wir führten auch Schneeschaukeln, Keile und andere

Kleinwerkzeuge mit. Als Verpflegung hatte jeder 200 Gramm Brot empfangen, das war ein Drittel der Tagesration. Nach ca. einer Stunde waren wir an unserem Arbeitsplatz, einem Kiefernwald, angekommen. Jeder konnte sich nun einen Arbeitspartner suchen, der einigermaßen zu ihm paßte. Ich tat mich mit Egon D. zusammen, da wir uns kannten und ungefähr gleich stark waren. Pintschuk erklärte uns nun die zu erfüllende Tagesnorm und die notwendige Arbeitstechnik. Eine Gruppe von zwei Mann mußte vier ausgewachsene Kiefern fällen, aus dem Stamme vier Meter lange Stücke schneiden sowie am Beginn der Äste die Krone absägen und beiseite ziehen. Er teilte jeder Mannschaft die entsprechenden Bäume zu und sagte: „Tschitirj Stukk - i domoj“ - das hieß: wer mit seinen vier Bäumen fertig ist, kann nach Hause gehen. Dann machte er mit dem Wachposten zusammen ein Feuer und fing an, Kartoffeln zu rösten.

Die Kiefern wuchsen auf dem etwas höhergelegenen, trockenen Teil des Waldes. Hier hatte man den Eindruck, daß von den Russen eine Art einfache Forstwirtschaft betrieben wurde, auf Grund des riesigen Baumbestandes natürlich nicht so intensiv wie in unseren heimatlichen Wäldern. Die tiefer gelegenen Gebiete waren feucht und sumpfig und konnten nur bei starkem Frost betreten werden. Dort waren noch Urwälder vorhanden mit einem anderen Baumbestand, den wir durch Kahlschlag roden mußten (Pappeln, Eschen, Weiden, Erlen). Das Holz wurde in Stapeln aufgesetzt die ca. 1,5 Meter breit und ca. 4 Meter lang waren. Die Arbeitsleistung wurde durch die Anzahl der Stapel bestimmt, die jede Brigade pro Tag zu schlagen hatte,. So entstand eine riesige freie Fläche, die mit unzähligen Holzstapeln bedeckt war. Bei Arbeitsende zählte Pintschuk die Stapel ab und trug sie in sein Bestandsbuch ein. Wir konnten ihn dadurch austricksen, daß wir, wenn er gerade nicht anwe-

send war, den einen oder anderen Stapel einfach nach vorne umsetzen.. Das war natürlich nicht fair, da er der einzige Natschalnik war, der sich bemühte, von irgendwoher noch zusätzliche Verpflegung - Trockenkonzentrat aus alten Militärbeständen - für uns aufzutreiben. --- Das aus den Kiefernstämmen geschnittene Holz wurde in den Kohlengruben zur Abstützung der Schächte verwendet, das Holz aus dem Kahlschlag diente hauptsächlich als Brennholz

Die Arbeit war knochenhart, die Januartemperaturen bei klarem Himmel minus 15 bis 20 Grad. Bei dieser Kälte war es unmöglich, sich nicht zu bewegen, man war regelrecht zur Arbeit gezwungen. - Am Anfang mußten wir den Schnee um den Baum herum entfernen, damit man möglichst nahe am Boden sägen konnte. Nach dem Sägen wurde der Baum mit der Axt eingekerbt, damit er in die Richtung fallen konnte, in die man ihn legen wollte. Wenn der Baum hängenblieb oder in eine andere Richtung stürzte, hatte man einen größeren Aufwand an Kraft zu bringen, um die Norm zu erfüllen. In der gleichen Woche hatten wir schon die ersten Kranken, die kräftemäßig nicht mehr mithalten konnten. Ende Januar stürzte eine riesige Kiefer mit der Krone auf eine arbeitende Zweiergruppe. Ein älterer Kamerad war sofort tot, für den Verletzten bauten wir aus Ästen eine Tragbahre und trugen ihn unter unsäglichen Anstrengungen durch den tiefen Schnee zurück zur Unterkunft. Als ich mich danach am Ofen aufwärmte, fingen zwei Finger der rechten Hand furchtbar zu schmerzen an. In den nächsten Tagen fingen sie an schwarz zu werden. Ich hatte an dieser Stelle ein Loch im Handschuh gehabt und nicht bemerkt, daß die beiden Fingerkuppen während des Tragens erfroren waren. Der Sani legte einen primitiven Verband an und rieb es mit einer Salbe ein. Krankgeschrieben wurde ich deswegen nicht. Es dauerte bis zum Monat Mai, bis die Wunden zugeheilt wa-

ren. Die Narben sind heute noch zu sehen. - Allmählich merkte ich, wie meine Kräfte nachließen. Mit Egon D. bekam ich daher öfter Streit. Er war noch besser auf Draht und fürchtete um seine Arbeitsnorm, da ich nicht mehr richtig mitziehen konnte. Es war gegen Mitte Februar, als ich endgültig nicht mehr konnte. Der Natschalnik schickte mich in die Unterkunft zurück. Mühsam schleppte ich mich durch den verschneiten Trampelpfad, und als ich an der Hütte ankam, brach ich am Eingang zusammen. Ich setzte mich an der Türschwelle nieder und hatte das Gefühl: Jetzt ist es endgültig aus und vorbei!

In dieser Zeit versuchte Egon mich dazu zu überreden, meine Brille gegen zwei Eimer (auf russisch – Vetro) Kartoffeln beim Waldhüter einzutauschen. Dieser hätte sie dann wahrscheinlich in der in der Nähe liegenden Kolchese gegen etwas für ihn Wichtigeres weitergetauscht. Brillen waren damals in der Sowjetunion unter der breiten Bevölkerung auf den Dörfern etwas Seltenes und Außergewöhnliches, und wurden weniger als Sehhilfe, denn als Statussymbol betrachtet. Vielleicht hätte sie der Waldhüter auch bei feierlichen Anlässen oder Familienfesten, als Ausdruck seiner Würde, selber aufgesetzt, obwohl er nicht kurzsichtig war. Auf das Kapitel „Brillen“ komme ich später, im Teil „Kujbyschew“ in einem anderen Zusammenhang noch mal zurück. --- Egon D. hatte auch die hellseherische Fähigkeit, vorauszusagen, wer in den nächsten 14 Tagen sterben würde. Er erkannte an dem nachlassenden Glanz und an der Trübung der Augen, das Erlöschen des Überlebenswillens. Sicher war das keine übernatürliche Fähigkeit, sondern eine im Laufe des Krieges durch Erfahrung erworbene Begabung. Als er mir mitteilte, daß ich mich in diesem Anfangsstadium befände, jagte er mir damit einen gehörigen, heilsamen Schreck ein.

In den folgenden Wochen teilte mich der Natschalnik nur für

leichtere Arbeiten ein. Ich machte für ihn so eine Art Hilfsbuchhalter, indem ich zuerst in Listen und dann in Büchern das geschlagene Holz eintrug und zusammenzählte. Ich hatte den Eindruck, daß er mit dem Rechnen seine Schwierigkeiten hatte. Von seiner vorgesetzten Dienststelle bekam auch er eine Norm vorgeschrieben, das hieß: Er mußte mit seinem Kommando in einer bestimmten Zeit eine vorgegebene Menge Holz schlagen. Ich bekam bei dieser Gelegenheit erstmals persönlichen Einblick in das Normensystem und in die russische Planwirtschaft mit all ihren Schwächen und Problemen. Wegen des illegalen Umsetzens der Stapel hatte ich keinen Ärger mehr, da zu dieser Zeit der Kahlschlag beendet war. Der Pintschuk war ein gutmütiger Mensch und hatte im Grunde seines Herzens Mitleid mit uns. -- Bei starkem Wind oder gar Sturm konnte kein Holz geschlagen werden, da durch das Schwanken der Bäume die Sägen im Holze klemmten. Dann sagte Pintschuk beim Morgenappell: „Alles Menschen Ästen brennen“, das war Jiddisch und sollte heißen: „Die ganze Mannschaft geht in den Wald, um die abgesägten Äste zu verbrennen.“ Mit den Baumkronen und den abgeschlagenen Ästen konnte man wegen der großen Entfernung zu den nächsten Städten nichts anfangen. Sie wurden an Ort und Stelle verbrannt, damit der Wald im Frühjahr sauber war für den Nachwuchs. Das Brennen war nicht so schwer wie das Sägen und Schlagen und daher als Abwechslung sehr beliebt. Wir freuten uns schon in der Nacht, wenn der Wind aufkam, dann war Hoffnung für den nächsten Tag auf „Ästen brennen“. Die Kronen und dicken Äste ließen die Flammen manchmal bis in die Wipfel der Nachbarbäume auflodern. Durch den hohen Schnee konnte kein Waldbrand entstehen. Es war angenehm, sich am Feuer und an der Glut zu wärmen, das Arbeitstempo war gemächlich, eine Norm konnte nicht festgelegt werden. Unangenehm waren nur die Läuse, die

durch die Wärme in der Kleidung aktiv wurden und auf der Haut zu krabbeln angingen.

Es war gegen Ende Februar. Die Temperatur lag bei minus 20 bis 25 Grad. Es ging ein leichter Wind, aber trotzdem noch so stark, daß wir nicht sägen konnten. Wir mußten also wieder Äste verbrennen. Die Brigaden waren dabei, die Baumkronen rings um die Feuerstelle heranzuziehen. Der russische Posten und der Natschalnik saßen direkt am Feuer. Plötzlich setzte ein fürchterlicher Heulton ein und eine graue Säule erhob sich über der Glut, zog Asche und brennende Holzteile mit sich in die Höhe und begann sich vom Feuerplatz weg plötzlich tanzend in Bewegung zu setzen. Da ich nur ca. 30 m entfernt war, mich mit einem Kiefernast abzumühen, konnte ich das Ereignis genau beobachten. Ich sah den Wachmann und Pintschuk und auch einige andere vor Entsetzen mit affenartiger Geschwindigkeit in den Wald zu rennen und sich dort hinter Bäumen in den Schnee auf den Boden zu werfen. Das Gleiche tat auch ich und die anderen Kameraden. Die Säule heulte weiter und begann sich spiralartig, den Schnee aufwirbelnd, zwischen den Bäumen und über diese hinaus fortzubewegen. Jeder starrte angstvoll auf das Naturschauspiel und hoffte, daß es ihn nicht erwischt. Mit der Zeit wurde der Heulton leiser, die Kraft der Drehung ließ nach, bis sie vielleicht nach 5 Minuten ganz erlosch. Der Spuk war an uns vorbeigezogen. Nun kamen alle schreckensbleich aus der Deckung heraus und versammelten sich da, wo vorher das riesige Feuer gebrannt hatte. Es war nur noch eine schwarze Brandstelle auf dem Waldboden. Wir machten danach noch ein kleines Feuer um uns aufzuwärmen und taten, mit Einverständnis des Natschalnik den Tag über keinen Handstreich mehr. --- Es war ein kleiner Tornado gewesen, der dadurch entstanden war, daß durch die Hitze des Feuers in der eiskalten Luft ein Aufwärtssog entstand, der immer wieder neue Luft nach oben zog.

Die Anlieferung der Verpflegung sollte einmal pro Woche erfolgen. Leider traten aus den verschiedensten Gründen immer wieder Verzögerungen ein; so konnte es vorkommen, daß wir zwei oder drei Tage ohne Verpflegung waren. Unser Koch hatte für solche Fälle einen Vorrat angelegt, auch konnten wir unsere zur Verpflegung gehörende Fischportion beim Waldhüter gegen Kartoffeln eintauschen; nur so konnte man diese zusätzlichen Mangeltage einigermaßen überbrücken. Wenn dann die Verpflegung eintraf, fand am Abend jedesmal ein großes Fest statt. In der ersten Gier wurde gleich eine Tagesration Brot und die ganze Zuckerzuteilung verschlungen. Man konnte spüren, wie neue Kraft in den ausgehungerten Organismus eindrang, und es kam kurzfristig zu einem euphorischen Lebensgefühl und zu neuer Hoffnung und Optimismus. Manchmal wurde auch gesungen, und es stellte sich in der warmen Hütte ein längst verloren geglaubtes Gefühl von Kameradschaft ein.

Nun war ich oft mit einem älteren Kameraden zusammen, der stark religiös geprägt war. Man gab ihm daher den Spitznamen „Der Divisionspfarrer“. Wenn wir im Walde am Feuer saßen, erzählte er mir Weisheiten aus der Bibel und religiös-philosophische Lebensbetrachtungen. Durch die Körperschwäche und das Gefühl, dem Tode nahe zu sein, bekam ich zu diesen Dingen plötzlich eine andere Einstellung. Mit Egon D. kam ich nicht mehr klar; er war noch kräftig und hinter der Arbeitsnorm her, wenn er Hunger hatte, war er wie ein wildes Tier. Mit dem Divisionspfarrer saß ich oft im Walde am Feuer, wenn der Natschalnik und der Wachposten gerade nicht in der Nähe waren. So verging der Monat März, und Anfang April fing es im Walde an zu tauen. An den ersten schneefreien Stellen begannen Morcheln zu wachsen und an anderen Plätzen begannen die jungen Brennesseln zu treiben. - Nun begann ein

eifriges Brennesselkochen. Es taten sich immer zwei Mann zusammen, einer sammelte die Pflanzen und der andere übernahm das Kochen. Es war unglaublich, wieviel Brennesseln gebraucht wurden, um ein Kochgeschirr voll Spinat zu bekommen. Als Zugabe hatten wir nichts als Salz und ab und zu mal eine Morchel. Wir schlugen auch Kerben in die jungen Birken und hängten unsere Kochgeschirre unter die Schnittstelle. In kurzer Zeit war es voll mit Birkensaft, der leicht süßlich schmeckte und dem wir Wunderkräfte zusprachen. Auch fanden wir unter dem aufgetauten Schnee oftmals Preiselbeeren die tiefgefroren den Winter überdauert hatten.

Inzwischen hatte ich auch herausgefunden, wo wir uns eigentlich befanden. Es war in dem großen Waldgebiet der Wolgaschwelle im Dreieck Sysran - Pensa - Saransk. Es war leicht hügeliges Gelände ca. 250 km südwestlich von Kasan und ca. 450 km südöstlich von Moskau.

Anfang Mai war der Schnee weitgehend abgetaut und der Wald begann sich hellgrün zu verfärben. Die Waldarbeit mußte umgestellt werden, durch den steigenden Saft war das Sägen unmöglich geworden. Wir mußten alle zu Hause bleiben, eine Kommission hatte sich angesagt. Der Natschalnik, der Waldhüter und die beiden Wachposten bekamen es mit der Angst zu tun. Es mußte alles geputzt und in Ordnung gebracht werden. Auf einmal gab es auch besseres Essen, kein Mensch wußte, wo das so plötzlich herkam. - Später bekam ich heraus, daß die Ärztekommision wegen der vielen Toten auf den anderen Waldstationen eingesetzt wurde. Wir selbst hatten nur einen Toten und einen Schwerverletzten durch den Unfall zu beklagen; allerdings eine Menge Kranker, die nicht mehr arbeitsfähig waren. Der schlimmste Fall war ein älterer Kamerad, der den ganzen Oberkörper mit offenen Abszessen bedeckt hatte. Er konnte kein Hemd mehr anziehen und sich kaum noch hin-

legen. Der Sani konnte nur noch die Wunden reinigen und mit einer zweifelhaften Salbe einreiben. - Es waren während unserer Zeit im Walde immer wieder Kontrollkommissionen angesagt gewesen, aber niemals war eine erschienen. Wir waren daher skeptisch. Doch diesmal erschien die Kommission wirklich. Es war eine Ärztin mit einem Stab nicht näher qualifizierbarer Heilgehilfen. Die Mannschaft wurde auf ihren Gesundheitszustand untersucht und ca. 10 Mann als nicht mehr arbeitsfähig aussortiert. Gott sei Dank war ich dabei, das war für mich die Rettung, im Walde wäre ich - wie von den polnischen Juden vorausgesagt - umgekommen. Es war genau fünf Minuten vor zwölf. Leider mußten Egon D. und Hecker, der leider wie schon erwähnt später erschossen wurde, zurückbleiben. Einige Tage blieben wir noch ohne arbeiten zu müssen auf der Holzstation, dann wurden wir durch einen Posten zur Bahn gebracht und fuhren in die nächste Kreisstadt in der Nähe von Pensa.

Von unserer Holzhackerhütte bleibt noch eine anrühige Geschichte zu erzählen. Sie klingt so unglaublich, daß ich sie auf keinen Fall auslassen kann. - Wir hatten dort trotz der vielen Leute weder ein Klosett noch eine Latrine oder Donnerbalken. Die ganze Sache wurde ca. 50 Meter von der Hütte entfernt im Freien erledigt. Wir Gefangenen hatten unseren eigenen Platz, der Waldhüter und seine Familie sowie die bei ihnen wohnenden Wachsoldaten gingen in den neben dem Hause liegenden Gemüsegarten. Da während des ganzen Winters strengster Frost herrschte, gefror der immer weiter anwachsende Fäkalienhaufen wie ein Gletscher. Mit der Zeit konnte man oben darauf stehen, ohne sich die Schuhe schmutzig zu machen. Wegen der großen Kälte und dem scharfen Winde konnte die Sitzung sowieso nicht sehr lange dauern. Unangenehm war es nur für den, der Durchfall hatte und während der Nacht hinaus mußte. Im

Frühjahr fing der Gletscher dann langsam an abzutauen. Ringsum begannen Brennessel, Ampfer und andere stickstoffliebende Pflanzen zu sprießen. Die Sache verrottete schnell und ohne großen Gestank. Der Waldhüter verteilte seinen Anteil beim Umstechen im Garten. Sicher bekam er im Spätjahr die größten Kartoffeln. Während der warmen Jahreszeit ging jeder wieder zu Einzelaktionen im Walde über, so wurde alles gleichmäßig verteilt. Egon D., der die Russen aus Überzeugung nicht leiden konnte, gebrauchte oft den Spruch: „Russkij - nix Kultura“.

Zum Waldkommando fallen mir nachträglich noch ein paar interessante Dinge ein. Zu unserer Körperpflege stand eine Sauna in der Nähe der Blockhütte zur Verfügung. Wegen des Dauerfrostes war bis Mitte April an Wasser zum Waschen nicht heranzukommen. Der Koch holte sein Wasser aus einem zugefrorenen Erdloch, das er aber täglich aufs neue mit der Axt aufschlagen mußte. Die Sauna war eine kleine Blockhütte, ganz nach der finnischen Art gebaut. Sie wurde vorher angeheizt, Wasser aus dem Erdloch wurde in ein Faß gefüllt, große, runde Steine wurden erhitzt, die dann mit einer Schöpfkelle übergossen wurden, so daß der ganze Raum in dichten Dampf gehüllt war. Eine Entlausung war unter diesen Umständen nicht möglich. Die Folge war, daß die Verlausung katastrophale Ausmaße annahm. Selbst der Waldhüter und der Natschalnik waren von den Läusen geplagt. Einzig die Wachsoldaten waren nicht so stark betroffen, da sie von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. - Als ich das erste Mal in der Sauna war, schaffte ich kaum den kurzen Rückweg zur Blockhütte, so stark war ich von der Hitze und vom Dampf mitgenommen. Ich versuchte mich daher, soweit es ging, von der Sauna, die für mich eher eine Folterkammer war, zu drücken. Als Notbehelf rieb man sich ab und zu einmal eine Handvoll Schnee durch das Gesicht.

Einen Rasierapparat hatte natürlich niemand. Das wurde von

unserem Koch an jedem Wochenende mit volkseigenem Rasierzeug erledigt. Auch kann ich mich erinnern, daß unsere Kochgeschirre, die in der Nähe der Ausgangstür an Nägeln an der Wand hingen, nicht ein einziges Mal ausgespült oder sonstwie gereinigt wurden. - Es ist meine feste Überzeugung - dieses wurde mir auch von meinen Kameraden nach der Rückkehr immer wieder bestätigt -, daß aufgrund der mangelnden Hygiene kein Mensch krank wurde. Alle aufgetretenen Krankheiten - selbst der schlimme Fall von Abszessen - waren einzig und allein auf die dauernde starke Unterernährung bei schwerer körperlicher Arbeit zurückzuführen. Bei ausreichender Verpflegung hätten wir das Holzkommando in bester Verfassung und vielleicht sogar noch mit einem gewissen Spaß an der Arbeit gut überstanden. Aufgrund der in ganz Rußland nach dem Kriege herrschenden Mangelverhältnisse und durch das schlecht organisierte Transportsystem waren die Russen mit der Versorgung dieser Masse an Gefangenen eindeutig überfordert.

Aufgrund dieser widrigen Umstände tauchten immer wieder Fluchtgedanken auf, so unsinnig sie auch im nachhinein erscheinen mögen. Bei jeder Gelegenheit machten wir Pläne der verschiedensten Art. Einer davon war, sich einen Teil der Brotportion als Vorrat aufzusparen und dann im Frühjahr zu versuchen, die Wolga zu erreichen, dort einen Holzkahn zu stehlen und wolgaabwärts per Schiff zu versuchen, nach Persien oder in die Türkei zu gelangen. Dieses Hirngespinnst half uns über manche verzweifelte Situation hinweg und enthielt immer noch einen Teil der Hoffnung, die Heimat lebend wieder zu erreichen, was bei unserer Lage im Walde noch vollkommen ungewiß in weiter Ferne lag. In der Realität wäre dieser Plan schon deswegen gescheitert, weil es uns wegen des permanenten Hungerzustandes niemals gelungen wäre, einen Brotvorrat anzulegen. Es wäre dasselbe gewesen, wenn man von einem Hunde

verlangt hätte, sich einen Wurstvorrat anzulegen.

Dazu paßt eine ausnahmsweise lustige Geschichte, die ich hier erzählen will: Es war kurz vor unsere Versetzung nach Sartow, als ich im Walde, in der Nähe unserer Unterkunft, einen Igel fand. Dieser war trotz der frühen Jahreszeit schon recht mollig und ich nahm ihn in die Unterkunft mit, um ihn meinen Kameraden zu zeigen. Da ich schon in meiner Jugendzeit eine enge Verbindung zu den Igel n hatte, war er für mich wie ein plötzlich aufgetauchtes Stück Heimat. In unserer Brigade war auch ein Berliner, der sich sofort für den Igel interessierte. Dazu bleibt anzumerken, daß ich in jeder Gruppe in der ich mich während des Krieges befand, mindestens einen Berliner vorfand. Die Kerle müssen zu dieser Zeit über ganz Europa gleichmäßig verteilt gewesen sein. War es ein Einzelexemplar, wurde er genau wie heute automatisch „Icke“ genannt. Dieser Icke wollte mir nun den Igel abhandeln, mit der Begründung, er kenne ein Rezept, das von den Zigeunern stamme und mit dem man jeden Igel zur Delikatesse zubereiten könne. Man müsse ihn nur in Lehm oder Tonerde einpacken und dann in eine Feuersglut legen. Den gebrannten Lehm müßte man nach gegebener Zeit mit einem Hammer aufschlagen, die Stacheln würden in der Lehmhülle stecken bleiben und das Fleisch könnte dann verzehrt werden. Nach langem hin und her und mit schlechtem Gewissen gab ich ihm schließlich den Igel. Unsere Verhandlung mußte einer unserer Russischen Posten gesehen haben. Er lief dem Berliner nach und fragte ihn mißtrauisch, was er mit dem Igel vorhätte. Der sagte dummerweise „Essen“, und machte mit der Hand die entsprechende Geste. Da war sofort der Teufel los. Der Russe bekam einen Wutanfall, ließ den Igel laufen und verdrosch den Icke nach Strich und Faden mit zusätzlichem Einsatz des Gewehrkolbens. Dem Icke war nun der Appetit auf Igelfleisch gründlich vergangen und er

wackelte zurück in die Unterkunft. Glück für den Igel – Pech für den Icke.

Erst im Herbst 1947 traf ich auf dem Wolgadampfer nach Stalingrad wieder einige meiner Kameraden, die beim Waldkommando geblieben waren. Was die mir erzählten, war für mich zunächst vollkommen überraschend und unglaublich: Unser Sani hatte einen Kumpel, mit dem er schon von Anfang an unter einer Decke steckte. Es war ein großer und kräftiger Kerl, dem man die Strapazen am wenigsten anmerkte. - Die Namen der beiden habe ich vergessen. - Diese zwei sollen im Sommer 1946 unter Mitnahme des größten Teiles der Verpflegung aus dem Waldlager geflohen sein. Sie sind niemals wieder aufgetaucht. Es ist mir trotz aller Erklärungsversuche bis heute ein Rätsel geblieben, was diese beiden - denen es noch dazu auf dieser Waldstation mit am besten ging - bewogen haben könnte, diesen Schritt zu unternehmen. Ich halte es für unmöglich und es ist mir auch kein Fall bekannt geworden, daß einem Kriegsgefangenen die Flucht aus Rußland gelungen ist.

In der Stadt lagen wir zwei Tage in einer Parkanlage in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes. Die Wachposten flanierten meistens in der Umgebung umher und rannten den Mädchen nach. Es gelang mir daher, nach kurzen Vorstößen in die nächsten Häuser, meinen Hunger nach der Methode des Pfälzers zu stillen. Ich mußte immer darauf bedacht sein, keine Nachahmer zu animieren, sonst wäre die ganze Sache über kurz oder lang aufgefliegen. Im übrigen gab mir allein die Tatsache, daß ich nun aus dem Walde heraus war und nach Saratow verlegt wurde, einen gewaltigen optimistischen Auftrieb. Nach Ablauf dieser zwei Tage waren die restlichen Kranken aus den anderen Waldstationen eingetroffen und zu einem Transport zusammengestellt. Wir wurden zu den Eisenbahnwagen gebracht - diesmal

war es ein Personenzug mit normalen Abteilen - und reisten für russische Verhältnisse ziemlich komfortabel über Sysran am rechten Wolga-Ufer entlang nach Saratow.

Ungefähr 20 Jahre nach der Heimkehr, ich war schon lange selbständig und vertrieb meine eigenen Produkte, wurde ich von der Einkaufsabteilung der Firma „Trefz-Baustoffe Tübingen“ zu einer technischen Vorstellung von Bauteilen zu Einkaufsverhandlungen einbestellt. Der Chef dieser Abteilung hieß Helmut Weber, ein Name, bei dem ich mir nichts besonderes dachte. Als ich den Raum betrat traute ich kaum meinen Augen, es war der nicht mehr ganz so junge Weber aus dem Waldkommando von Pensa. Das war ein zufälliges, freudiges und unverhofftes Wiedersehen. Wir brauchten nicht mehr lange zu verhandeln, er schleppte mich gleich in ein schwäbisches Speiselokal und bestellte sein, wie er mir sagte, Lieblingsgericht: „Kalbskopf en Tortue“. Dort saßen wir nun bei vollen Tellern und frischten die alten Erinnerungen vom Leben im Waldlager wieder auf. Anstelle von Birkensaft tranken wir nun schwäbischen Wein und freuten uns über das Wunder unserer glücklichen Heimkehr. Wir wünschten uns, daß unser alter Natschalnik Pintschuk diese fröhliche Runde mit uns hätte teilen könnte. Ich wurde natürlich Hauptlieferant der Firma, die Konkurrenz hatte keine Chancen mehr, die alte Holzhackerseilschaft war nicht zu knacken. Die Verbindung dauerte einige Jahre, bis er zur Verbesserung seiner beruflichen Karriere in ein anderes Bundesland weiterzog.

Saratow – Wolga

Mai bis November 1946

Die Fahrt nach Saratow dauerte nur einen Tag. Nach der Ankunft ging es gleich ins Hauptlager - in die Semljanka (Erdunker) in der Bolschaja-Gornaja Uliza, die mir von meinem Aufenthalt im Dezember 1945 noch bestens bekannt war. Hier traf ich wieder einen Teil der Kameraden, die nicht zu dem Waldkommando versetzt worden waren und die ganze Zeit in Saratow geblieben waren. Sie sahen alle noch besser aus und waren auch gesünder als wir. Die Arbeit in der Stadt und die regelmäßige Verpflegung hatten sie in einem leidlich stabilen Zustand gehalten. Viele hatten ihr festes Arbeitskommando und konnten sicher da und dort durch Tausch oder Stehlen etwas dazugattern. Die Klauerei war in Rußland gang und gäbe. Es wurde von den Russen genauso gestohlen wie von den Gefangenen. Allerdings muß man das harte Wort „Stehlen“ etwas modifizieren. Es wäre mit „Klauen“ oder mit dem Kommissausdruck „Organisieren“ besser übersetzt. Gestohlen wurden keine persönlichen Dinge, das war genauso verwerflich wie bei uns. Es handelte sich immer um Staatseigentum oder um Güter, bei denen ein persönlicher Eigentümer nicht vorhanden war. Bei uns waren es vor allen Dingen Holz oder andere Materialien von den verschiedenen Baustellen. Die Russen sagten übrigens „Zapp-zerapp“, was man auch mit Klauen oder Stibitzen übersetzen könnte. Mit den Gegenständen oder Materialien wurde ein reger Tauschhandel betrieben, es gab so eine Art schwarzer Markt. Wenn man erwischt wurde, gab es meistens keine große Affäre, sofern es sich nicht gerade um hochwertige Dinge handelte. Diese ganze Erscheinung war eine Folge der Staats- und Planwirtschaft, bei der ein Privatmann gewisse Dinge einfach nicht erwerben konnte.

Kurz nach unserer Ankunft wurden wir in Brigaden eingeteilt und zur Arbeit geschickt. Die Arbeit selbst war nicht besonders schwer. Vielleicht hatte man uns wegen des Berichts der Ärztekommision auch am Anfang etwas geschont. Meine Brigade mußte in einer Kaserne einen Gebäudeflügel renovieren. Die Aufgabe bestand darin, an den Fenstern den morschen Kitt mit einem Spachtel abzukratzen und neu einzukitten. Die Fenster wurden dann von anderen Brigaden neu gestrichen. Ab und zu kamen Soldaten vorbei, die uns mit dem Spitznamen für die Deutschen: „Friiizy - Friiizy“ hänseln wollten. Einige erzählten uns auch, daß in Nürnberg ein Prozeß gegen die deutschen Kriegsverbrecher stattfinden würde, und nannten auch Namen. Wir waren vollkommen ahnungslos, über die Zustände in Deutschland hatten wir seit über einem Jahr nichts mehr erfahren. - In dieser Kaserne waren auch Offiziersanwärter aus Albanien zur Ausbildung. Einer davon sagte jedesmal, wenn er vorbeiging, auf deutsch: „Kaufen Sie albanischen Tabak.“ Später erzählte er uns, daß sein Vater in Albanien eine große Tabakplantage besessen hätte und seinen Tabak hauptsächlich nach Deutschland verkaufte. Der Weg zur Arbeitsstätte war eigentlich die größte Anstrengung, obwohl wir so langsam gingen wie bei einer Prozession. Es ging nach der alten Lanzer-Regel: „Wie die Verpflegung, so die Bewegung.“ In der Kaserne konnte man sich ganz schön vor der Arbeit drücken und seine Kräfte schonen. Es war allerdings auch nichts zu organisieren. Einmal versuchte ich einen Vorstoß in Richtung Küche zu machen, wurde aber gleich vom Personal vertrieben.

Ende Mai wurde meine Brigade an einer Baustelle fast in der Stadtmitte von Saratow eingesetzt. Es wurden vier Wohnhäuser für Offiziere gebaut. Die Neubauten waren in einer Straße, die ich mir gut merken konnte; sie hieß nämlich „Uliza Rosa Luxemburg“, wobei Uliza auf deutsch „Straße“ heißt.

Hiermit begann meine beste Zeit, die ich in russischer Gefangenschaft verbracht habe. - Die Baustelle war, wie in Rußland üblich, wegen Diebstahlgefahr ringsum mit einem Bretterzaun versehen. Wir hatten nur einen Wachposten und unterstanden einem russischen Natschalnik. An dieser Baustelle waren auch russische Arbeitskräfte, Männer aber auch Frauen, eingesetzt. Das hatte den Vorteil, daß der Tauschhandel leichter wurde und die Umgangssprache während der gemeinsamen Tätigkeit weiter verbessert werden konnte.

Da wir fünf oder sechs Brigaden waren, hatten wir auch einen deutschen Kommandoführer, der für alles verantwortlich war, was unsere inneren Angelegenheiten betraf. Wenn die Russen Fragen der Disziplin durchsetzen wollten oder wenn es zwischen den Gefangenen private Streitigkeiten oder Raufhändel gab, so mußte das der deutsche Kommandant durchsetzen. Er hatte meistens keine große Autorität, da ihm die Möglichkeit, Strafen zu verhängen, nicht eingeräumt wurde. Wenn etwas vorkam, mußte er es den Russen melden und stand daher immer unter dem moralischen Druck, ein Verräter seiner Landsleute zu sein. Auch mußte er mit Racheakten seiner Kameraden rechnen und mit der Möglichkeit, daß er bei einer Rückkehr in die Heimat vielleicht zur Verantwortung gezogen werden könnte. - Unser Kommandoführer war wieder der Major, den ich schon im ersten Teil bei dem Kanalprojekt erwähnt habe. Die Russen ließen ihm seine deutsche Uniform, die aber schon recht speckig und zerrissen war. Er war im Grunde genommen kein bösertiger Mensch und froh, daß er nichts zu arbeiten brauchte und er bessere Verpflegung als die einfachen Landser bekam. Es wollte uns am Anfang einfach nicht in den Kopf, daß in einem kommunistischen Lande die Offiziere, die doch aufgrund ihrer Intelligenz an allem, was im Namen Hitlers geschehen war, einen größeren Anteil an Verantwortung

als der einfache Soldat hatten, noch mit Sonderverpflegung und mit Befreiung von der Arbeit belohnt wurden. Unerklärlich ist noch heute das politische und weltanschauliche Versagen eines großen Teiles des Offizierskorps, vor allem der oberen Chargen. Dafür büßt heute noch das ganze Volk schon in der vierten Generation. --- Viele meiner Kameraden mit unterschiedlichster Schulbildung kannten den Geschichtsabschnitt „Napoleon – Moskau - Beresina – Waterloo“; ebenfalls den Verlauf des Ersten Weltkrieges nach Eintritt der Amerikaner vom Frühjahr bis Herbst 1918. Der Angriff auf die Sowjetunion im Sommer 1941 sowie die größtenwahnsinnige Kriegserklärung Hitlers an die Großmacht Amerika im Herbst des selben Jahres mußte jedem halbwegs logisch denkenden Zeitgenossen begreiflich machen, daß dieser Kraftakt nicht gut ausgehen konnte. --- In kleinen Zirkeln meiner Kameraden konnte man sich nur mit äußerster Vorsicht über dieses Thema unterhalten.

Die bei uns in der Semljanka wohnenden Offiziere durften sogar ihre Rangabzeichen und Orden behalten. Ich erinnere mich noch, daß im Dezember 1945 ein jüngerer Offizier, der von den Russen bei einem Arbeitskommando als Truppführer eingesetzt wurde, mit einem großen und kräftigen Landser in einen Streit, mit anschließender Schlägerei verwickelt wurde. Der Kampf fand nach Feierabend in der Semeljanka statt und die ganze Mannschaft stand als Zuschauer im Kreis herum. An den Grund des Streites kann ich mich nicht mehr erinnern, es waren aber sicher Spannungen, die das Verhältnis – Arbeit – Offizier als Aufsicht - Meldung bei den Russen -, betrafen. Der Landser war vor Wut außer Rand und Band und setzte den Kampf, unter lauten Beschimpfungen solange fort, bis sein Gegner aufgab. Die russischen Bewacher verhielten sich selbst

hier vollkommen neutral; sie betrachteten solche Vorkommnisse als innere Angelegenheiten der Deutschen. Der Beifall war dem Sieger natürlich gewiß, denn es bestand eine latente Unzufriedenheit in der Mannschaft wegen der ungleichen Behandlung von Offizieren und Soldaten, und das noch dazu in derselben Unterkunft.

Vielen unserer Kameraden waren die verschiedenen „Genfer Konventionen“ bekannt, ebenso die unbefriedigenden Regelungen der „Haager Landkriegsordnung“ über die Behandlung der Kriegsgefangenen. Deren mangelhafter Schutz wurde durch eine weitere Konvention am 27. Juli 1929 geregelt und von allen Staaten unterzeichnet, mit Ausnahme von Japan und der Sowjetunion, die dem Abkommen fernblieben. Daher war auch bekannt, daß Offizieren in allen Staaten eine bevorzugtere Behandlung als den einfachen Soldaten zu Recht zustand, das wurde auch nicht reklamiert. Der Groll richtete sich gegen die Sowjetunion, die als sogenannter „Sozialistischer Arbeiter- und Bauernstaat“ die Gleichheit aller Menschen für sich reklamierte und dann trotzdem diese Unterschiede machte, obwohl sie dazu nicht verpflichtet war. Die Lanzer hatten ein feines Gespür dafür, wer den furchtbaren Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion an erster Stelle und in der Hauptsache moralisch zu verantworten hatte. Im Übrigen wurden später alle Offiziere in gesonderten Lagern zusammengezogen. Das Problem war damit in der Hauptsache erledigt. Diese Zusammenlegung erfolgte aber keineswegs aus humanitären Gründen. Die Sowjets verfolgten damit den Plan, aus diesem Potential einen antifaschistischen Kader zu bilden und diesen hinter der Front zu Propagandazwecken gegen die noch kämpfenden deutschen Truppen einzusetzen. Ferner wurde versucht geeignete Leute anzuwerben, die sich nach dem Kriege in den

von den Russen besetzten Gebieten in der zu bildenden Regierung oder in der Verwaltung einsetzen ließen. Dieser Versuch führte dann auch zur Bildung des „Nationalkomitee freies Deutschland“.

Im Lager Saratow wurden wir auch mit Sommerbekleidung ausgestattet. Es waren auch dies abgelegte Klamotten der Roten Armee, zum Teil aber in noch recht gutem Zustand. Wenn man Glück und einige Beziehungen hatte, konnte man sich so ausstatten, daß man vom Durchschnitt der russischen Bevölkerung kaum zu unterscheiden war. Es kam noch hinzu, daß man sich die Haare wachsen lassen konnte, und daß wir im Gegensatz zu den Gefangenen in anderen Teilen der Sowjetunion auf der Uniform kein Abzeichen „Wojeno-Pljennyj“ abgekürzt: „BII“ tragen mußten. Diese Aufschrift hieß „Kriegsgefangener“ und war mit kyrillischen Schriftzeichen als Abkürzung aufgedruckt. Das „B“ war das russische „W“ und das „II“ war das russische „P“. Warum wir in unserer Abteilung das Gefangenenzeichen nicht aufgedruckt tragen mußten, konnte ich nie herausbekommen. Es war eine der vielen Kuriositäten in der russischen Verwaltung, über die wir uns oft wunderten. - Zu diesem Kapitel bleibt noch etwas nachzutragen, das ich im ersten Teil des Berichtes übergangen hatte: Im Lager Zielenzig bekamen wir alle die Haare geschnitten, und zwar ohne Ausnahme bis zur totalen Glatze. Es ging dort zu wie in einem Schafstall bei der Schur. Das Ganze dauerte kaum eine Minute. Mindestens zehn Friseure waren im Dauereinsatz. Es gab keine Möglichkeit, sich davor zu drücken. Die Maßnahme wurde mit hygienischer Notwendigkeit begründet, was zum Teil auch verständlich war. Die psychologische Wirkung dieser Tortur war teilweise katastrophal. Man konnte nun körperlich spüren, in welcher entwürdigenden und rechtlosen Situation man sich als Gefangener befand. Einige trugen es

mit Galgenhumor, die meisten bekamen aber einen gehörigen Schock, hatte man bis dahin doch immer nur Soldaten anderer Völker in diesem erniedrigenden Zustand als „Geschorene“ erlebt. Es war daher um so erfreulicher, daß wir uns nun in Saratow die Haare wieder in einem bestimmten Umfange wachsen lassen konnten.

Auf unserer Baustelle ging es zu wie beim Bau der Pyramiden oder auf einem Bau im fernen Osten. Eine große Anzahl von Hilfsarbeitern und Handlangern verrichtete die Hauptarbeit von Zubereitung und Transport. Außer einer vorsintfluthlichen Mischmaschine stand kein mechanisches Gerät zur Verfügung. Alles wurde von Hand geschaufelt, gesägt, getragen, gehämmert und zugeschnitten. Für alle diese Hilfsarbeiten wurden wir Gefangenen eingesetzt, mit Ausnahme von einigen, die sich als Maurer gemeldet hatten. Von denen hatten die meisten aber noch nie in ihrem Leben eine Maurerkelle in der Hand gehabt. Ein geschickter Handwerker lernte das, was in Rußland von einem sogenannten Spezialisten verlangt wurde, ziemlich schnell. Eine Berufsausbildung nach unserer Handwerkertradition gab es dort nicht. Ich selbst fühlte mich bei der Masse der Hilfskräfte recht wohl. Man hatte eher die Gelegenheit, sich zu verdrücken oder gelegentlich zu verschwinden. - Meine Aufgabe war, mit einem Tragegestell auf dem Rücken Mauersteine über ein Gerüst auf einer Art Hühnerleiter nach oben zu tragen. Mit einem zweiten Mann als Helfer trug oder fuhr ich auch Mörtel zu den Maurern in die unterschiedlich hohen Stockwerke. Holz, Wasser, Dachpappe oder Eisen zu transportieren, war eine weitere Aufgabe. Als ich einmal mit einem Schubkarren vom Gerüst abwärts fuhr, blieb ich an einer Kehre hängen, der Karren kippte um, ich kam nicht mehr aus den Holmen heraus und stürzte mitsamt dem Schubkarren ins nächsttiefere Stockwerk. Dabei hatte ich

großes Glück; außer ein paar Hautabschürfungen ist mir nichts dabei passiert.

Nach einigen Wochen hatte ich verschiedene Reviere erschlossen, die ich in regelmäßigen Abständen durchstreifte. Da rings um unseren Bauplatz keine modernen, städtischen Häuser standen, wurde mir die Arbeit erleichtert. Es war ein Stadtteil aus der Zarenzeit mit den typisch russischen, größtenteils ein-, aber auch zweistöckigen Holzhäusern, die man, ähnlich wie heute unsere Fachwerkhäuser, als rustikal bezeichnen würde. Es waren auch meistens ältere Bewohner, die jüngeren waren durch den Krieg noch in alle Winde zerstreut. Mein russischer Wortschatz war auch schon ganz beträchtlich erweitert, und ich hatte beim Brotschnorren schon eine gewisse Erfahrung und auch einen Instinkt entwickelt, wie ein Fuchs auf der Suche nach Beute. Meine gebräuchlichsten Einführungsworte, ich schreibe sie hier in deutsch, waren: „Ich bin Kriegsgefangener, gib mir Brot“ oder: „Ich habe Hunger“ oder: „Gib mir etwas zu essen“. Am Anfang sagte ich: „Guten Tag“ und wenn ich etwas bekam, „Danke“ oder „Vielen Dank“ und „Auf Wiedersehen“. Der Einfachheit halber übersetze ich es nicht ins Russische; es sind mir inzwischen auch viele Ausdrücke durch die verflossene Zeit nicht mehr richtig geläufig. Nur zwei, die sich mir unauslöschlich eingeprägt haben, möchte ich beschreiben, zumal sie auch sprachlich wunderschön klingen: „Spasibo“ für „Danke“ und das melodische „Doswidanija“ für „Auf Wiedersehen“. Es war wirklich ein Ausnahmefall, wenn ich einmal irgendwo nichts bekam. Fast immer kehrte ich sattgegessen wieder zur Baustelle zurück und konnte mit dem Überschuß meine Brigadkameraden, die meine Arbeit mit übernahmen, zumindest zu einem bescheidenen Teil mit durchfüttern.

Holz war in der Gegend um Saratow, das außerhalb des russischen Waldgebietes lag, eine Mangelware und wurde daher

auch gut bezahlt. Wir sahen, daß die einheimischen Arbeiter nach Feierabend, mit oder ohne Genehmigung des Natschalniks, ein Bündel Holz mitnahmen. Das hatten sie sich meistens schon im Laufe des Tages aus Abfällen zusammengeschnürt. Wir erfuhren auch, daß einige dieses Holz verkauften, das Bündel, je nach Qualität, zwischen 20 und 30 Rubel. Wie es nun dazu gekommen ist, daß ich selbst anfang, Holz zu bündeln und zu verkaufen, weiß ich trotz angestrengten Nachdenkens nicht mehr. Auf jeden Fall war es, wie es im Leben oft so geht, kaum war der erste Hunger einigermaßen gestillt, bekam man Lust auf etwas Besseres, und das war nur mit Geld zu erwerben. Es kann auch sein, daß Leute aus einer anderen Brigade mit dem Holzverkauf angefangen haben. Die ganze Sache war auch gefährlicher als das Brotschnorren, handelte es sich doch bei dem Holze um sozialistisches Staatseigentum. Trotz aller Gefahren wurde verschoben und verkauft. Ich selbst tat mich mit zwei Kameraden zusammen, die das Sägen und Bündeln übernahmen. Wenn ich ein fertiges Bündel bekam, schlich ich durch ein Loch in dem Bretterverschlag, rannte um die Ecke in die nächste Straße und klopfte an eine Haustüre. Wenn jemand aufmachte, fragte ich: „Drowa nada?“, was soviel hieß wie: „Wird Holz benötigt?“. Die Gegenfrage lautete meistens „Skolko?“. Das hieß: „Wieviel kostet das angebotene Bündel?“. Der Durchschnittspreis war 25 Rubel. Die meisten versuchten zu handeln und sagten: „15“, ich darauf „20“. So kam der Handel meistens zustande. Ich schnappte meine 20 Rubel und schlich mich zurück zur Baustelle.

Mittels dieser Rubel konnte man schon auf der Baustelle mit den Russen Geschäfte machen. Sie besorgten auf dem „Basar“, so hieß in Rußland der Markt, Tabak oder besondere Dinge, die es sonst nicht gab. Auch im Lager selbst wurden mit den Rubeln rege Geschäfte getätigt, ähnlich wie auf jedem schwar-

zen Markt, der sich immer in Notsituationen bildet. Manche Brigaden auf kleineren Arbeitsstellen konnten auch mit Erlaubnis der Wachsoldaten über den Markt gehen und für sich und andere Einkäufe erledigen. Ich wiederhole aber nochmals, der Verkauf von Holz war mit Risiken beladen, die zu bedenken waren. Jeder traute sich das nicht zu und kam daher auch nicht zu Geld. Ich kannte Kameraden aus anderen Brigaden, die Hunderte von Rubeln hatten und im Lager schon wieder eine neue Klasse von Kapitalisten bildeten. Allerdings war eine gewisse Unsicherheit beim Gelde vorhanden, da das Gerücht über eine bevorstehende Währungsreform umging. Einem meiner Kameraden, einem Franken namens Hüttl, wurde beim Einkauf auf dem Basar aus seiner Hosentasche von Taschendieben die gesamte Barschaft von 500 bis 600 Rubel gestohlen.

Jeden Freitag wurde an dieser Baustelle der Lohn für die dort arbeitenden Frauen vom obersten technischen Leiter, er wurde mit Direktor angeredet, und war auch der Vorgesetzte unseres Natschalniks, ausbezahlt. Für uns Deutsche war es unbegreiflich, daß an manchen Wochenenden kein Geld für die Entlohnung vorhanden war und die Frauen laut klagend und weinend sich mit dem Direktor auseinandersetzen mußten, der versuchte, sie zu beruhigen, und die Zahlung auf Anfang der kommenden Woche versprach. Sie sprachen ihn mit seinem Vornamen „Petro Petrowitsch“ an und ich konnte den Namen behalten, weil sie ihn im Laufe des Streites immer wieder regelmäßig aussprachen. Es beeindruckte mich auch deshalb, weil es in Deutschland nicht üblich war, den Vorgesetzten Direktor mit dem Vornamen anzusprechen. Die Frauen klagten, sie hätten kein Geld (Djengi) um Brot für ihre Kinder (Malinki) zu kaufen und es viel immer wieder von seiten des Direktors, dem diese Sache sichtlich unangenehm war, das bekannte russische

Wort „Budget“ oder auch „Skoro Budget“, was einer Verschiebung auf die nahe oder auch ferne Zukunft gleichkam. Am Ende war es so, daß wir als Kriegsgefangene einigen Frauen mit unseren beim Holzverkauf erworbenen Rubeln aushalfen, damit sie über das Wochenende kamen. Das Geld wurde bei Erhalt des Lohnes immer wieder ohne Aufforderung korrekt zurückbezahlt, und es ist für mich erstaunlich, daß sich diese Schlamperie mit den Arbeitslöhnen in Rußland auch nach dem Ende des Kommunismus bis in die neuere Zeit fortgesetzt hat. Der einzige Unterschied ist, daß heute mit dem Mittel des Streiks Druck ausgeübt werden kann, was in der Stalinzeit nur unter Lebensgefahr möglich gewesen wäre.

An dem unsere Baustelle einschließenden Bretterzaun war ein Geräteschuppen und damit verbunden eine Latrine angebracht. Hinter diesem Gerätemagazin endeten längliche Vorgärten, die zu den russischen Häusern der nächsten Straße gehörten. In einem dieser Gärten sah ich fast täglich eine Frau bei der Gartenarbeit. Zwischen dem Magazin und dem Gartenzaun war gerade so viel Platz, daß man sich durchzwängen konnte. Eines Tages klemmte ich mich in diese Lücke und war nun von der Arbeitsstelle aus nicht mehr zu sehen. Ich rief der Frau zu, sie kam unauffällig her und reichte mir ein Päckchen mit Brot und Zwiebeln über den Zaun. Es schien so, wie wenn sie auf diesen Moment gewartet hätte. Sie zog sich sofort zurück und machte mit ihrer Gartenarbeit weiter. Ich war erfreut und überrascht von diesem besonderen Glücksfall und von der neuen Nahrungsquelle, die sich mir hier plötzlich zu eröffnen schien. Vorsicht und Verschwiegenheit den anderen gegenüber war angebracht, das war mir sofort klar. Ich begriff auch gleich, daß die Frau auf diesen Augenblick gewartet hatte und darauf vorbereitet war, sonst hätte sie ja nicht das Eßpaket mit sich herumgetragen. Es war mir auch bewußt, daß es eine beson-

dere Bewandnis haben mußte und möglichst geheim und unauffällig bleiben sollte.

Nach zwei Tagen erschien die Frau wieder im Garten. Als die Lage günstig erschien, bewegte ich mich Richtung Latrine und zwängte mich seitlich zwischen den Gartenzaun. Sie kam nun, ohne daß ich rief oder ein Zeichen machte, und übergab mir genau wie das letzte Mal ein Päckchen mit Eßwaren. Nun fing sie an zu sprechen, zu meiner Überraschung in einwandfreiem Deutsch, aber mit dem Akzent der deutschen Auswanderer in den Ostgebieten. Sie fragte nach meinem Namen und wo ich herstamme und sagte mir, sie hieße „Elisabeth Meinhard“ und sei eine Wolgadeutsche. Da sie mit einem russischen Offizier verheiratet sei, wäre sie von der Deportation nach Sibirien verschont geblieben. Ihr Mann sei vom Krieg noch nicht zurück. - Die Unterhaltung war kurz. Sie sagte zu mir: „Es ist traurig für mich, daß ihr deutschen hier für die Russen arbeiten müßt.“ Dabei sagte sie in ihrem Dialekt nicht „Deutsche“ sondern „Daitsche“. Nun war ich im Bilde. Meine Zusatzverpflegung mußte ich immer unbemerkt verschwinden lassen und auch beim Verzehr mußte ich wegen unerwünschter Neider sehr aufpassen. - Das Alter der Frau war schwer zu schätzen. Durch das von den russischen Frauen getragene Kopftuch und die langen Röcke sahen selbst junge Frauen viel älter aus. Sie könnte so zwischen 30 und 40 Jahre alt gewesen sein; vielleicht auch jünger. Das Alter einer Frau hat uns in der damaligen Lage überhaupt nicht interessiert, genauso wenig wie die körperlichen Reize. Das sonst bei den Soldaten vorherrschende Thema Nr. 1 über Frauen und Sexualität hatte keine Bedeutung mehr, es bestand kein dringender Bedarf. Der einzige Maßstab war, etwas Eßbares zu ergattern. - Der Kontakt mit Elisabeth Meinhard hinter der Gerätehütte zog sich vier bis sechs Wochen hin, bis mein bester Kumpel Günther

Böhrs dahinterkam und mir Konkurrenz machte.

Günther war Abiturient und stammte aus Cottbus. Er war ein ziemlich gewiefter Bursche und konnte ausgezeichnet Russisch. Da er aus einer in der Niederlausitz ansässigen Familie stammte, seine Großeltern sprachen noch Sorbisch, hatte er mit dem Russischen wenig Probleme. Den größten Teil meiner Sprachkenntnisse habe ich ihm zu verdanken. Da er mit der Sprache keine Schwierigkeiten hatte und sehr risikofreudig war, bestand immer die Gefahr, einmal geschnappt zu werden. Mit den russischen Arbeitern an der Baustelle machte er riskante Schwarzhandelsgeschäfte, weswegen er, wären sie aufgefliegen, sicher in einem Straflager gelandet wäre.

Er war auf jeden Fall einige Male schneller als ich, und als ich wieder am Zuge war, sagte mir Elisabeth, ich solle Günther etwas von dem Brot abgeben. Insgeheim hatte ich die Vermutung, daß er von der dahinterliegenden Straße aus zu ihr in die Wohnung ging. Das war riskant für beide. Er hat mir nie etwas Genaues erzählt. Es war für uns beide seltsamerweise ein Tabuthema. Vielleicht empfand er sein Verhalten als eine Art Vertrauensbruch mir gegenüber. Da er aber in unserer Gruppe der Kräftigste war, hätte ich ihm als Ausnahmefall aus heutiger Sicht so eine Art Liebesverhältnis, in der Soldatensprache wurde das auch als „Bratkartoffelverhältnis“ bezeichnet, schon zugetraut. Im übrigen wurde die Sache auch mit der Zeit von den anderen bemerkt, so daß Elisabeth die Besuche vermutlich aus Sicherheitsgründen auslaufen ließ.

So vergingen die Sommermonate auf der Baustelle in der Uliza Rosa Luxemburg. Der Bau wuchs zwar langsam, aber stetig. Wir wurden mit den Besonderheiten des Lebens in der Sowjetunion immer vertrauter, man lernte die Sprache besser zu verstehen, und einige konnten schon fluchen wie die alten Russen. An Flüchen und Schimpfworten hatten die Russen

einen erstaunlich großen und phantasievollen Vorrat. Einige waren so brutal und obszön, daß man sich schämt, sie ins Deutsche zu übersetzen. Aber gerade die waren es, die von den Gefangenen am schnellsten übernommen wurden. - Von meinen Streifzügen brachte ich jetzt ab und zu einmal Tomaten oder Zwiebeln mit, auch gelegentlich eine Melone, ganz selten ein Ei. Die Leute hatten viel in ihren Gärten angepflanzt, der Markt war auch mit Lebensmitteln gut eingedeckt. Einige Tage war ich auch auf anderen Kommandos. So hatte ich mich einmal bei einer Anfrage als Maler gemeldet und mußte mit noch zwei anderen Kameraden in einer Kaserne die offenliegenden rostigen Rohre der Erdgasleitung mit einer Stahlbürste abschrubben und anschließend mit Ölfarbe streichen. Auch dabei wurden schwarze Geschäfte gemacht. Die Soldaten kauften uns einen Teil der Ölfarbe ab und verdünnten den Rest mit Benzin aus ihren Fahrzeugen. Wir hatten dabei sogar noch den Vorteil, daß durch die dünnere Farbe die vorgeschriebene Fläche schneller gestrichen werden konnte.

Einer der Malerkameraden war ein Sachse oder Thüringer, ein kleiner stämmiger Kerl namens Karl Barth mit ausgeprägtem Galgenhumor und noch recht guter Konstitution ausgestattet. Er sagte zu mir in seinem Heimatdialekt: „Garl, wenn wir gesunde heme gommen, dann gommste mich besuchen. Ich hab enn Logaale (Lokal) in der Gehend von Schleitz, Zeitz, Kreitz, dann mach ich dir ne dichtsche Budderbämme“ (ein tüchtiges Butterbrot). Beim Verpflegungsempfang sagte er: „die Haupssache iss, daß mer se ham, unsere Marschverpfläschung.“ Leider mußte ich ein Jahr später von Kameraden aus Saratow, die ich in einem anderen Lager wieder traf, erfahren, daß er dort an einer nicht einmal typischen Gefangenenerkrankheit verstorben war. Es wurde also nichts mit der versprochenen Budderbämme.

Ende September ging ein Schreckgespenst um im Lager Saratow; es war ein Gerücht, das sagte: Es wird ein neues Kommando zusammengestellt für die Waldarbeit im Winter 1946/47. Das ging mir durch bis auf die abgemagerten Knochen, und es war mir klar, daß es sich für mich um Leben oder Tod handelte. Einen zweiten Winter als Holzfäller im Walde von Pensa würde ich nicht überstehen. Allmählich sickerte durch, wie stark die Gruppe werden sollte, und einige Tage später verlas der Lagerkommandant die Namen der Abkommandierten. Wie vermutet, war auch ich dabei. - Nun begann eine Zeit stärkster seelischer Belastung. Ich suchte krampfhaft nach einer Möglichkeit, der Versetzung zu entkommen, und hatte alle möglichen und unmöglichen Pläne durchgesponnen. Das einzig Vernünftige wäre eine Krankheit gewesen, aber ich wollte und wollte nicht krank werden. - Als der Tag der Abreise kam, fühlte ich mich morgens so hundeelend, daß ich mich beim Sani auf dem Revier meldete. Der untersuchte mich mit der einzigen russischen Untersuchungsmethode, die es gab, dem Fiebermessen. Ich hatte 39 Grad Fieber, und er verordnete mir sofort strenge Bettruhe. Ich verkroch mich auf meiner Pritsche und hörte um mich herum den Lärm, den die aufbrechenden Kameraden machten. Geschrei, Gefluhe und Abschiednehmen von denen, die dableiben konnten. Gegen Mittag wurde es stiller, die Gruppe war abgezogen, und die anderen waren auf ihrer Arbeitsstelle. Trotzdem blieb ich noch liegen; ich konnte nicht fassen, daß die ohne mich losgezogen waren. Am Abend mußte ich mich wieder zur Visite beim Sanitäter melden, der maß routinemäßig das Fieber, die Temperatur war ganz normal: „Ich war gerettet!“ Am anderen Tage zog ich wieder wie immer, nur mit einer etwas anders zusammengesetzten Brigade, zur Arbeit an unseren Neubau. - Dieser Vorgang schien mir wie ein Wunder. Der Körper muß das Fieber

aus der übermäßigen Angst vor dem Waldkommando und aus Angst vor dem Verlust meiner Lebensgrundlage in Saratow von selbst produziert haben.

Mein Schlafplatz in der Semljanka in Saratow befand sich die längste Zeit über in der dreistöckigen Mittelreihe. Durch eine Umschichtung der Besatzung mußte ich einmal auf die zweistöckige Reihe umziehen, die an der Innenwand angebracht war. Diese Innenwand bestand aus groben, aber stabilen Holzbalken, die an einigen Stellen Lücken hatten. In eine dieser Lücken hatte eine Rattenfamilie ca. einen Meter über meinem Kopf, ihren Unterschlupf gebaut, so daß die einzelnen Familienmitglieder zum Ein- oder Ausschlüpfen zuerst über meine Nachbarn, und dann fast über meinen Kopf hinweg rennen mußten, um in ihr Nest zu kommen. Es ist erstaunlich, daß sich Ratten in dieser Unterkunft, in der es wahrlich kaum etwas zum Nagen oder Beißen gab, häuslich niedergelassen hatten. Wir schliefen auf unseren Pritschen, auf den puren Brettern, immer in voller Montur. Je nach Jahreszeit benutzte man den Mantel als Unterlage oder als Decke und man hatte wenn es kalt war, seine Mütze auf, oder benutzte sie als Unterlage für den Kopf. So konnte ich oftmals spüren, wie mir eine Ratte über das Gesicht oder den Kopf lief. Dabei hatte ich das Gefühl, die Ratte hätte kalte Füße. Im Übrigen waren sie keinesfalls scheu, und als ich mal das Einschlußloch dicht mit alten Lumpen zustopfte, hatten sie es am nächsten Tage schnell wieder aufgenagt. Erst als ich es mit einem Holzkeil versperrte konnten sie es als Eingang nicht mehr benutzen. Schnell bemerkte ich aber, das sie noch weitere Schlupflöcher hatten. Wen alle Mann auf ihren Pritschen lagen, konnte man beobachten, wie die Ratten am Boden herumschnupperten. Ihre Hauptnahrungsquelle war sicherlich der Küchentrakt. Es wurde mir kein Fall bekannt, daß jemand, der krank oder schwach

war, von den Ratten gebissen oder angeknabbert wurde oder das Krankheiten übertragen worden sind. Dies gilt übrigens für alle Lager, die ich kennenlernte.

Bevor ich an die Bunkerseitenwand umziehen mußte, hatte ich meinen Schlafplatz, wie vorher schon erwähnt, am Ende der mittleren Reihe des dreistöckigen Pritschenlagers. Wenn man sich ironisch ausdrücken will, war das kein billiger Platz. Er war vergleichbar mit der „Bel Etage“ in besseren Häusern oder mit der ersten Reihe Parkett oder Rang in einem Opernhaus. Unter mir war der breite gemauerte Ofen und über diesen Ofen hinweg, konnte ich den Westeingang der Semeljanka beobachten. --- Zu meinem Erstaunen übergaben die Russen unserem Sanitäter in seinem Revier verschiedene Musikinstrumente, die man sich dort ausleihen konnte. Es waren dies Gitarren, Balalaikas, und Mandolinen. Da ich in meiner frühen Jugend einmal durch eine Selbstanleitung zum Mandolinspielen (für Musikstunden fehlte damals das Geld) mir bescheidene Fähigkeiten angeeignet hatte, holte ich mir eine solche zum Üben. Nun saß ich oft abends auf meinem Logenplatz, ließ die Beine Richtung Ofen herunterbaumeln, und spielte auf der Mandoline. An diesem Ofen hantierte fast jeden Abend ein kleiner, spindeldürrer Österreicher, der aber sehr gut singen konnte. Es dauerte nicht lange, und es hatte sich ein musikalisches Duo herausgebildet. Er sang – ich spielte. Sein bevorzugtes Lied war „Heut kommen d' Engel auf Urlaub nach Wean (Wien)“, eine Melodie die zu allem, nur nicht zu unserer Lage in dem Erdbunker paßte. Trotzdem gab es von Seiten der Kameraden bescheidenen Applaus. --- An diesem Beispiel wird deutlich, daß selbst in den ungünstigsten Situationen in denen Menschen zusammen leben müssen, sich spontan kulturelle Bedürfnisse entwickeln.

Während eines Streifzuges durch die Umgebung unserer

Baustelle wurde ich einmal von einem russischen Offizier festgenommen. Gerade wollte ich wieder den Rückweg antreten, als er mich erblickte und rief: „Stoi-Idj sjuda!“, das hieß: „Halt - komm her!“. Er hielt mich an der Schulter fest und fing fürchterlich an zu schimpfen und fragte, was ich hier treibe. Ich war zutiefst erschrocken, denn so etwas war mir bis dahin noch nie widerfahren. Mit meinem gesamten erworbenen Sprachschatz fing ich an, alles Mögliche zu stammeln. Wir kamen immer weiter von unserem Kommando ab in eine Gegend, in der ich mich nicht mehr richtig auskannte. Er brüllte mich an, ich sei ein dreckiger Faschist und er werde mich im Karzer einsperren. Ich stellte mir blitzartig die Katastrophe vor, die das für mich bedeuten würde, und setzte nochmals alle meine Überredungskünste ein. Man muß sich das natürlich ungefähr so vorstellen, wie wenn ein Türke gebrochen Deutsch spricht. Das hörte sich dann ungefähr so an: „Ich nix wollen - was Du machen“ und so weiter. Plötzlich hielt er an, schaute mich mit einem fürchterlich strengen Blicke an und schrie: „Hau ab!“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. „Spasibo“(danke) konnte ich gerade noch rufen, dann drehte ich mich auf dem Absatz herum und verschwand um die nächste Häuserecke. Es dauerte ein paar Minuten, bis ich die Orientierung wieder gefunden hatte, dann ging's im Laufschrift zur Baustelle zurück. Es war mir ein Stein vom Herzen gefallen. Nicht auszudenken, wenn mich der Kerl verhaftet hätte. Es war dies aber wieder eine Erfahrung, die ich oft mit Russen gemacht hatte. Trotz aller äußeren Kraftmeierei hatten sie noch den guten Kern eines Natur- und Bauernvolkes. Auf der Baustelle hatte man mich schon mit Sorgen erwartet; so lange war ich noch nie ausgeblieben. Es war bald Feierabend. Auf dem Heimwege zum Lager erzählte ich meinen besten Kumpels, was ich erlebt hatte. Alle waren froh, daß es so gut abgelaufen war.

Noch ein weiters gerade gegensätzliches Erlebnis möchte ich nun schildern. Dazu fallen mir die Zeilen ein, die Goethe seinem „Faust“ vorangestellt hat, die da lauten:

Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! Nun gut so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.

Zwei solche Gestalten erschienen mir an einem schönen, gepflegten alten Holzhaus mit Garten, an dessen Eingang ein älterer, grauhaariger Herr stand, dem ich sofort ansah, daß er nicht aus der von den Sowjets bevorzugten Arbeiter- und Bauernklasse stammen konnte. Ich wollte schon mißtrauisch vorbeiziehen, doch er lud mich mit einer Handbewegung so selbstverständlich ein, wie wenn er mich schon lange als Besucher erwartet hätte. Wir begrüßten uns und ich brauchte kaum etwas zu sagen, denn er hatte die Lage sofort selber erkannt. Wir traten hinter das Tor in den Garten und er begann zu erzählen von seiner Jugend in der Zarenzeit (Zarskoje Wremja oddschin karascho) die sehr gut gewesen sei, auf jeden Fall besser als die Neuzeit. Er kannte auch die Deutschen, sagte aber, er hätte während des ganzen Krieges keinen einzigen gesehen, mit Ausnahme von Flugzeugen (Nemezki Samelot) die über Saratow geflogen seien und die sie vom Haus aus beobachtet hätten. Es seien aber keine Bomben gefallen. (Wahrscheinlich waren zu dieser Zeit bei der Luftwaffe die Bomben auch schon knapp). Seine Frau kam aus dem Hause, begrüßte mich ebenfalls und gab mir Brot und andere Kleinigkeiten. Nun mußte ich mich aber wegen der schnell verflogenen Zeit beeilen, um wieder zur Baustelle zu kommen. Es gab wegen der langen Unterhaltung an diesem Tage weiter keine große Ausbeute

mehr, aber das Gespräch mit den beiden alten Leuten hatte bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Was ich besitze, seh ich wie im Weiten

Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Goethe

Die Stadt Saratow lag auf der rechten Seite der Wolga an den zum Flusse hin abfallenden Hängen des Hügellandes. Sie war in ihrer Bausubstanz von der Zarenzeit geprägt. Im Stadtkern waren große, aus Steinen errichtete Verwaltungsgebäude sowie Schulen und Kasernen; um die Mitte herum und in den Außenbezirken waren die Häuser fast alle aus Holz, zum Teil mit einem Sockel aus Steinen, gebaut. Die Straßen der in der Ebene gelegenen Stadtteile und Vororte waren teils schnurgerade und rechtwinklig, wie mit dem Lineal gezogen. Den Holzhäusern mit ihren Gärten und mit ihren Schnitzereien konnte man eine gewisse Schönheit und bodenständige Gemütlichkeit nicht absprechen. An den Rändern der Stadt zogen sich tief eingeschnittene Schluchten von der Hochebene zum Wolgafluß, die an den Rändern ebenfalls bebaut waren. Durch die Stadt sowie in einzelne Außenbezirke fuhr eine altertümliche Straßenbahn, die jederzeit gut besetzt war. Außer den für die Versorgung notwendigen Lastwagen habe ich nie ein motorisiertes Fahrzeug zu Gesicht bekommen. Es gab auch nur ganz wenige Straßen, die befestigt waren. Die meisten bestanden aus festgestampftem Lehm und waren bei Trockenheit so hart wie Asphalt. Nach Regenfällen oder Gewittern, die an der mittleren Wolga sehr häufig waren, wurden die Straßen selbst für Fußgänger unpassierbar. Überall entstanden Wasserpfützen, und die Gehwege waren so glitschig wie bei Glatteis. Die Russen nahmen diese Zustände mit der ihnen eigenen Geduld und Ergebenheit als unabänderlich und ohne Murren in Kauf.

Im Monat Oktober passierte mir nochmals ein ähnliches

Malheur. Wir hatten für einige Tage ein Arbeitskommando in einer Kaserne angetreten, das aus ca. 60 Mann bestand. Die Bauten lagen keine halbe Stunde von unserem Lager entfernt. Wenn am Morgen die einzelnen Arbeitskolonnen ausmarschierten, gab es zuerst immer einen großen Zählappell. Die einzelnen Arbeitskommandos stellten sich in einer Marschsäule hinter dem Tore auf und wurden dann beim Abmarsch an der Wache nochmals abgezählt, in eine Liste eingetragen und den entsprechenden Wachsoldaten übergeben. Dasselbe geschah dann wieder bei der Heimkehr, aber dieses Mal im Rückwärtsgang. Es mußte also jeder Wachposten wieder so viele Leute zurückbringen, wie er am Morgen erhalten hatte. Das wurde wieder genau kontrolliert und in der Liste abgehakt. Danach war für die Begleitposten der Dienst beendet.

In dieser Kaserne waren einfache Aufräumungs- und Reinigungsarbeiten zu verrichten. Neben den Militärgebäuden waren größere Wohnblocks mit Offizierswohnungen. Es dauerte einige Tage und eine große Überwindung, bis ich mich entschloß, eine Betteltour in diese Häuser zu unternehmen. Daß unter diesen Umständen ein größeres Risiko bestand, war mir bewußt. Am Ende siegte aber doch der Hunger und ich schob, nach Absprache mit meinen Brigadekameraden, eines Nachmittags los. Meine Überraschung war so groß wie die Ausbeute. Was ich von den Offiziersfrauen bekam, waren meistens Edelprodukte, die es sonst kaum gab. Viel Weißbrot, Äpfel, Melonen, Karotten, Tomaten und manchmal ein Ei. Zuerst fraß ich mir den Bauch voll, bis nichts mehr hineinging, dann stopfte ich mir meine Taschen voll, die größeren Dinge kamen in den Brotbeutel. Darauf kehrte ich zurück und verteilte den Rest unter meinen Kameraden.

Eines Nachmittags ging ich gerade aus einem Wohnblock heraus - ich hatte einmal ausnahmsweise nicht viel in meinem

Brotbeutel -, als mir auf der Treppe wieder ein russischer Offizier begegnete. Er blickte mich böse an und fragte, was ich hier treibe. Nach der Schrecksekunde brachte ich sofort die Standardausrede: „Ich war nachfragen, ob ich bei jemandem Holz sägen könne.“ Er schaute verdutzt, rollte mit den Augen, erhob mahnend seinen rechten Zeigefinger und ging weiter die Treppe hinauf. Dieses Zusammentreffen kam für ihn so unerwartet, und war so außergewöhnlich, daß er vor Verblüffung nicht mehr in der Lage war, logisch zu reagieren. Ich setzte natürlich sofort zum Endspurt an und lief zurück zu unserer Sammelstelle. Das war wieder einmal gutgegangen, dachte ich, es war in diesen Wohnblocks nämlich weit und breit kein Holz zu sehen. Das hatte sicherlich auch den Offizier aus der Fassung gebracht, so daß er sich nicht weiter mit meinem Falle beschäftigte. - Diese Ausrede hatte einen realen Hintergrund. Bei manchen Gelegenheiten konnte man in der Nähe der Baustelle bei den Leuten, die von der Verwaltung Brennholz zugeweiht bekamen, Sägen oder Spalten. Manchmal, wenn der Hunger nicht zu groß war und ich mehr Zeit hatte, fragte ich gleich danach. Für das Holzmachen bekam man nämlich nicht nur Verpflegung, sondern meistens auch Geld.

An unserem Abmarschplatzplatz fuhr mir der Schreck erst recht in die Knochen - er war nämlich leer. In meinem Sammeleifer hatte ich mich um eine halbe Stunde verspätet, ich stand alleine auf dem Kasernenplatz. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich am Eingang bei der Wache zu melden. Die sperrten mich, trotz meiner vielen erfundenen Ausreden, kurzerhand in die Arrestzelle. Kaum war die Türe hinter mir ins Schloß gefallen, machte ich mich über die Fressalien im Brotbeutel her und verdrückte sie bis auf den letzten Rest, ich hatte Angst, man würde mir alles abnehmen. Dann begann ich die Inschriften und die Zeichnungen an den Wänden zu stu-

dieren, welche die vor mir eingesessenen Soldaten aufgemalt oder eingeritzt hatten. Nach ungefähr einer Stunde wurde mir die Sache zu langweilig und ich begann an die Zellentür zu klopfen und zu rufen. Tatsächlich machten die Soldaten auf und ließen mich in die Wachstube. Es waren alles junge Offiziersanwärter, die vom Kriege nicht mehr viel mitbekommen hatten. - An die Arrestzelle und wie es in derselben ausgesehen hat, kann ich mich heute noch so gut erinnern, als wenn ich erst gestern eingesessen hätte. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich im Knast saß. Die jungen Soldaten waren nun ganz begeistert von der Tatsache, daß sie einen leibhaftigen deutschen Kriegsgefangenen gemacht hatten. Sie fragten mich über alles Mögliche aus, um meine Intelligenz zu testen. Viele konnten ein wenig Deutsch, sie besuchten alle eine höhere Schule, in der meistens Deutsch die erste Fremdsprache war. Ich zeigte ihnen Fotos, die ich durch alle Filzungen wie durch ein Wunder durchgebracht hatte und die bei den Russen immer einen gewaltigen Eindruck machten. Bei ihren Kommentaren klang immer wieder das Wort „Kultura“ durch, was bei den Russen aber nicht nur die Kultur, sondern Kleidung, Wohnung und Hygiene mit einbezog. Selbst wenn jemand unrasiert herumlief, sagten sie: „Nix Kultura.“ Auf einmal fragten sie mich, ob ich wisse, wer Stalin sei? Das war für mich eine prima Gelegenheit, Pluspunkte zu sammeln. Ich antwortete prompt: „Generalissimus Stalin ist der große Führer der siegreichen Sowjetunion und wurde im Jahre 1879 in Georgien unter dem Namen Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili geboren.“ Da war allgemeines Staunen, daß ein lausiger „Frii-izy“ und Faschist so viel von ihrem Stalin wußte. Sofort nutzte ich den errungenen Vorteil und fragte nach etwas Eßbarem: „Ich habe furchtbaren Hunger.“ Leider war kein Krümel Brot auf der Wache aufzutreiben, ich war enttäuscht. Bestimmt hät-

ten mir die Soldaten etwas abgegeben, wenn Verpflegung da gewesen wäre.

Nach einer weiteren Stunde begann die Endphase des Dramas. Es kamen zwei Wachsoldaten aus unserem Lager, um mich abzuholen. Sie waren beide ziemlich friedlich. Der Weg wurde zu Fuß zurückgelegt, er dauerte etwa eine halbe Stunde. Unterwegs ging mir so allerhand durch den Kopf. Ich wußte nicht, wie die Lagerverwaltung mein Verhalten aufnehmen würde, zumal sie sich nicht vorstellen konnten, warum ich beim Abmarsch der Brigaden nicht zur Stelle war und wo ich in Wirklichkeit steckte und was ich getrieben hatte. Von meinen Kameraden hatten sie kein Wort erfahren. Die fürchteten für die Zukunft um ihre Zusatzverpflegung. Auch waren die zwei russischen Posten, die uns zum Arbeitsplatz brachten, und für die Bewachung zuständig waren, nicht zu beneiden, da sie bei der Rückkehr einen Vermißten melden mußten. Bis das Lager von meinem Verbleib in der Arrestzelle benachrichtigt wurde, war sicher eine längere Zeit der Ungewißheit vergangen. So näherten wir uns zu dritt - ich marschierte in der Mitte - unserem Wachgebäude. Je näher wir kamen, um so mulmiger wurde es mir in Erwartung der Dinge, die nun auf mich zukamen.

Auf der Wachstube wurde ich schon erwartet. Man führte mich in einen Nebenraum und zwei Sergeanten fielen über mich her und verprügelten mich mit Fäusten, Fußtritten und Gewehrkolben nach Strich und Faden. Dabei brüllten sie alle möglichen Schimpfworte und Drohungen und wollten unbedingt wissen, wo ich gewesen wäre und warum ich beim Abmarsch gefehlt hätte. Auf einer Latrine sei ich gewesen und wegen Durchfall sei die Sitzung länger gegangen und ich hätte den Termin verpaßt, wollte ich ihnen als Märchen aufbinden. Sie wollten das nicht glauben und prügelten unvermindert auf

mich ein. - Das erste war, daß ich mich auf den Boden fallen ließ und wie ein Igel einrollte. Dadurch war die Angriffsfläche verkleinert und man konnte den Kopf besser schützen. Da wir Mitte Oktober unsere wattierten Winterklamotten empfangen hatten, wurden die Schläge so abgedämpft, daß man wenig davon spürte. Als sie sich ausgetobt hatten, fingen sie an, alle meine Taschen und meinen Brotbeutel zu untersuchen. Sie fanden nichts und wurden nun immer ruhiger und menschlicher. Es war nur noch ein Grollen in ihren Stimmen und ein Blitzen in den Augen wie beim Abzug eines Gewitters. Nun suchte ich meine Klamotten wieder zusammen, die durch die Filzung herumlagen. Eine Weile noch war die Situation unklar; dann kam das, was ich schon oft erlebt hatte: Sie schauten mich drohend an, einer rief „Chiiitryj“, was soviel wie „Schlauberger“ oder „Schlitzohr“ bedeutete, dann rief der andere: „Hau ab du Blijad-Faschist!“ (Blijad hieß ungefähr so etwas wie Hurensohn.) Ich drehte mich auf dem Absatz herum und verschwand wie der Blitz. - Als ich in der Unterkunft ankam, mußte ich feststellen, daß Suppe und Brot schon ausgegeben waren. Das schmerzte mich stärker als die empfangene Tracht Prügel. Von meinen Kameraden wurde ich mit Hallo empfangen. Außer ein paar schmerzhaften Stellen auf Rücken und Beinen ist mir von der ganzen Sache nichts geblieben. Am anderen Tage ging ich wieder wie gewohnt mit meiner Brigade zur Arbeitsstelle.

Es wurde nun Ende November und die Temperatur fiel unter Null. Es setzten auch schon die ersten Schneefälle ein. Die Mitte Oktober empfangene Winterkleidung bestand wiederum aus abgelegten Uniformen der Roten Armee, war in der Qualität aber bedeutend besser als die vom vergangenen Winter. Es war in dieser Beziehung also ein deutlicher Fortschritt zu verzeichnen, der uns sehr viel nützte. Es waren mitunter ganz

gute Stücke dabei, und wer Glück hatte, war so eingekleidet, daß er aussah wie ein normaler Durchschnittsrusse. Wir bekamen auch wieder Filzstiefel gegen den strengen Frost und als Kopfbedeckung eine gefütterte Mütze, die auf Russisch „Schappka“ genannt wurde und an den Ohren heruntergeklappt werden konnte. Alle zwei Wochen gingen wir in die Stadt zur Banja mit Entlausung, der Ernährungszustand war nicht optimal, aber für unsere Lage als Kriegsgefangene als zufriedenstellend zu bezeichnen. Wer nicht krank wurde, konnte mit der Lage einigermaßen zufrieden sein.

Verlegung nach Kujbyschew

Nun will ich noch einige Dinge erzählen, die für die ganze Zeit der Gefangenschaft zum Alltagsleben zählten und die jeder Gefangene, egal in welchem Lager oder in welchem Gebiet der Sowjetunion, bis zum Überdruß hat mitmachen müssen.

Das erste waren die von den Gefangenen als „Filzung“ bezeichneten Untersuchungen, die regelmäßig, wenn auch meistens überraschend, und bei den unterschiedlichsten Gelegenheiten durchgeführt wurden. Die erste Filzung begann gleich bei der Gefangennahme. Dort wurde einem fast immer seine Uhr, sein Geld, sein Ehering, andere Ringe oder Schmuckstücke, Waffen oder Messer abgenommen. Das war sozusagen der Tribut, der an die kämpfende Truppe zu leisten war. Je weiter man ins Hinterland kam, um so geringer fiel natürlich für die Filzer die Beute aus. Es war trotzdem erstaunlich, was da immer noch zusammenkam und wie es einzelnen gelang, Gegenstände durchzuschmuggeln, teils bis nach Rußland hinein. Das Prozedere war fast immer das gleiche: Abtasten des Körpers, Umstülpen der Taschen, Durchwühlen des Brotbeutels, manchmal auch Ausziehen der Schuhe. Auch unter oder in der Mütze war manches verborgen. - Auch später in den Lagern wurden die Filzungen in unterschiedlichen Abständen immer wieder durchgeführt. Vor allem bei jeder Verlegung oder vor jedem Transport. Auf den verschiedenen Arbeitsstellen konnte man einiges mitgehen lassen, und ich entsinne mich, daß in den mir bekannten Lagern fast jeder zweite ein Messer besaß, hergestellt aus Stücken von Sägeblättern – entweder auf der Baustelle oder im Lager. Mit diesen Gegenständen war auch ein reger Handel zugange. Es wurden Dosen, Käämme und aus Münzen Ringe fabriziert. Nach der nächsten Filzung war der Bestand oft wieder über die Hälfte dezimiert.

Ich selbst brachte einige Fotos aus der Vorkriegszeit - mit der Familie und mit Freunden - wie durch ein Wunder bis zur letzten großen Filzung auf der Heimfahrt, an der polnischen Grenze in Brest-Litowsk, durch. Es war streng verboten, etwas Gedrucktes oder Geschriebenes mit nach Hause zu nehmen. Kurz vor dem Ziel war mir das Risiko zu groß und ich vernichtete die Bilder vor der Filzung. Es kam nämlich häufig vor, daß jemand plötzlich aus dem Trupp herausgeangelt und wieder zurückgeschickt wurde. Bei den Methoden der russischen Sicherheitspolizei hatte man unterschwellig das unbestimmte Gefühl, erst endgültig zu Hause zu sein, wenn die westdeutsche Grenze überschritten war. Selbst in der DDR war man vor einem sowjetischen Zugriff nicht ganz sicher.

Ein ähnliches Ritual wie die Filzung war die regelmäßige Kontrolle des Gesundheitszustandes. In einem Hauptlager mit halbwegs geordneten Verhältnissen wurde sie ca. alle vier bis sechs Wochen durchgeführt. In den Außenlagern, in denen ich mich sehr häufig befand, konnte dieser Zeitplan meistens nicht eingehalten werden, was zur Folge hatte, daß die Sterblichkeit dort auch um ein Vielfaches größer war. In einem geeigneten Raum trat eine sogenannte Kommission zusammen, die aus drei oder vier von den Russen als Ärzte bezeichneten Personen bestand. Sie waren in Uniform und in der Mehrzahl Frauen. Vor dieser Musterungskommission standen in einer langen Reihe die vollkommen nackten Gefangenen und mußten bei Aufruf des Namens und Vaternamens (in Rußland ist es Brauch, den Vornamen des Vaters, bei Frauen den Vornamen der Mutter, mit dem eigenen Namen zu verbinden) vor die Ärzte treten. Man mußte sich drehen und wurde zunächst einmal durch Augenschein begutachtet. Die Beurteilungsmethode war so einfach wie das gesamte russische Gesundheitssystem. blieb nach einem entsprechend starkem Kneifen die Hautfalte stehen, so

war man schlecht ernährt, wenn sie sich aber nach einer gewissen Zeit von selbst wieder glättete, war man gesund. Dann wurde das Urteil gefällt: gesund hieß Arbeitsgruppe 1, voll arbeitsfähig, oder für alle möglichen Arbeiten verwendungsfähig, Gruppe 2 war schwach, oder nur für leichte Arbeiten geeignet. Danach kam Dystrophie 1, das hieß für keine weitere Arbeit mehr geeignet oder auch arbeitsunfähig.

Man wurde dann „OK“ geschrieben, was auf Russisch „Otdychajuschaja Kommanda“ und auf Deutsch ungefähr „Ruhekommando“ bedeutete. Mit einer Art von schwarzem Humor wurde das Wort umgedreht und hieß dann „KO“ wie beim Boxsport. Diese Untersuchung wurde im Lagerjargon übrigens als Fleischschau bezeichnet. - Die Dystrophiker waren auch im wahrsten Sinne des Wortes KO. Der Ausdruck bedeutet in der medizinischen Terminologie: Unterernährung. Dystrophie II war lazarettreif krank. Die einfachen Dystrophiker kamen, je nach Lagereinrichtung, für vier Wochen in eine Extra-Baracke, brauchten nicht zur Arbeit und bekamen bessere Verpflegung. Das Ganze dauerte in den meisten Fällen bis zur nächsten Kommissionierung. - Über die Qualifikation der russischen Ärzte und Ärztinnen wurde bei uns immer viel herumgerätselt. Eine akademische Ausbildung, wie sie in Deutschland verlangt wurde, hatten sicher die wenigsten. Es muß ein Status gewesen sein, der mit dem deutschen Sanitätsfeldwebel vergleichbar war. Unter den höheren Chargen waren aber sicher auch Akademiker. Ebenso einfach war auch die Methode, krank oder nicht krank mit dem Thermometer festzulegen. Unter 38 Grad Temperatur war man gesund, über 38 Grad Temperatur war man krank. Einzige Ausnahme, wenn man bildlich gesprochen - den Kopf unter dem Arm trug.

Das Brot hatte in der Gefangenschaft eine fast mystische Bedeutung. Fast alle Gedanken drehten sich ums Brot, es war

das Symbol für Leben oder Tod. Gegenstand von Gesprächen, Hoffnungen, Vorstellungen, Begierden, oft auch Grund heftiger, gewalttätiger Auseinandersetzungen. Niemals habe ich erlebt, daß in den Stunden der höchsten Not jemand nach Kartoffeln oder Wurst gerufen hätte. Der Notschrei war immer: BROT. Oft verglich man den Aufenthalt in einem deutschen Gefängnis - bei Wasser und bei Brot - als einen Idealzustand, vorausgesetzt, man hätte genug davon. -

Das russische Brot war mir vorher unbekannt, da ich während des Krieges niemals in Rußland war. Laut Stalinbefehl sollte jeder Gefangene täglich 600 Gramm davon bekommen - genausoviel wie die russische Zivilbevölkerung, vorausgesetzt, er erfüllt bei der Arbeit seine vorgeschriebene Norm. Ich betone aber ausdrücklich das Wort „sollte“. Bei Transporten wurde dieses Brot in Scheiben geschnitten und getrocknet. Es war dann so hart, daß es nur in aufgeweichtem Zustand konsumiert werden konnte. Die zugeteilte Portion war dann natürlich an Gewicht geringer. - Die Bedeutung von Brot wurde mir erst in der Gefangenschaft so richtig bewußt, da ich vorher noch nie Mangel daran hatte. Heute muß ich zu meiner Schande gestehen, daß sich die Ehrfurcht vor dem Brot wieder weitgehend verflüchtigt hat, eine Folge des herrschenden Überflusses.

Zu diesem Thema fällt mir ein Erlebnis ein, daß ich im Jahre 1943 in Südfrankreich hatte. Damals war ich bei einer Einheit, die zum Schutze eines Militärflugplatzes gegen Luftangriffe an der Mittelmeerküste stationiert war. In unserer Nähe befand sich ein Lager mit vietnamesischen Kriegsgefangenen, die bei der französischen Armee mitgekämpft hatten. Nun war niemand mehr richtig für ihre Versorgung zuständig, und sie litten unter Hunger. Daher schickte die Lagerverwaltung einige kleine Gruppen los, die in der Umgebung Lebensmittel

besorgen sollten. Eine dieser Gruppen, drei oder vier Mann, kamen auch in unsere Stellung und fragten nach Brot. Sie konnten kein Wort deutsch, außer dem für sie schwer auszudrückenden, mit rollendem „R“ gesprochenen - „Brodd, Brodd, Brodd“. Wir amüsierten uns über sie, da sie uns gegenüber recht klein erschienen und wir nannten sie daher „Die kleinen braunen Männchen mit den Schlitzaugen“. Erstaunt waren wir über ihre Disziplin und über den gepflegten Zustand in dem sie ihre erdbraunen Uniformen und Wickelgamaschen hielten, trotz der ungünstigen Umstände, unter denen sie leben mußten. Zur Belustigung und als exotische Kuriosität machten wir Aufnahmen mit ihnen zusammen, die ich noch heute besitze. Sie kamen in regelmäßigen Abständen und wir gaben ihnen reichlich Brot und alles, was wir an Lebensmitteln übrig hatten. Nur Rotwein tranken sie, zu unserem Erstaunen, keinen. Damals hätte ich mir nicht einmal im Traume vorstellen können, jemals in eine solche, oder in eine ähnliche Lage zu geraten.

„Doch das Unheil schreitet schnell“

Zitat aus „Die Glocke“ von Schiller

Eine weitere Hauptnahrung in Rußland, nach Suppe und Brot, ist der „Kascha“, was auf Deutsch ungefähr mit „Brei“ übersetzt werden kann. Der echte Kascha besteht, wie mir ein Russe erklärt hat, aus Hirse, kann aber genausogut aus Kartoffeln, Gries, Buchweizen oder Kürbis gemacht werden. Daß Hirse für die menschliche Ernährung verwendet wurde, habe ich in Rußland zum ersten Mal mit Erstaunen gesehen. Ich kannte Hirse von meinem Großvater, der damit die jungen Hühner gefüttert hat. Kascha ist bei der einfachen Bevölkerung die Hauptspeise. Man häuft ihn auf dem Teller an und macht in der Mitte mit dem Löffel eine Delle, in die dann Sonnenblumenöl gefüllt wird. Leider bin ich in meiner Gefangenenzzeit nur selten zu einem Kascha gekommen. - An manchen Sonn-

oder Feiertagen gab es oftmals eine etwas dickere Suppe. Lange nach dem Essen ging dann die Diskussion hin und her: war das nun Kascha, eine kaschaähnliche Suppe oder ein suppenähnlicher Kascha. So wurde in den Hungerzeiten oft lange über Essensfragen gesprochen und auch Kochrezepte aus der Heimat ausgetauscht. Ich hatte mir vorgenommen, wenn ich jemals die Heimat wiedersehen sollte, jedes Jahr am Tage meiner Heimkehr, sozusagen aus Dankbarkeit, Hirsekascha zu essen. Leider ist nach vielen Jahren immer noch nichts daraus geworden.

Nachdem sich das Anfangschaos gelegt hatte, und die Organisation in den verschiedenen Lagern sich so langsam eingespielt hatte, bekamen wir mit der Verpflegung, zu meiner Überraschung, plötzlich Tabak. Der Tabak selbst war ebenfalls wieder eine Neuheit, denn es war „Machorka“. Der war vielleicht nur einigen wenigen bekannt, die längere Zeit in Rußland waren. Ich selbst kannte noch nicht einmal den Namen. - Machorka war ganz grober Tabak, der aussah wie grobe, braune Sägespähne. Das kam daher, daß er aus dem ganzen Tabakblatt mit all den Rippen und mit dem gesamten Stengel gebrochen wurde. Es wurde die ganze Pflanze verwendet. Der Machorka schmeckte ein wenig süßlich und konnte nur mit Zeitungspapier gedreht werden. Am besten war das Papier der bekannten Zeitung „PRAWDA“, was auf Deutsch „Wahrheit“ heißt. Auf dem Rande der Prawda befand sich ein Aufdruck mit den Worten „Kuritelnaja Bumaga“, das bedeutete „Rauchbares Papier“. Die Seiten der Prawda konnten wie eine Ziehharmonika so gefaltet werden, daß ein für eine Zigarette passendes Blättchen entstand, das größer war als ein normales Zigarettenpapier. Das Drehen mußte man erst lernen. Nach dem Drehen wurde die Zigarette vorne und hinten zugeedrückt, damit der Tabak nicht herauskrümelte. Manche Russen falteten mit dem Papier

eine Art spitze Tüte, die in der Mitte umgebogen, mit Tabak gefüllt, und dann wie eine kleine Pfeife geraucht wurde.

Die Päckchen waren ungefähr so groß wie ein Stück Kernseife und in braunes Packpapier abgefüllt. - Der Tabak war ein begehrter Tauschartikel. Die Nichtraucher konnten ihn oft gegen Brot verschachern, auch konnte man auf der Arbeitsstelle mit den Russen Geschäfte machen. - Ich selbst war kein starker Raucher und hätte nie mein Brot für Tabak hergegeben. Das Rauchen war aber ein probates Mittel, Hungerzeiten besser zu überstehen. Unter den mit uns zusammen arbeitenden Russen habe ich keinen einzigen Nichtraucher angetroffen.

Nun war es also Ende November und ich war immer noch in Saratow. Zu dieser Zeit waren wir von den Russen mit allen Personalien schon registriert und jeder hatte seine persönliche Akte oder sein Dossier. Wir mußten auch einmal einen Lebenslauf schreiben mit allen Angaben der militärischen Laufbahn und des genauen Aufenthaltes während des Krieges, des Dienstgrades und der verschiedenen Einheiten. Hauptsächlich interessierte die Dienstzeit in der Sowjetunion. In besonderen Kontrollen wurde nach dem Blutgruppenzeichen der SS geforscht, das unter dem Arm eintätowiert war. Ich wußte vorher gar nicht, daß es so etwas gab. Diese Kontrolle mußte ich während meiner Gefangenenzzeit mehrmals über mich ergehen lassen. Übel waren die Kameraden dran, die durch eine Verletzung oder Krankheit eine Narbe unter dem Arm in der Achselhöhle hatten. Sie wurden nämlich verdächtigt, sich das Zeichen herausgebrannt oder wegoperiert zu haben, was auch tatsächlich vorgekommen war. Sie waren in Beweisnot und die Russen waren permanent mißtrauisch. Entdeckte SS-Leute wurden zum Teil aussortiert, andere wieder nicht. Das blieb, unter vielem anderen, bis zum Ende der Gefangenschaft eine der großen Ungereimtheiten der russischen Organisation. Die

eintätowierte Nummer wurde im Lanzerjargon übrigens als „Den Vogel unter`m Arm“ bezeichnet.

Um diese Zeit kursierte im Lager das Gerücht von einer Verlegung oder von der Entsendung eines Außenkommandos. Mir fuhr der Schreck in die Knochen. Winterzeit war Holzfällerzeit in Rußland. Der Saft war nicht im Holz, und man konnte besser sägen, zumal bei Frost. Die Lage war gespannt. Man wußte, daß hinter jeder Parole etwas Wahres steckte. - Tatsächlich wurden eines Abends die Namen von ca. 80 Mann aufgerufen, meiner war natürlich auch dabei: Fertigmachen zum Abmarsch am nächsten Tage. Es ging nun wieder das bekannte Rätselraten nach dem Zielort los. Einige meinten Holzkommando, die Optimisten sprachen natürlich wieder von der Fahrt in die Heimat. Daß das Wunder mit dem Fieberanfall sich diesmal nicht wiederholen würde, war mir bewußt. Ich suchte krampfhaft nach einem Ausweg und fand keinen. - Gegen Mittag Abmarsch zum Bahnhof Saratow auf ein Nebengeleise. Dort Verladung in zwei der bekannten Viehwaggons und warten auf die Abfahrt. Noch immer wußte niemand wohin, vermutlich auch die russischen Bewacher nicht. Wir standen die ganze Nacht auf den Geleisen, ohne daß sich etwas rührte. Die meisten hatten schon den größten Teil der hauptsächlich aus Trockenbrot bestehenden Marschverpflegung weggeputzt. -

In der Nacht unterhielt ich mich mit Günther Böhrs, der auch dabei war. Ich wollte absolut nicht aus Saratow fort, und ich wußte, der Wald bedeutet meinen Untergang. - Nun erzählte mir Günther ein Geheimnis, das mir heute noch die Schauer über den Rücken treibt. Er war in der Nacht vor der Verladung aus dem Lager ausgebrochen und die ca. 3 km zur Uliza Rosa Luxemburg gegangen und hat dort Elisabeth Meinhard besucht, sich noch einmal richtig satt gegessen und an Verpflegung mitgenommen, was er verstauen konnte. Unser Lager war di-

rekt an der Hauptstraße Bolschaja Gornaja Uliza, die zur Stadt führte. Es war nur mit einem dünnen Stacheldraht gesichert und auch nicht scharf bewacht. Trotzdem war es ein Risiko auf Leben und Tod. Günther konnte als Sorbe (slawische Minderheit im Spreewald und in der Niederlausitz) die russische Umgangssprache und unsere Kleidung war in Saratow, wie vorher schon beschrieben, von der Zivilbevölkerung kaum zu unterscheiden. Angeregt durch dieses Abenteuer, kam mir in der Nacht eine Idee. Ich besprach sie leise mit Günther, er riet mir ab, ich war aber trotzdem entschlossen.

Am Abend vorher wurden noch einige Waggons an den Zug angehängt, die für die gleiche Strecke vorgesehen waren. Morgens gegen sechs Uhr wurden die Türen geöffnet, damit wir austreten konnten. Ich begab mich mit den anderen auf den Bahndamm, beobachtete den Weg des Postens, kroch unter unseren Waggon und anschließend bis zum Ende des Zuges, sah noch einmal zurück und ließ mich in einem geeigneten Moment auf der anderen Seite den Bahndamm hinunterrollen. Dort blieb ich einige Minuten liegen und ging dann in gebückter Haltung um einige Hindernisse herum und war nun vollkommen außer Sichtweite der Wachen. Als ich mich nochmals nach allen Seiten absicherte und nun die absolute Gewißheit hatte, nicht entdeckt worden zu sein, überkam mich ein Gefühl totaler Freiheit und Leichtigkeit wie ich es schon lange nicht mehr erlebt hatte. Es war wie wenn ich plötzlich von einer lebensbedrohenden Krankheit geheilt worden wäre. Alle Angst und Spannung und aller Druck der Gefangenschaft waren auf einen Schlag einem rauschhaften, unbeschreiblichen Glücksgefühl gewichen, ähnlich wie es von Fixern über die einsetzende Wirkung eine Spritze beschrieben wird. --- Es dauerte aber nicht lange, da rief mich mein Instinkt wieder in die Wirklichkeit zurück. Nach einigen Minuten Verschnaufpause bewegte ich mich in Richtung Stadt Saratow.

In der Stadt fand ich mich durch verschiedene Arbeitskommandos und durch meine Fechttouren einigermaßen zurecht. Ich marschierte Richtung Uliza Rosa Luxemburg, weil ich mich dort am besten auskannte. Es war noch früh am Morgen, ich hatte keine Eile. Gegen neun Uhr begann ich völlig ungestört meine ersten Häuser abzuklappern und als ich satt war und einen genügenden Vorrat hatte, begab ich mich in den Vorraum der öffentlichen Banja (Badehaus) zum Ausruhen und Aufwärmen. Dort kümmerte sich kein Mensch um mich. Es war viel Betrieb und jeder hatte mit sich selbst zu tun. Mit der Kleidung war ich nicht auffällig, was ich ja schon einige Male erklärt habe. Es war schön warm und ich begann einen Teil meiner Sammelbeute zu verzehren. Gegen Mittag machte ich mich auf den Weg in ein Gefangenelager, dessen Lage ich kannte. Man nannte es das Kugellager, weil es an eine Kugellagerfabrik angebaut war und die Gefangenen ausschließlich in dieser Fabrik arbeiteten. Ich meldete mich bei der Wache am Eingang und sagte: „Ja Wojennoplennyj.“ Das heißt: „Ich bin Kriegsgefangener.“ Die starrten mich an wie ein Gespenst und riefen nach dem Lagerleiter.

Der Kommandant konnte mit mir auch nichts Rechtes anfangen und schaute mich ebenfalls erstaunt und friedlich an. Es war ihm in seiner Laufbahn sicher noch nie vorgekommen, daß sich jemand freiwillig in ein Gefangenelager begab. Er war über den Zuwachs nicht sehr erfreut. Er begann mich zunächst einmal auszufragen, und ich erzählte ihm die alte Story, daß ich bei einem Transport am Bahnhof zum Austreten gegangen sei. Da das ein Weilchen länger gedauert habe, sei der Zug ohne mich fortgefahren, den Posten sei das wahrscheinlich erst später aufgefallen, als der Zug schon im Rollen war. Ich wurde in die Unterkunft entlassen, dort wurde mir eine Pritsche zugeteilt. Die andern kamen natürlich sofort, um

mich auszufragen - woher und warum. Als ich sagte, ich stamme aus Baden-Baden, erschien plötzlich aus dem Hintergrund eine Gestalt, sprach mich im badischen Dialekt an und ich staunte nicht schlecht: Es war mein Turnkamerad Willi Wiederrecht aus der Weststadt und wir füllten nun den ganzen Abend mit unseren Erinnerungen aus der Heimat aus..

Das Kugellager war muffig, trübdunkel, rußig, es roch nach Motorenöl. Es hatte wie ein Gefängnis keinerlei Verbindung mit der Außenwelt, und es gab keinen Kontakt mit der Bevölkerung, so daß es auch nichts zu schnorren gab. Die Plennyjs waren blaß und schlecht ernährt, die Arbeit eintönig und ohne Abwechslung. Ich hatte mich verrechnet und auf die falsche Karte gesetzt. Als einziger Trost blieb mir zunächst mein Landsmann Willi Wiederrecht.

Am nächsten Tage wurde ich zur Arbeit eingeteilt, gemäß dem Ausspruch von Lenin: „Wer nichts arbeitet, soll auch nichts essen.“ Wir ärgerten oft die Russen, indem wir den Spruch herumdrehten und sagten: „In Deutschland ist es umgekehrt, dort heißt es: Wer nichts arbeitet, soll wenigstens gut essen.“ Es waren leichte Aufräumarbeiten ohne Norm, die meistens im Schneckentempo ausgeführt wurden, wenn kein Natschalnik in der Nähe war. -

Ich glaube, es war am dritten Tage, als es gegen 9 Uhr plötzlich hieß: Hauger zur Wachstube! Mir schwante nichts Gutes. Dort waren zwei junge Sowjetsoldaten mit der umgehängten Maschinenpistole und grimmigen Gesichtern und riefen: „Gauger dawaj - dawaj - pojechali.“ Das hieß ungefähr: „Hauger auf geht's - vorwärts marsch.“ Das deutsche „H“ am Anfang eines Wortes konnten die Russen nicht aussprechen. Meinen Brotbeutel hatte ich dabei. Darin war alles, was ich in Rußland brauchte. Hauptsächlich Löffel und Kochgeschirr. Nun nahmen sie mich in die Mitte und es ging zur nächsten

Straßenbahnhaltestelle. In Saratow gab es einen bescheidenen Verkehr in den wichtigsten Straßen mit alten klapprigen Wagen. Wir stellten uns auf die Plattform. Sofort wurden die Posten von den Fahrgästen gefragt, was denn da los sei. Ich verstand nur einige Male das Wort „disertirowat“. Die beiden Jungs, die recht stolz auf ihre Aufgabe waren, erzählten den Mitfahrern, sie hätten einen deutschen Deserteur eingefangen. Ich wurde als Unikum bestaunt. -

In ca. einer Stunde war ich wieder im Lager „Bolschaja Gornaja Uliza“. Es lag etwas höher als die Stadt auf einem Hügel, man konnte bei gutem Wetter bis zur Wolga schauen. Man lieferte mich beim Lagerkommandanten ab, er erwartete mich bereits, ich war auf alles gefaßt. Doch wieder ereignete sich ein russisches Wunder. - Er sagte mir, daß alles, was ich im Kugellager angegeben hätte, gelogen gewesen sei. Der Zug sei nämlich erst gegen Abend abgefahren und man hätte vorher die ganze Gegend nach mir abgesucht. Erst am nächsten Tag hätte er Nachricht über meinen Verbleib im Kugellager erhalten. Er überlegte ein Weilchen, dann fragte er mich gutgelaunt - ob ich eine Geliebte in Saratow hätte. Ich kann mich noch an das Wort erinnern. Es hieß so ähnlich wie „Ljublja“ oder „Ljubowniza“. Als er mein dummes Gesicht sah, brüllte er: Hau ab und melde dich im Lager. Schneller wie bei der Arbeit drehte ich mich um und verschwand. Es ist kaum zu glauben, bei der ganzen Sache ist mir nicht das geringste passiert. Vielleicht glaubte der Offizier, ich stehe unter dem besonderen Schutz des „Heiligen Iwan von Nowgorod“.

In der Semeljanka gab es ein großes Hallo. Es dauerte lange, bis ich die Story in allen Einzelheiten den ungläubigen Kameraden erklärt hatte. Es gab aber nichts zu deuteln, ich war wieder leibhaftig zugegen. Es zog mich nach dem Erdbunker und nach Saratow zurück wie einen Teil der Juden in der Wüs-

te zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Nun erfuhr ich auch, daß der Transport nach Kuibyschew ging, einer Stadt nördlich von Saratow, am großen Wolgaknie, die früher in der Zarenzeit und auch heute wieder Samara heißt. Am nächsten Tage ging es wieder auf Arbeitskommando, aber leider nicht in die „Uliza Rosa Luxemburg“, wo nun meine ergiebigen Jagdgründe brach und ungenutzt lagen.

Es bleibt noch nachzutragen, daß ich bei meiner plötzlichen Verhaftung keine Gelegenheit mehr hatte, mich von meinem Landsmann Wiederrecht zu verabschieden. Er war zu dieser Zeit bei der Arbeit. Wir sahen uns erst wieder im Spätjahr 1949, da er erst ein Jahr nach mir aus der Gefangenschaft entlassen wurde. Wir wohnten dann fast ein Jahrzehnt in derselben Straße in unmittelbarer Nachbarschaft und sahen uns häufig. Von dem Lageraufenthalt hatte er kaum einen Schaden davongetragen, er wurde über 80 Jahre alt.

Nun wieder eine Eigenheit des Lagerlebens, an die jeder Gefangene mit Grausen zurückdenkt. Es handelt sich um die täglichen Zählappelle. Die begannen im ersten festen Lager in Fürstenwalde und endeten erst nach dem Verlassen Rußlands an der Grenze bei Brest-Litowsk. Bei jeder Veränderung des Standortes, bei Verlassen des Lagers vor der Wache, bei der Rückkehr vor dem Lagertor, bei Bekanntgabe eines Befehles oder einer Anordnung: jedesmal mußte sich der ganze Haufen aufstellen und wurde abgezählt. Meistens stimmte die Zahl nicht und es ging wieder von vorne los. Dann wurde umgruppiert und von den Posten diskutiert, von den Gefangenen gemeckert und geflucht. Besonders unangenehm war es bei schlechtem Wetter und im Winter. Man fror und hatte kalte Füße, besonders bei der Rückkehr von der Arbeit. Da wurde oft mit dem Zählen noch eine Filzung verbunden, denn das Hereinschmuggeln von geklauten oder eingehandelten Gegen-

ständen war an der Tagesordnung. Die Russen waren in diesem Punkte unerbittlich. Manchmal konnte es über eine Stunde dauern, wenn die Zahl nicht stimmte oder wenn etwas gefunden wurde.

Es dauerte keine Woche, da hieß es wieder: Hauger zur Wache! Nun glaubte ich, es wird ernst. Nun geht es doch in ein Straflager. Ich bekam es erstmals richtig mit der Angst zu tun, Saratow verlassen zu müssen. Auf der Wachstube waren wieder zwei Rotarmisten mit der Waffe, die mir befahlen, meine Habseligkeiten zu holen, dann ging es aus dem Lager heraus zur Straßenbahn, ab zum Bahnhof Saratow. Unterwegs versuchte ich von den beiden herauszubekommen, wohin es denn nun ginge, sie sagten aber nichts. Es waren zwei ältere Soldaten, die schon länger bei der Armee waren als die beiden Buben, die mich aus dem Kugellager abholten. Am Bahnhof war ein mächtiger Betrieb – das Kommen und Gehen einer großen Menschenmenge in Zivil und in Uniform. Ich war sehr beeindruckt. Die Zivilisten trugen riesige Koffer und Säcke und Kisten. Man merkte, daß das Leben nach dem Kriege sich wieder zu normalisieren begann.

Der Zug fuhr erst nach längerer Wartezeit. Ein Posten blieb bei mir, der andere trieb sich in der Bahnhofshalle herum, da gab es allerhand zu sehen und zu kaufen. Nach einer Weile ging auch der andere los und sagte, ich solle da in der Ecke auf sie warten. Es war Leichtsinn, ich konnte ohne Mühe abhauen, die Frage war nur „wohin“. Eine Weile war ich versucht, die Passanten wegen Brot anzuhauen, ließ es aber dann doch bleiben. - Schließlich kamen sie dann alle beide gutgelaunt zurück und wir warteten auf dem entsprechenden Bahnsteig auf den Zug. Es hatte sich zwischen uns so eine Art kameradschaftliches Verhältnis entwickelt und sie sagten mir auch, die Reise ginge nach Kuibyschew, wo auch die anderen waren.

Der Zug fuhr am frühen Abend ab. Wir fuhren die ganze Nacht, obwohl die Entfernung von Saratow bis Kuibyschew nur ca. 330 km beträgt. Im Waggon war bei Beginn der Fahrt ein heillooses Durcheinander, er war total überfüllt. Jeder mußte schauen, wie er zu einem Platz kam, an dem er die Nacht einigermaßen unbeschadet verbringen konnte. Meine beiden Bewacher setzten sich als Militärpersonen leichter durch als die russischen Bauersfrauen, die auf dem Basar (freier Markt) in Saratow ihre überschüssigen Produkte verkauften. Nach einigen Kilometern hatte sich die Lage beruhigt. Die Bevölkerung war nicht anspruchsvoll und Entbehrungen und Einschränkungen gewohnt.

Wir saßen oder lagen mitten unter den anderen Fahrgästen und kamen schnell ins Gespräch, zumal die zwei Posten gefragt wurden, um was für einen komischen Gefangenentransport es sich hier handelt. Als bekannt war, daß ich ein deutscher Kriegsgefangener sei, war das Interesse natürlich groß. Viele hatten noch nie einen solchen gesehen, das Gebiet der mittleren Wolga wurde vom Krieg vollkommen verschont, es gab keine Zerstörungen. Aus diesem Grunde war auch die Haltung der einfachen Bevölkerung eine andere als in den Kampfgebieten. Von Feindseligkeit keine Spur. Als es mit der Esserei losging, wurde ich genauso versorgt wie meine beiden Bewacher. Es war wieder eine prima Gelegenheit, mir den Bauch mit Brot vollzuschlagen, und ich wünschte, die Reise würde recht lange dauern. Die Unterhaltung war wie üblich auf einige gut zu verstehende Redewendungen beschränkt: „Berlin kapuut, Gittler kapuut, Woijna kapuut“, „Woijna“ heißt „Krieg“, ich sei sicher kein Faschist, sondern ein guter Mensch und käme „skoro domoj“, das bedeutet bald nach Hause. Ein langgezogenes „kapuut“ war damals der Ausdruck für „beendet, erledigt, abgeschlossen oder auch tot“ und hatte bei den

Russen eine weitergezogene Bedeutung als unser kurz ausgesprochenes, einfaches „kaputt“.

Meine gutmütigen Bewacher lieferten mich im Lager Kuibyschew ab. Dort wurde ich aufgenommen und eingetragen, es wurde mir Platz auf einer Pritsche und in einer Brigade zugeteilt und das Lagerleben ging weiter. Ich wartete immer noch auf Strafmaßnahmen, aber es geschah zu meiner Erleichterung gar nichts. Ich habe keine schlüssige Erklärung dafür gefunden. Vermutlich paßte es nicht in das sowjetische System, daß jemand, der für Kuibyschew zugeteilt war, sich noch in Saratow aufhielt.

Im Lager traf ich natürlich wieder meine alten Kumpel aus der Semeljanka. Es gab viel zu erzählen, auch fand ich wieder Günther Böhrs. - Am nächsten Tag ging es mit der Brigade zur Arbeit in einem Neubaugebiet. Es waren schnell hochgezogene Wohnblöcke, die man heute als „Plattenbauten“ bezeichnet. Meine Brigade mußte in großen, rechteckigen Blechbehältern Kalk löschen, der recht giftig schäumte und spritzte, und man mußte sich in acht nehmen, daß man nichts abbekam. Nach Feierabend war man weiß wie ein Gipser. Das Lager befand sich noch im Stadtbereich und war das erste, in dem eine vernünftige Organisation herrschte. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt so etwas noch nie angetroffen. Wir hatten einen Speiseraum (Stolowaja) und regelmäßiges, wenn auch für die schwere Arbeit unzureichendes Essen.

In diesem Lager traf ich auch das erste Mal auf Leute, die der Organisation „ANTIFA“ angehörten. Auch sah ich erstmals die Gefangenenzeitung „NEUES DEUTSCHLAND“ oder „FREIES DEUTSCHLAND“, die von Mitgliedern des Nationalkomitees der Antifaschisten herausgegeben wurde. Das waren meist Altgefangene, die sich bereit erklärten, mit den sowjetischen Dienststellen zusammen auf die politische Ein-

stellung in den Lagern Einfluß zu nehmen. Die Akzeptanz war umstritten. Die meisten Plennyjs vermuteten hinter der Fassade der ANTIFA keine echte politische Überzeugung, sondern die Möglichkeit, mit deren Hilfe von der Arbeit weg und zu besserer Verpflegung zu kommen - also reinen Opportunismus. Angehörige der ANTIFA waren nicht besonders gelitten und wurden wegen ihren Privilegien immer zum Teil mit Neid, zum Teil mit Mißtrauen beobachtet. Auffällig war, daß die Russen nie vom Nationalsozialismus oder Nazismus sprachen, sondern immer den Terminus Faschismus gebrauchten, was geschichtlich gesehen nicht ganz korrekt war. So war auch der Name ANTIFA ein Kürzel für Antifaschismus.

Die meisten Gefangenen waren politisch vollkommen desinteressiert. Die Sorge ums tägliche Brot, die permanente Mangelernährung bei schwerer Arbeit sowie die Sorge um die Heimkehr in eine ungewisse Zukunft hatten alles andere überlagert. Daher war auch eine sinnvolle politische Umschulung nicht möglich. Die Kriegsteilnehmer waren vom Nationalsozialismus sowieso geheilt. - Durch die Lagerzeitung „Neues Deutschland“ konnte man sich objektiv ebenfalls nicht orientieren, sie war von der sowjetischen Propaganda zu sehr beeinflusst und lobte permanent die Aufbauleistungen in der sogenannten Ostzone und in der Sowjetunion. Die Lobpreisungen des Marxismus-Leninismus zogen sich aufdringlich durch alle Meldungen und Artikel. Der Westen wurde als kapitalistisch, ausbeuterisch und aggressiv verteufelt. Unter diesen Umständen konnte man sich kein der Wirklichkeit entsprechendes Bild von der Welt oder von der Heimat machen.

Es waren nur wenige Tage nach meiner Ankunft im Lager Kuibyschew vergangen, als wieder einmal eine der bereits beschriebenen Gesundheitsselektionen stattfand. Durch meine Zusatzverpflegung in Saratow hatte ich mich recht gut gehal-

ten und wurde daher auch erwartungsgemäß „Gruppe 1“, das hieß - für alle Arbeiten einsetzbar - eingestuft.

Wir befanden uns nun mitten im Winter, da tauchte wieder einmal ein Gerücht auf: Es sei ein neues Außenkommando in Vorbereitung. Eine dunkle Ahnung sagte mir: da bist du wieder dabei. So war es dann auch. Es wurden ca. 60 Mann ausgewählt, in Brigaden eingeteilt, aber in Wartestellung trotzdem zur Arbeit auf die Baustelle geschickt. Nun ging erneut das große Rätselraten los und die Parolen gingen hin und her, aber niemand wußte etwas Genaues. In der Zwischenzeit wurde es Weihnachten. Es war meine zweite Weihnacht in Gefangenschaft. Wir hatten eine kleine Gruppe von Künstlern im Lager, die, von den Russen unterstützt, von Zeit zu Zeit ein kulturelles oder humoristisches Programm zusammenstellte und an den Wochenenden vortrug. Diese Leute wurden von der Arbeit freigestellt und konnten im Lager ihr Programm ausarbeiten und proben. Wenn es den Russen gefiel, sagten sie: „Kultura jest“, was etwa ausdrücken sollte: diese Leute haben Kultur. Am Weihnachtstage selbst versuchten sie, etwas sentimentale Stimmung zu erzeugen. Weihnachten als Fest war in Rußland kein Feiertag.

Ausgerechnet am Neujahrstag 1947 ging es des Morgens los. Wir wurden auf Lastwagen verladen, die übrigens alle aus Hilfslieferungen der Amerikaner im Zweiten Weltkrieg stammten. Die Fahrt ging ca. 15 bis 20 km der Wolga entlang in nördlicher Richtung. In einem kleinen Dorf direkt am Ufer wurde haltgemacht und angetreten zum Zählappell. Es war ein wunderschöner Sonntag mit einer Temperatur von mindestens minus 20 Grad. Nun gingen wir mit einem ortskundigen Führer aus dieser Siedlung zu Fuß über die Wolga, vom linken, flachen Wiesenufer bis zum rechten, steilen Bergufer. Der Fluß war an dieser Stelle über 1 km breit. Man darf sich die zuge-

frone Wolga nicht als eine glatte Eisfläche vorstellen. Es waren überwiegend aufgeschobene Schollen, die, teils steil ineinander verkeilt, einen Anblick boten wie auf einem anderen Planeten. Oft konnte man in dem Labyrinth das andere Ufer nicht mehr erkennen.

Wir gingen im Gänsemarsch, der Führer voraus, die Kolonne mit den Wachposten am Ende. Oft passierten wir offene Stellen, in denen das Wasser gurgelte und spritzte und die Schollen sich durch den Wasserdruck noch bewegten und krachten. Man hatte ein unheimliches Gefühl, selbst die Wachposten machten bedenkliche Gesichter. Wir waren vollkommen auf den Pfadfinder angewiesen, aber der Mann kannte sich aus. Es war nicht das erste Mal, daß er eine Kolonne über die eisige Wolga führte. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht mehr, man hatte das Gefühl für die Zeit verloren, wir kamen aber alle zusammen wohlbehalten am anderen Ufer an. - Der Zivilist blieb noch weiter bei der Gruppe und führte uns auf einem Fußweg 2 bis 3 km weiter bis zu einer kleinen Siedlung, die am Abhang zur Wolga lag. Dort war ein größeres Gebäude als Gefangenenlager eingerichtet, in dem wir einquartiert wurden. Das Haus war innen eingerichtet wie unsere Hütte im Wald bei Pensa und muß daher nicht besonders beschrieben werden. Von außen machte es, da ohne Stacheldrahteinzäunung, nicht den Eindruck eines Lagers. Fluchtmöglichkeit trotzdem gleich Null.

In diesem Lager waren vor uns bereits schon andere, vermutlich waren es russische Strafgefangene, die ihre Zeit, schon vor dem Kriege, mit Zwangsarbeit abbüßen mußten. Es gehörte zu einem Kalksteinbruch, der aber unter Tage, in einem in den Berghang waagrecht getriebenen Stollen abgebaut wurde. Der Stolleneingang lag ca. 150 m über dem Ufer der Wolga. Der dort gewonnene Kalkstein muß von einer besonderen

Qualität gewesen sein, sonst hätte man an einer so ungünstigen Stelle den Stollen nicht angelegt. Für einen Naturfreund wäre der Ausblick auf die Flußlandschaft einmalig gewesen, wir aber bekamen wegen der zu erwartenden Arbeit das große Grausen. Wir befanden uns am Bogen der großen „Samara-Wolgaschleife“ am Abhang des Bergufers, das dort auf fast 400 m anstieg. In der Schleife lagen die „Schiguli-Berge“, ein kleines Gebirge, das heute auf der Landkarte als Naturschutzgebiet oder Nationalpark ausgewiesen ist. Jetzt befindet sich dort der Kuibyschew-Stausee, der sicher auch Teile des damaligen Steinbruchs überschwemmt hat. Nicht weit vom Stollen war ein kleiner Weiler aus Holzhäusern, der von den russischen Arbeitern, die im Betrieb tätig waren, bewohnt wurde. Sie waren dort mit ihren Familien angesiedelt, und für verschiedene Arbeiten wurden auch die Frauen eingesetzt. Eigentlich waren es Tataren, die von den Sowjets aus irgendeinem Grund dorthin verlagert wurden.

Am nächsten Morgen ging es zum Steinbruch zur Einteilung für die Arbeit. Dort waren ein Direktor und je ein Natschalnik für die Arbeit im Schacht und für die Außenanlage zuständig. Ich wurde für den Transport im Freien eingeteilt, das war ein Vorteil, der mir erst später ganz bewußt wurde. Das Transportsystem für die gebrochenen Steine bestand aus großen eisernen Loren, die durch ein Drahtseil, durch Muskelkraft und unter Tage zum Teil mit Grubenpferden angetrieben wurden. Mit einem Russen zusammen mußte ich an einer Drehscheibe die ankommenden Loren entweder nach rechts oder nach links drehen und so weit fortschieben, bis sie durch Öffnen einer seitlichen Klappe entleert werden konnten. Der Inhalt wurde mit eisernen Haken herausgezogen und wie eine Lawine den Abhang hinuntergerollt, Richtung Wolga. Oft kam es vor, daß während der Arbeit das Seil aus den Rollen oder die Dreh-

scheibe aus der Lagerung sprang. Das war für uns eine günstige Gelegenheit, eine zusätzliche Arbeitspause einzulegen. Bei jeder Panne wurde nach dem Spezialisten gerufen, eine typisch russische Berufsbezeichnung, die fast jedem zuerkannt wurde, der von einem Fachgebiet etwas mehr verstand, als die Anderen.

Bei einer Panne an der Drehscheibe mußten wir diese einmal mit der Brechstange aushebeln und umdrehen, um die Kugellager neu einzufetten. Ich staunte nicht schlecht, als auf der Unterseite stand: „Krupp Essen 1928“. Nun konnte man sich einen Reim machen, wie alt und verlottert der ganze Laden schon war. Die Russen hatten es nicht gerne und schimpften und fluchten mächtig, wenn es einen Ausfall gab. In den meisten Fällen wurde ihnen die Norm herabgesetzt, die für die Lohnberechnung ausschlaggebend war. - Das Wetter war wochenlang eisig kalt mit Schneefall und sibirischen Minusgraden. Im Stollen war es dagegen angenehm warm, doch waren die Arbeitsbedingungen, laut Aussagen der Kameraden, ungleich schwerer. Mich zog es nicht in den Stollen. Die Vorstellung, wie ein Maulwurf unter der Erde zu wühlen, konnte mich nicht begeistern. Erst Wochen später kam ich einmal bei einer besonderen Gelegenheit hinein und fand meine Befürchtungen bestätigt.

Die Verpflegung war, wie bei allen Außenlagern, schlecht und mangelhaft. Nach vier Wochen hatten wir schon den ersten Toten. Er hieß „Kitzinger“ und war aus Stuttgart. Er stand mir besonders nahe, da er der einzige Landsmann aus der näheren Heimat war. Die Todesursache war einfach gesagt: allgemeine Erschöpfung und Hungerödeme. Er war einige Tage total arbeitsunfähig und lag auch an seinem Todestage, als wir zur Arbeit ausrückten wie leblos auf seiner Pritsche. Der im Lager diensttuende Wachposten rief mir morgens gegen 10

Uhr von der Ferne zu: „Kitzinger kapuuut“. Wir hatten echte Schwierigkeiten, ihn in dem steinigen und gefrorenen Boden zu beerdigen. Nach meiner Rückkehr habe ich seine Eltern besucht, die äußeren Umstände seines Todes konnte ich ihnen nicht schildern, ich wollte sie nicht schockieren. - Es blieb natürlich nicht aus, daß der Gesundheitszustand der ganzen Gruppe von Tag zu Tag immer schlechter wurde und die Arbeitsleistung absank. Von Woche zu Woche gab es immer mehr Kranke und Arbeitsunfähige. Dieser Zustand drang natürlich auch bis ins Hauptlager nach Saratow durch, und so kam es, daß eine Kommission auftauchte, um die Lage zu überprüfen. Einige Kranke wurden ins Hauptlager zurückverlegt, die Verpflegung wurde für wenige Tage etwas besser, aber nach kurzer Zeit war der alte russisch-sowjetische Dauerzustand wiederhergestellt. Für die ins Hauptlager zurück Verlegten kamen einige neue arbeitsfähige Kräfte als Ausgleich. Die Verpflegungslage war zu dieser Zeit auch bei der Bevölkerung noch nicht optimal, so war es fast unvermeidlich, daß auf dem Transport oder bei der Verteilung Lebensmittel verschoben wurden.

Die Tage zogen sich langsam und quälend in immer demselben Trott dahin. Morgens mit schlürfendem Gefangenenschritt zum Steinbruch und abends denselben Weg wieder zurück. Es gab keine Abwechslung wie im Hauptlager. Man verschlang sein Stück Brot und seine Wassersuppe, dann lag man meistens auf der Pritsche und döste so dahin. Ich bemerkte bei mir, daß es mit der Gesundheit und mit der körperlichen Reserve aus Saratow so langsam zu Ende ging. Tag und Nacht überlegte ich, wie man aus dieser Misere herauskommen könnte. Die einzige Rettung war, wieder ins Hauptlager zurück zu kommen. Da mein Landsmann Kitzinger gestorben war, konnte ich auch mit niemand beraten oder mich aussprechen wie in Saratow

mit Böhrs oder anderen. Da die Kranken zurückgebracht wurden, sehnte ich mir im stillen eine Krankheit oder hohes Fieber herbei. Das wollte sich aber auch dieses Mal nicht einstellen. Im Hinterkopf hatte ich schon den Gedanken, einen Unfall zu provozieren, wußte aber noch nicht, wie das auszuführen wäre.

Beim Ausladen der vollen Loren mit einem Eisenhaken wurde vorher der schwere Lorendeckel nach oben gestellt und befestigt; war die Lore leer, mußte man die Befestigung lösen und der Deckel fiel mit lautem Krachen in seine alte Lage zurück. Dieser Arbeitsgang war mit starkem Kraftaufwand verbunden. Nach langem Zögern faßte ich den Entschluß, mir mit diesem Lorendeckel einige Spitzen der Finger an der linken Hand abschlagen zu lassen. Der Unfall mußte so geschehen, daß es nicht als absichtliche Selbstverstümmelung aussah. Die linke Hand suchte ich mir aus, damit ich, falls ich die Gefangenschaft überleben sollte, in meiner Berufsarbeit nicht zu sehr behindert würde. Wer nie in einer ähnlichen lebensbedrohenden Lage war, kann sich kaum vorstellen, wie schwer eine solche Entscheidung zu fällen ist: entweder Fingerspitzen oder Leben. Ich druckste noch einige Tage hin und her, und eines Morgens, an einem lausigen Tag mit depressiver Stimmung, legte ich die Finger an die Innenkante der Lore und ließ den Deckel herunterknallen. Mein russischer Arbeitskumpel hatte von der ganzen Sache so lange nichts mitbekommen, bis ich mit lautem Geschrei die blutende Hand in die Höhe hielt.

Er rief sofort nach dem Natschalnik, der mit dem Wachposten nach einiger Zeit angerannt kam. Wer nun glaubt, diese beiden hätten Mitleid mit mir oder Sorge um meine Verletzung gehabt, der hat sich getäuscht. Es ging ein fürchterliches Gebrülle los mit allen Flüchen und Schimpfwörtern, an denen die russische Sprache so reich ist. „Simulant - Faschist - Bljad

Sobakka - Durak – Ziganskij Narod - Chiiitryjj.“ Der Reihe nach übersetzt lautet das ungefähr so: „Drückeberger - Faschist - Hurenhund - Dummkopf - Zigeunervolk - Spitzbube.“ Sie jagten mich zurück ins Lager, dort sollte ich mich verbinden lassen beim Sanitäter, der bei den kleinen Außenlagern fast immer auch der Koch war. Durch den Schock und die Kälte spürte ich so gut wie keine Schmerzen. Auf dem Fußpfad zum Lager betrachtete ich mir die Wunde und merkte, daß es gar nicht so schlimm war. Durch eine zufällige Eindellung an der Stelle, an der meine Finger lagen, gab es nur am Ring- und am Mittelfinger eine Fleischwunde mit einer leichten Beschädigung der äußeren Knochen. Da war ich zunächst enttäuscht. Das würde für eine Rückverlegung sicher nicht ausreichen. Ich nahm daher einen am Wege liegenden Stein und schlug auf einer festen Unterlage nochmals auf die Wunde ein.

Der Sanitäter-Koch hatte natürlich unter den gegebenen Umständen so gut wie keine Medikamente. Einige primitive, von den Streitkräften ausgemusterte Binden sowie jede Menge Jod. Er legte mir so gut wie möglich einen Notverband an, und ich verzog mich auf meine Pritsche, um mich von dem Schreck zu erholen und der Dinge zu harren, die da wohl folgen würden. - Als meine Leidensgenossen von der Arbeit zurückkamen, ging natürlich die große Fragerei los. Mein Unfall hatte sich schnell im Steinbruch herumgesprochen und jeder wollte wissen, was geschehen war. Natürlich sagte ich nicht die Wahrheit, sondern erzählte die Story vom Unfall. Ich erfuhr aber, daß die Russen nach meinem Ausfall noch aufgeregt diskutierten und schimpften. Der Fall war unklar, sie vermuteten eine Absicht dahinter, konnten es aber mit nichts beweisen, da die Panne so auch stattgefunden haben könnte.

Am nächsten Morgen kam der Posten, um uns abzuholen. Er brüllte: „Gauger (Hauger) dawaj rabottj!“ Ich mußte, wie er-

wartet mit meinem Verband zur Arbeit. Das war vom Natschalnik ein salomonisches Urteil. Er konnte mich mangels Beweisen nicht bestrafen, wiederum kam ich aber auch nicht ungeschoren davon. Auch mein russischer Arbeitskumpel grummelte noch mit mir herum, beruhigte sich aber mit der Zeit, er war froh, daß ich wieder da war, denn er hatte sich in der Zwischenzeit an mich gewöhnt. Der Notverband war bei der Arbeit hinderlich, aber auch das war, bei der damaligen Leidensfähigkeit, noch zu ertragen. - Die ganze Sache hatte mich nicht deprimiert, sondern gab mir seltsamer Weise wieder neuen Auftrieb und Lebensmut. Ich war froh, meine Finger noch zu haben, und rechnete damit, daß die Wunde bald verheilt. Von dem ganzen Abenteuer blieb mir eine Narbe erhalten, die man heute noch erkennen kann. Unterhalb des Nagels am Mittelfinger entwickelte sich Ende der siebziger Jahre eine größere Wucherung, die ich durch den Chirurgen Dr. Borchardt in Rastatt operieren ließ. Beschwerden oder Behinderungen der Berufsarbeit sind nicht aufgetreten. Kurz nach diesem Ereignis wurden wieder Arbeitsunfähige ins Hauptlager Kuibyschew zurückgezogen. Unser Außenkommando hatte nun innerhalb dieser kurzen Zeit fast 30 % des Anfangsbestandes der Leute verloren.

Es muß nun so gegen Ende März gewesen sein. Man merkte an verschiedenen Anzeichen, daß der Frühling sich ankündigte. Es fiel auch auf, daß die Verpflegung etwas reichlicher und besser wurde. Das ging vom Hauptlager aus, denn dort konnte bei den Verantwortlichen nicht übersehen worden sein, daß im Steinbruch etwas nicht in Ordnung war. Der Sergeant unseres Wachkommandos wurde ausgewechselt. Die Stimmung wurde besser, obwohl der Hunger immer noch allgegenwärtig war. An den Südhängen begann stellenweise schon der Schnee zu schmelzen.

Das Brot für die russische Siedlung sowie für die Gefangenen mußte wöchentlich in einer ca. 10 km entfernt liegenden Ortschaft abgeholt werden. Der Pfad dorthin ging am Abhang des Wolga-Ufers nach Norden und konnte nur zu Fuß oder mit den kleinen Panjepferden als Lastenträger begangen werden. Es wurden immer zwei Gefangene mitgenommen; das war eine beliebte Abwechslung, um die jeder sich bewarb. Leider kam ich nie in diesen Genuß, da ich durch den Unfall vom Nat-schalnik nicht besonders bevorzugt wurde.

Beim neuen Sergeanten, der für unsere Bewachung zuständig war, stand ich in gutem Ansehen. Morgens beim Abmarsch zur Arbeit und am Abend vor der Rückkehr mußte ich den traurigen, ausgezehrten Haufen antreten und abzählen lassen. Dann erfolgte Vollzähligkeitsmeldung durch Anlegen der rechten Hand an die abgetragene Mütze, bevor wir im Trauermarsch zur Unterkunft schlichen. Auf die militärische Meldung war er recht stolz, im übrigen aber äußerst human.

Nun aber wieder zur Brotexpedition. Es war recht selten, daß bei der Ankunft der Karawane das Brot auch in genügender Menge fertig war. Mal fehlte es an Mehl, mal funktionierte der Ofen nicht. Die Abholer mußten oftmals fast zwei Tage warten, bis sie wieder zurück konnten. Sie nutzen diese Gelegenheit, um in der Ortschaft etwas zu ergattern, und jagten vor allem nach Katzen, die sie dann heimlich mitbrachten. Wenn dann am Abend eine, selten einmal zwei Katzen gekocht oder gegrillt wurden, standen die anderen mit gierigen Blicken dabei. Ich kann mich noch gut an das zarte weiße Katzenfleisch erinnern, das wie von selbst von den Knochen abfiel. Es entstand auch bei uns natürlich eine Hierarchie oder Gruppenbildung, so daß die, welche nicht dazugehörten, auch nichts abbekamen.

Das Lagergebäude war aus Kalksteinen gebaut. In der Mitte stand einer jener bekannten russischen Öfen, die, aus Stein

und Lehm gemauert, das ganze Haus erwärmten. Das war für die dortigen kalten Winter eine geniale Erfindung, die das Überleben sicherte. In der Mitte war eine Öffnung, die wir bei uns als Röhre bezeichnen, in der man gut kochen oder etwas warm halten konnte, was sehr selten vorkam, ausgenommen die Katzen, von denen selbst noch die ausgedrückten und gereinigten Därme als Delikatesse gehandelt wurden.

Am Karfreitag erlebte ich ein Naturschauspiel besonderer Art. Mit einem unvorstellbaren Krachen brach das Eis der Wolga auf und begann sich an den Ufern in großen Schollen hochzuschieben. Wer in der Nähe des Ufers stand, mußte nach oben weglaufen, um nicht erdrückt zu werden. Der schmale Fußpfad der Brotholer war einige Tage nicht mehr begehbar. Tag für Tag wurden die zuerst mächtigen Eisschollen kleiner und kleiner, und man konnte bald das offene Wasser wieder sehen. Nach ungefähr 14 Tagen kamen nur noch kleine Eisstücke und ab und zu als Nachzügler ein größeres Bruchstück. Kurz darauf wurde die Schifffahrt auf der mittleren Wolga wieder eröffnet, und wir konnten von oben herab die prächtigen Schiffe sehen, die nach Norden zogen. Dieses gewaltige Naturschauspiel gab mir auch von der Moral her wieder etwas Auftrieb. Das Ende des Winters war nun endgültig abzusehen. An geschützten Stellen begannen die Brennesseln zu wachsen und es wurde wieder Brennesselspinat gekocht, wie ein Jahr zuvor im Walde von Sysran-Pensa. Meine Verletzung war soweit verheilt, daß ich wieder ohne Verband arbeiten konnte.

Nachdem die Wolga eisfrei war, wurde mit dem Abtransport der im Winter gebrochenen Kalksteine begonnen, die von der Entladestelle bergab wie eine große Geröllhalde bis an das Ufer der Wolga und noch in diese hinein reichte. Es erschien ein riesiger Lastkahn, der bis an die Steine heranfuhr und dann verankert wurde. Von diesem Kahn aus wurden dann von der

Schiffsbesatzung mit Balken und Dielen schmale Behelfsstege bis zu der Steinlawine gelegt und dort befestigt. Die Stege waren so ausgelegt, daß nur jeweils ein Mann mit Schubkarren auf ihnen gehen konnte. Die Verloader arbeiteten in einer Tag- und in einer Nachtschicht von jeweils 8 Stunden. Die Nachtschicht begann am frühen Abend bei Einbruch der Dämmerung. Bei Dunkelheit wurde die Verloaderampe hell erleuchtet. Die Stege waren so eng verlegt, daß ca. 25 bis 30 Mann in einer Schicht arbeiten konnten. Alle verfügbaren Kräfte wurden wechselweise herangezogen, die Russen genauso wie die Gefangenen, um die Liegezeit des Frachtschiffes so kurz wie möglich zu halten. Bei Beginn der Arbeit standen alle Verloader mit ihrer Schubkarre an der Uferseite und luden diese mit Steinen voll. Der Verantwortliche Verlade-Natschalnik hatte eine Trillerpfeife und mit dem ersten Pfeifton setzten sich die Brigaden in Bewegung, fuhren zum Schiffsbauch, und kippten dort die Steine hinab, drehten sich um und mit dem nächsten Pfiff ging es wieder zurück zum Ufer. Nach 50 Minuten wurde eine Pause eingelegt, zum Ausruhen, Rauchen und Wasser trinken. Das Wasser holten wir mit Eimern aus der Wolga, die mit Stricken hinunter gelassen wurden. Bei voller Stunde ertönte wieder der Pfiff und die nächste Runde konnte beginnen. Die Arbeit war knochenhart, wenn die Kräfte nachließen mußte der Natschalnik die Pausen verlängern.

Die Nächte waren schon warm und die Wolga glänzte im Mondlicht, man hörte das Wasser am Schiffsrumpf leise gurgeln. Manchmal fiel mir die schwermütige Melodie des Liedes der Wolgaschiffer ein und die Stimmung war so, wie man sie aus Schilderungen aus der Zarenzeit von den Verbannten und Zwangsarbeitern gelesen und auf Bildern gesehen hatte. Solschenizyn hat in seinem Werk „Archipel Gulag“ darüber berichtet.

Bei dieser Schufferei sank natürlich der Gesundheitszustand im Lager von Woche zu Woche immer weiter ab. Die Verpflegung reichte nicht aus, um das zu ersetzen, was bei der harten Arbeit verbraucht wurde. Vor allem den Leuten im Stollen fehlte das Licht und die klare Luft der Natur. Ein einziges Mal war ich im Inneren des Berges, um etwas abzuholen. Die Gestalten erschienen mir wie Gespenster in der Hölle, und ich war überzeugt, daß ich dort nicht überlebt hätte.

Einige unserer Untertagearbeiter konnten sich mit Beginn des Frühlings eine Zusatzverpflegung ergattern, indem sie den Russen in den Gärten nach Feierabend bei der Arbeit halfen. So kamen manche besser über die Runden. Man mußte aber auch im Werk schon mit seinem russischen (tatarischen) Arbeitskollegen in Kontakt sein, um eine solche Zweitarbeit zu bekommen. Mein Russe an der Drehscheibe hatte selbst eine große Familie und war sicherlich froh, wenn er seine eigenen Leute alle durchbrachte.

Am 1. Mai 1947 fiel das Datum so aus, daß drei Feiertage zusammenfielen. Das war eine seltene Konstellation. Das russische Wort für Feiertag war „Brasnik“ oder ähnlich, wenn ich mich recht erinnere. An diesen drei Tagen hatten wir zum ersten Mal so richtig frei. Die Posten waren irgendwo beim Feiern oder rannten den Mädchen oder dem Wodka nach. Die Russen waren in ihren Häusern oder in den Gärten. Es konnte von uns auch keiner, der noch bei klarem Verstand war, aus dem Lager flüchten. Das Wetter war außergewöhnlich schön und warm. Die meisten beschäftigten sich mit dem Sammeln von Brennesseln und betrieben ihre Spinatküche. Es wurden auch andere Wildkräuter verwendet wie Melde, Huflattich und Spitzwegerich. - Plötzlich verbreitete sich die Parole, in der Wolga liege ein totes Pferd. Jeder, der es hörte, rannte an die Stelle am Ufer und tatsächlich, dort lag durch einen großen

Stein am Wegschwimmen verhindert, ein verendetes Grubenpferd. Es war ein abgemagerter Klepper mit aufgeplatztem Bauch, die Eingeweide waren sichtbar und schimmerten in einer giftigen blauroten Färbung. Nun ging das Rennen los. Wer zuerst da war, kam als erster dran und schnitt sich aus dem dünnen Fleisch soviel ab, wie er erwischen konnte. Wir hatten natürlich längst alle wieder primitive Messer aus Sägeblättern oder aus Blech zurechtgedengelt. Ich selbst erwischte ein mageres Stück aus irgendeinem Beinknochen. Die zuletzt Gekommenen gingen nun an die Eingeweide, hauptsächlich an die Leber. Schon an dem komischen Geruch konnte man erkennen, daß mit den Kutteln etwas nicht mehr in Ordnung war.

Nun ging ein munteres Kochen los. Der Spinat wurde abgesetzt zugunsten des ersten Fleisches, das man seit der Gefangennahme wieder zwischen die Zähne zu bekommen glaubte. Trotz längerer Kochzeit konnte ich das Fleisch nicht weich kriegen. Ich schnitt es in kleine Stücke und kochte weiter, es war nichts zu machen. Zuletzt tauschte ich es gegen einen Schlag Spinat bei einem Kameraden ein, der von der Beute nichts abgekriegt hatte. Die Innereien waren schneller zubereitet. Während der Gefangenschaft war ich gezwungen, manches zu essen, was vorher und was heute unvorstellbar ist. Bei diesem Kleppergaul warnte mich aber mein Instinkt, und die Vorsicht war mächtiger als der Hunger. - Das Unheil nahm schon während der Nacht seinen Lauf. Bei einigen begannen schon die ersten Magenkrämpfe und es gab auch schon Fieber. Am nächsten Tage kamen die Kranken nur noch aus dem Bett, wenn sie zur Latrine mußten, und das war recht häufig. Der Durst wurde so groß, daß sie das Wasser aus dem Eimer sofften. Der Sani war hilflos, wir hatten keine Medikamente und an den Feiertagen konnte auch von nirgends Hilfe erwartet wer-

den. Am nächsten oder übernächsten Tage waren drei Mann tot. Einer hieß mit Familienname „Kapusta“, was in den slawischen Sprachen soviel wie „Kohl“ oder „Kraut“ bedeutet. Daher kann ich mich auch noch daran erinnern. Den zweiten nannten wir „Icke“, da er aus Berlin stammte. (Es handelte sich aber nicht um den vorher schon erwähnten Icke, der mit dem Igel schon unangenehm aufgefallen war.) Mit dem Dritten war ich kaum bekannt und weiß auch den Namen nicht mehr. - Als die ganze Misere den Russen bekannt wurde, ging sofort wieder die Suche nach einem Schuldigen los. Der war in diesem Falle leider nicht zu ermitteln, es waren die Toten selbst, aber die waren tot. Es gab noch einige Kranke, die arbeitsunfähig waren, so daß der Betrieb mangels vollständiger Belegschaft die Norm nicht mehr erfüllen konnte. Die Sollstärke der Gefangenen war auf fast die Hälfte abgesunken. Das oben erwähnte Pferd stammte übrigens nicht aus unserer Grube. Es muß aus einem anderen Steinbruch gewesen sein, was für mich der Beweis war, daß flußaufwärts noch weitere ähnliche Kalksteinbrüche in Betrieb gewesen sein müssen.

Die Vorfälle wurden natürlich auch bei der Lagerleitung in Kuibyschew bekannt, und die reagierte für russische Verhältnisse schnell. Nach wenigen Tagen kam der Befehl: „Fertigmachen zum Abmarsch.“ Das war für mich wieder einmal die Rettung in höchster Not. Lange wäre das in dem gottverdammten Steinbruch nicht mehr weitergegangen. Ich war auch entsprechend erleichtert und faßte wieder neuen Lebensmut. - Am nächsten Morgen mußten wir antreten, es war das immer gleiche Ritual: Abzählen - Meldung - oberflächliche Filzung und ab ging's im Schleichgang Richtung Süden, der Wolga entlang, wo sich irgendwo die Schiffsanlegestelle befinden sollte. Der Weg dorthin war flacher und besser ausgebaut als der Brotpfad Richtung Norden. Nach ca. 5 km kamen wir tatsächlich an eine

kleine Landestelle mit einer Holzhütte, die für die kleinen Dörfer und für die umliegenden Kolchosen eingerichtet war. Es hielten dort kleinere Dampfer nach einem ungenauen Fahrplan. Die bei der Hütte schon wartenden Zivilisten waren meist Bauersfrauen, die ihre Waren auf dem Basar in Kuibyschew verkaufen wollten. Auch wir lagerten an der Anlegestelle und begannen unsere spärliche Marschverpflegung anzuknabbern. Gegen 11 Uhr legte das erste Schiff an, es war größer, als ich erwartet hatte, denn die Wolga war an dieser Stelle sehr tief, so daß die Dampfer sehr nahe am Ufer anlegen konnten. Unser Sergeant begab sich an Bord, um uns anzumelden, kehrte aber nach kurzer Zeit wieder zurück mit der Nachricht, wir könnten nicht mitfahren, da die Papiere nicht ordentlich ausgestellt seien. Nun hieß es warten bis zum nächsten Schiff, das für den Spätnachmittag angesagt war. Die Wachposten gingen in die nahegelegene Ortschaft und wir trieben uns in der Umgebung der Anlegestelle herum, immer in der Hoffnung, etwas Eßbares auftreiben zu können. Als dann der zweite Dampfer ankam, wurde unser Sergeant vom Kapitän gleich auf dem Landesteg am Betreten des Schiffes gehindert.

Nun entzündete sich eine heftige und interessante Auseinandersetzung zwischen diesen beiden. Unser Sergeant brachte seine Maschinenpistole in Anschlag und schrie, soweit wir es verstehen konnten: „Ich bin Soldat der Roten Armee und verlange Zutritt für meine Leute auf dieses Schiff, im Notfall werde ich die Waffe einsetzen.“ Der Kapitän lachte und sagte: „Wenn Sie nicht sofort die Schiffstreppe verlassen, werde ich meine Matrosen mobilisieren und Sie mitsamt Ihrer Bande in die Wolga schmeißen lassen.“ Der Sergeant machte sich unter den üblichen Flüchen und Verwünschungen schnell wieder auf den Rückzug. Nun war die Sache für uns fatal. Wir mußten eine Nacht an der Anlegestelle kampieren. Die Nächte waren

nicht mehr so kalt und wir waren solche Strapazen gewöhnt. Schlimmer war der Hunger, denn die meisten hatten ihre Tagesverpflegung schon längst verdrückt. Es kamen auch bereits wieder Zivilisten an, die den ersten Dampfer am nächsten Morgen nicht verpassen wollten.

Während der Nacht wurde einer Bäuerin der Tragsack aufgeschnitten und ein Laib Brot entwendet. Es gab am Morgen eine große Aufregung und das bekannte Geschrei: „Zappzerapp-zappzerapp-sabralij“, „Diebstahl - Diebstahl“, und es wurden natürlich die Pljennyjs beschuldigt. Auch hier konnte wieder nichts nachgewiesen werden. Es wurde kein Brot gefunden. Der Dieb hatte den Laib sofort aufgeessen, wobei „aufgefressen“ sicherlich der bessere Ausdruck wäre. Es war auch einer der Unsrigen, später im Lager hat er es mir erzählt. Der Brotlaib war in dem prallen Sack nach außen so schön abmodelliert, daß er nicht widerstehen konnte. Er stammte aus dem Ruhrgebiet, gelernter Metzger, ein Riesenkerl, jetzt aber wie alle anderen zum Skelett abgemagert, den Namen habe ich vergessen. Er war es auch, der am ersten Feiertag mit mir zusammen versucht hatte, den Hund unseres Natschalniks einzufangen, was uns aber leider oder auch „Gott sei Dank“ nicht gelungen war. Der Hund hatte eine bei Tieren nicht seltene Vorahnung seines zu erwartenden Schicksals. Noch heute erinnere ich mich an seine angstgeweiteten Augen und an das Geschick, mit dem er sich immer wieder unserem Zugriff entzog.

Am nächsten Morgen gegen neun Uhr kam der erste Passagierdampfer. Wir durften wieder nicht an Bord. Es schien, als hätten sich alle Wolgadampfschiffahrtskapitäne gegen uns verschworen. In Wirklichkeit waren aber die Papiere nicht richtig ausgefüllt. Die Bürokratie in der Sowjetunion war wider Erwarten noch größer als die bei uns in Deutschland, in unserem Falle gab es keinen Kompromiß. Wir lagen bei der Anlegestel-

le auf der Wiese herum und warteten. Die Ruhe tat uns gut, so hätte es weiter dauern können, wenn nur der verfluchte Hunger nicht gewesen wäre. Die Wachposten waren mürrisch und gereizt, sie hatten für diesen Fall keinen Befehl, und das ist für einen Soldaten immer schlecht. Gegen Mittag kam die Rettung. Es war eine Motorbarkasse, die nahe am Ufer wolgaaufwärts fuhr, besetzt mit Soldaten. Unsere Posten erkannten die Kameraden und schrien und winkten ihnen zu. Die Barkasse drehte bei und legte an. - Sie war gekommen, uns abzuholen, es waren Soldaten vom Wachtrupp des Lagers Kuibyschew. Da wir nicht alle auf einmal in das Boot paßten, mußte zweimal gefahren werden. Nun war es Mitte Mai, als nach viereinhalb Monaten, die Restbesatzung des Steinbruchkommandos, verlaust, abgekämpft und die meisten krank, noch mit den Winterklamotten bekleidet, wieder im Hauptlager angekommen waren.

Dort traf ich meine alten Kameraden aus Saratow wieder. Es gab manches zu erzählen. - Wir wurden gleich ärztlich untersucht und ich wurde, wie erwartet, mit vielen anderen Leidensgenossen als „OK“ eingestuft. Das hieß „Dystrophie“, also Ruhekommando für mindesten vier Wochen sowie bessere Verpflegung. Die OK-Abteilung war im Lager, so daß auch keine Verlegung notwendig wurde. In dieser Zeit schrieb ich verschiedene Gedichte, eines davon über die Wolga, um mich geistig fit zu halten. Wir hatten auch Papier, meistens aus alten Zementsäcken geschnitten und geglättet. Eines der Gedichte beschrieb den Tagesablauf im Lager, und wurde später eingerahmt und in der „Stolowaja“ (Eßraum) aufgehängt an einer Stelle, an der jeder beim Brotempfang vorbeigehen mußte. Dieses galt als Kulturarbeit, die Russen sagten: „Kultura jest“, und ich bekam von der Küche einige Male einen Extraschlag Suppe zugeteilt, da sie mich nun zur „Intelligentia“ rechneten.

Ende 1946 und Anfang 1947 wurden in den Lagern Postkar-

ten ausgegeben, mit denen man seine Angehörigen zu Hause über seinen Verbleib informieren konnte. Die Kartenausgabe erfolgte in den Lagern nicht zur gleichen Zeit. Ich glaube, daß in Saratow Ende des Jahres 1946 schon die ersten Karten auftauchten, ich aber davon keinen Gebrauch machte. Das Ganze schien mir eine Propagandaaktion zu sein, um die Gefangenen nicht zu entmutigen. Es war aber tatsächlich ernst gemeint, und ich war erst endgültig davon überzeugt, als die ersten Antworten eintrafen. Die Postkarten waren links oben mit dem Roten Kreuz und rechts oben mit dem Roten Halbmond bedruckt. Es war also tatsächlich eine internationale Aktion, deren Einhaltung wir der Sowjetunion unter Stalin ungerechterweise nicht zugetraut hatten. Man konnte auf den Karten 20 oder 25 Worte schreiben, eben nur ein Lebenszeichen, aber immerhin ein sehr wichtiges.

Es muß im Juni 1947 gewesen sein, als ich die erste Karte an meine Eltern nach Baden-Baden abschickte, und ca. vier Wochen später erhielt ich tatsächlich eine Antwort. Man muß sich vorstellen: Ein und ein halbes Jahr nach Ende des Krieges bekamen meine Angehörigen erstmals Auskunft darüber, wohin es mich verschlagen hatte und daß ich überhaupt noch am Leben war. Sie hielten mich bis zu diesem Zeitpunkt für gefallen, vermißt oder verschollen. Von da an war die Postverbindung in gewissen Abständen regelmäßig, aber auf die vorgeschriebenen Zeilen limitiert.

Nach Ablauf der Ruhezeit wurde ich bei der nächsten Selektion wieder als bedingt arbeitsfähig, das hieß, nur für leichtere Arbeiten zu verwenden, eingeteilt. Nun ging es morgens zum Lager hinaus auf verschiedene Baustellen, meistens zu den neu hochgezogenen Wohnblocks. Der Wohnungsbedarf war in Rußland, wie in allen anderen Ländern auch, sehr hoch und hatte Priorität. Ich war mit leichten Aufräumarbeiten

oder mit Handlangertätigkeit beschäftigt. Man bewegte sich so langsam wie möglich und versuchte, sich vor der Arbeit zu drücken, wo sich eine Möglichkeit bot. Das Lager war gut organisiert. Eine Gelegenheit, sich wie in Saratow außerhalb der Baustelle bei der Bevölkerung mit Brot zu versorgen, war zu meiner Enttäuschung absolut unmöglich. Einige Wochen arbeitete ich auch im Wolgahafen. Es wurden leichte Hölzer aus dickbauchigen Kähnen ausgeladen, wobei wir selbst beim kleinsten Holzstück mit zwei Mann anpacken mußten. Im Juli und August war die Mückenplage so groß, daß man oft nicht mehr die Augen öffnen konnte. Die Mücken stiegen, je nach Wetterlage, in unvorstellbaren Mengen aus dem Wasser der Wolga und den seichten Nebengewässern auf. Es waren winzige, schwarze Insekten, die nur ganz leicht stachen, und nicht durch den Stich, sondern durch ihre große Anzahl lästig waren. Oft waren die Attacken der Mücken so stark, daß die Arbeit eingestellt werden mußte. --

Die für unser Lager zuständige Banja mit Entlausung lag 2 bis 3 km weit in Richtung Stadt. Der Besuch dort fand natürlich nach Feierabend statt, und wir marschierten in lockeren Fünferreihen mit unseren Wachposten nicht ungern dorthin. Autoverkehr war so gut wie keiner, Privatwagen für die Bevölkerung gab es damals in der Sowjetunion noch keine. Kuibyschew (Samara) war für russische Verhältnisse schon eine größere Stadt und hatte ein ausgedehntes, intaktes Straßennetz.

Auf dem Heimweg war die Stimmung immer besser als sonst im allgemeinen. Man war frisch gewaschen mit warmem Wasser und hatte wieder einigermaßen saubere Klamotten an. Eines Abends auf dem Rückmarsch fragte uns der Chef der Wachmannschaft, ob wir singen könnten und ob wir Lust dazu hätten. Wir wußten, daß die Russen selber viel sangen und eine angeborene Passion für das Singen hatten. Wir einigten uns auf

Lieder, die neutrale, mehr volkstümliche Texte und Melodien hatten und in nichts an Marsch- oder Militärmusik erinnerten. Es kamen dabei Lieder heraus wie „Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein“ oder „Oh du schöner Westerwald“. Als wir einig waren, gab der Russe das Zeichen und wir legten los. Die Zivilisten auf den Bürgersteigen blieben überrascht, verwundert und staunend stehen und horchten zu. Es war das erste Mal, daß seit langer Zeit wieder einmal gemeinsam gesungen wurde. Der Wachhabende hatte seinen Spaß daran und man hatte den Eindruck, daß er sogar stolz auf diese Darbietung war.

Nach der nächsten Banja wurde wieder gesungen, dann war es aber plötzlich aus. Es kam von irgendeiner Stelle zum Einspruch. Vermutlich von Militärs, die im Kriege keine guten Erfahrungen mit den Deutschen gemacht hatten und die Erinnerung daran noch nicht verarbeitet hatten. Die Folge war ein totales Singverbot. Man war der Ansicht, daß es zwei Jahre nach dem für die Sowjetunion so schrecklichen und verlustreichen Krieg nicht zu tolerieren wäre, daß deutsche Kriegsgefangene singend durch die Straßen einer Stadt marschieren. Unser russischer Kommandant wiederum war gekränkt und fühlte sich seinerseits in seinen kulturellen Bemühungen mißverstanden. Er war seiner Zeit, wie die Geschichte dann auch bewiesen hat, schon weit voraus.

Auf dem Wege zur Banja wurden wir meistens links und rechts von Scharen kleiner oder halbwüchsiger Kinder begleitet, für die es ein Gaudium war, uns durch verschiedene Zurufe zu necken, wie das bekannte: „Friiitzy – Friitzy – Friiitzy“, oder mit dem melodischen:

„Nemez - pemez - Kolbassa,
scharena - Kapusta!“

Die Übersetzung lautet ungefähr: „Deutsche gepfefferte Wurst – gebratenes Kraut“, das ist ein Wortspiel oder Spottvers, der

von den Russen auf die Deutschen angewendet wird, und hauptsächlich den Kindern Spaß macht. Sicherlich stammt er aus der Zeit, als deutsche Einwanderer die vielfältigen Methoden zur Herstellung von Wurst nach Rußland mitbrachten.

Es war wieder einer jener milden Sommerabende an der Wolga. Wir befanden uns in jener nun schon zur Routine gewordenen legeren Marschordnung von der Banja auf dem Rückweg zum Lager. Plötzlich sprang, wie aus heiterem Himmel, aus unseren Reihen einer der Kameraden aus der Kolonne, lief zu der vielleicht in 6 m Entfernung vorbeifahrenden Straßenbahn und hielt seinen linken Arm auf die Schiene. Die Hand wurde ihm wie mit einer Schere mit einem glatten Schnitt am Gelenk abgetrennt. Es gab einen Aufschrei. Die Posten liefen zur Unfallstelle, andere bemühten sich, wieder Ordnung in unsere Kolonne zu bringen, und in wenigen Minuten ging es weiter, ohne daß jemand wußte, was eigentlich richtig vorgefallen war. Es war ein jüngerer Mann von 19 oder 20 Jahren und ich kannte ihn nur flüchtig von der Arbeit, wußte aber, daß er aus Dinslaken im Rheinland stammte. Wir rätselten lange über die Gründe dieser Tat. War es bewußte Selbstverstümmelung oder hat er nur für einen Moment aus irgendeinem Grund durchgedreht? Wir bekamen es nicht heraus. Die Posten hielten dicht oder sie wußten es selbst nicht. Man hörte lange nichts mehr von dem Vorfall, bis ich den Kameraden einige Wochen später in der Küche arbeiten sah. Die Wunde war verheilt, er hatte links nur noch einen Stummel, mit dem er nun zusammen mit der verbliebenen rechten Hand Küchenarbeit machen mußte. Solange ich im Lager war, wurde er nicht nach Hause entlassen, was er vielleicht mit dieser Verzweiflungstat bezwecken wollte. Er wurde aber auch nicht bestraft, was wiederum bei erwiesener Selbstverstümmelung durchaus hätte der Fall sein können.

Das Lager Kuibyschew war in der Ausstattung nicht mit der

„Semeljanka“ (Erdunker) von Saratow zu vergleichen. Es waren alles große Schlafbaracken mit einem Küchentrakt und einer „Stolowaja“, was man mit Eßraum übersetzen könnte. Es gab dort Tische und Stühle und einen Schalter für Brot- und Essenausgabe. In Saratow mußten wir die Suppe noch auf den unteren Pritschen sitzend einnehmen. Die Belegung war ca. 1200 Mann. Es gab einen deutschen Lagerkommandanten mit beschränkten Vollmachten, eine ANTIFA-Gruppe sowie eine kleine Künstlertruppe für gelegentliche Veranstaltungen.

Über die in der Sowjetunion erwartete und propagierte klassenlose Gesellschaft, nach Marx und Lenin, waren wir von Anfang an bitter enttäuscht und mußten schnell umlernen. Selbst in den Gefangenenlagern traf man auf die größten sozialen Unterschiede. Die obere Schicht, denen es am besten ging (ich spreche jetzt nur von den Kriegsgefangenen, nicht von den Russen), waren in der Lagerhierarchie die Küchenbullen, die Friseur und Schneider, die Künstler und die ANTIFA. Dann kamen die Facharbeiter, hauptsächlich Handwerker, die in der Sowjetunion als Spezialisten galten. Zu ihnen zählten noch die kräftigen Arbeiter, solange sie die Arbeitsnorm noch erfüllen konnten, sie hießen „Sdorowyj Tschelowek“, oder „Choroschyj Rabotnik“ (Starke Leute - Gute Arbeiter). Nun folgte das riesige Heer der Durchschnittsgefangenen, die den größten Teil der Arbeitskräfte stellten und die Baustellen bevölkerten, so lange, bis sie in die unterste Stufe der Kranken und Dystrophiker abrutschten. Das war das Proletariat der Lager, die Verdammten dieser Erde, mit denen Rußland nicht mehr viel anfangen konnte. Es waren viele Intellektuelle darunter, Kaufleute, Beamte und Studenten, eben Leute, die keine körperliche Arbeit gewöhnt waren. Die traditionelle bürgerliche Rangordnung war also gerade umgekehrt und auf den Kopf gestellt.

In der Schlafbaracke waren die Pritschen so angeordnet, daß in zwei Reihen jeder die Füße nach der Gegenrichtung streckte. An den Kopfbenden war ein Brett, das man als Ablage verwenden konnte. Auf dieses Brett legte ich jeden Abend vor dem Einschlafen meine Brille ab. Eines Morgens fand ich dieselbe nicht mehr und begann herumzuzufragen und zu suchen, aber ohne Erfolg. Am ehesten konnten die Kameraden in der Nähe an die Brille herankommen. Die kannte ich aber alle persönlich und jeder bestätigte, nichts zu wissen und auch nichts bemerkt zu haben. Der Fall war also klar, ich hatte keine Brille mehr. Mit minus 2,5 Dioptrien, die ich damals hatte, konnte man leben, es war aber trotzdem eine große Behinderung, zumal in der Gefangenschaft, wo man auf seine fünf Sinne mehr als anderswo angewiesen war. Brillenträger waren in Rußland selten und die Brillen sehr teuer, sie galten als Statussymbol. Meine Brille konnte also als Wertgegenstand gut als Tauschobjekt verwendet werden. Es hatte sich wie überall nach dem Kriege auch zwischen den Gefangenen und der Zivilbevölkerung in Kuibyschew ein schwarzer Markt herausgebildet, auf dem alles Mögliche verschandelt werden konnte, was einigermaßen brauchbar war. Auch innerhalb des Lagers gab es Tauschgeschäfte, vor allem Tabak gegen Brot. Ein Küchenbulle zum Beispiel, der keinen Hunger hatte, konnte als starker Raucher sein Brot, zum gegenseitigen Nutzen, gegen die Tabakration eines hungrigen Arbeitsfähigen eintauschen.

Der Verlust meiner Brille hatte sich natürlich herumgesprochen. Es wurde bei allen Gelegenheiten alles Mögliche geklaut, eine Brille war aber doch etwas Besonderes und die wenigen Brillenträger waren von da an besonders auf der Hut. Nach wenigen Tagen meldete sich bei mir ein Kamerad mit einer Brille und bot sie mir zum Tausch an, er selbst mußte keine tragen. Es war ein russisches Modell besonderer Art, woher er es hatte, verriet er mir nicht. Die Gläser waren an der Außenseite glatt

wie Fensterglas, die Innenseite war konkav eingeschliffen, man konnte also nur in der Mitte, im Brennpunkt oder Focus, klar sehen. Sobald man die Augen zur Seite drehte, wurde das Bild unscharf. In Deutschland hatte ich so ein Modell noch nie gesehen, es war typisch russische Improvisation. In der Not frißt der Teufel bekanntlich Fliegen, und ich versuchte daher dem Kollegen die Gläser abzuhandeln. Als Bezahlung hatte ich nur meinen Tabak und die Brotration. Wir kamen daher überein, ihm für 4 Wochen meine halbe Brotration abzutreten, da er an Tabak kein Interesse hatte. Ich mußte nun auf das Rauchen verzichten, was mir nicht sonderlich schwer fiel. Meinerseits war ich nun gezwungen, mit meiner Tabakzuteilung irgend etwas Eßbares einzutauschen, um meinen Gesundheitszustand zu erhalten. - Diese Brille erlebte aber, trotz aller Gefahren, mit mir zusammen das Ende der Gefangenschaft. Ich mußte sie mehrmals notdürftig reparieren, und als ich zu Hause ankam, waren die beiden Bügel durch Einbau eines Zündholzes versteift, mit Faden umwickelt und mit Klebstoff gehärtet.

Auf nach Stalingrad

Ende August kam das Gerüchtekarussell wieder zum Laufen: Auflösung des Lagers - Verlegung großer Teile der Besatzung - besonders Optimistische rechneten sogar mit der Entlassung nach Hause. Es ging tagelang von Mund zu Mund und es war wie immer auch etwas im Busch. - Anfang September wurde das Rätsel fast über Nacht teilgelöst. Abends nach der Arbeit: Heraustreten zum Zählappell, Vorlesen von ca. 200 bis 300 Namen und Vatersnamen, Neuformierung der Aufgerufenen, erneutes mehrmaliges Abzählen und dann der Befehl: „Fertigmachen zum Abmarsch morgen früh bei Arbeitsbeginn.“ Natürlich war ich wieder dabei, mein alter Kumpel Günther Böhrs leider nicht. Nun ging das Rätselraten wieder von vorne los, die Optimisten mit der Losung „Nach Hause“ waren dieses Mal in der Mehrzahl. Der Grund war: es waren kaum Facharbeiter oder Handwerker dabei, so daß man daraus schließen konnte, die Russen wollten die weniger Leistungsfähigen abschieben. Es war auch wirklich so - aber leider nicht in die Heimat.

Über meinen Kumpel Günter Böhrs bleibt noch nachzutragen, daß trotz meiner Recherche in der damaligen DDR nach der Rückkehr in die Heimat sowie bei einem erneuten Versuch gegen Ende dieser Aufzeichnungen beim Einwohnermeldeamt in Cottbus, keine positive Nachricht zu erhalten war. Es scheint also gewiß zu sein, daß er nicht mehr aus Rußland zurückgekehrt ist. Für mich besteht aber völlige Klarheit darüber, daß er einen normalen Gefangenentod durch Krankheit oder Unterernährung nicht erlitten haben konnte – da muß etwas anderes vorgefallen sein.

Zu packen war wie immer nicht viel. Am nächsten Morgen trotete der Trauermarsch durch die Stadt in Richtung Wolgahafen. Der Weg war uns aus zahlreichen Arbeitseinsätzen gut bekannt. Im Hafen stand ein großer Wolgadampfer, auf den wir verladen

wurden. Es waren schon Gefangene auf dem Schiff, die aus den weiter nördlich gelegenen Gebieten kamen, auch sie wußten nicht, wohin es als Endstation gehen sollte. Es kam nun wieder von neuem Heimatoptimismus auf, zumal jeder Russe, der dazu Gelegenheit hatte, uns in seiner Gutmütigkeit zurief: „Skoro domoj - Skoro domoj“, was mit Freuden zur Kenntnis genommen wurde. Noch am Vormittag legte das Schiff Richtung Süden ab. Ich sah die Stadt Kuibyschew nun endgültig zum letzten Mal.

Wir fuhren wolgaabwärts an Sysran vorbei und waren am nächsten Tag in Saratow, der Stadt, mit der mich so viele abenteuerliche Erinnerungen verbanden. Am Hafen stand schon wieder ein neuer Trupp Gefangener, der an Bord genommen wurde. Es gab manch unerwartetes Wiedersehen mit alten Leidensgenossen; unser altes Lager in der „Bolschaja Gornaja Uliza“ wurde nämlich bei dieser Gelegenheit ebenfalls aufgelöst und die Restbesatzung kam zu uns aufs Schiff, einem noch unbekanntem Ziel entgegen. Ich traf bekannte Kameraden, mit denen ich schon auf dem Waldkommando zusammen gearbeitet hatte, die aber alle, was Gesundheit und Aussehen betraf, in viel besserem Zustand waren als wir aus Kuibyschew. Die Bewegungsfreiheit im Lager und die Toleranz der Bevölkerung waren in Saratow, so wie ich es erlebt habe, für deutsche Kriegsgefangene eine wirkliche Ausnahme. Ich traf auch wieder meinen Holzfällerkumpel Egon D., der noch bei guter Gesundheit war, aber immer noch unentwegt auf die Russen und die Sowjetunion schimpfte, denen er für ihr System und für ihre Zukunft nichts Erfreuliches voraussagte. Er war bei der Waffen-SS ausgebildet worden und trug die eingprägten Vorurteile wie ein Schutzschild mit sich herum.

Nachdem alles verladen war, ging die Fahrt weiter Richtung Süden. Vielen dämmerte es jetzt auch allmählich, wo die Reise hinging. An großen Städten blieben nun nur noch Stalingrad und Astrachan. Da letzteres keine große Industrie hatte und auch im

Krieg nichts zerstört wurde, kam eigentlich nur noch Stalingrad (heute Wolgograd) in Frage. Daß wir von dort aus nicht in die Heimat entlassen würden, war nicht schwer zu erraten. Es breiteten sich nun wieder Pessimismus, Depression und für manche, je nach Seelenlage, auch Hoffnungslosigkeit aus.

Während der Fahrt war das Wetter schön. Die Verpflegung war auf einem Schiff mit so vielen Leuten an Bord nicht ohne Probleme und für uns natürlich, wie immer, unzureichend - es gab nur Suppe und Trockenbrot. Die Landschaft war einmalig. Es wäre eine Vergnügungsreise gewesen, hätten wir sie nicht in einem schwimmenden Gefängnis erleben müssen. Das rechte Bergufer wurde langsam flacher und man sah auf beiden Seiten die typischen kleinen Dörfer mit den Holzhäusern und die Anlegestellen für den Fährverkehr zwischen den Ortschaften. Auf der linken Seite verlor sich das Wiesenufer in der Ferne und verfloß in der beginnenden, unendlichen Steppe Richtung Kasachstan. Trinkwasser war das einzige, was es genügend gab. Das Wasser der Wolga war damals noch so sauber, daß man nur einen Eimer hinablassen mußte und es ungekocht trinken konnte. An den Anlegestellen standen die Bauersfrauen und boten Feldfrüchte an, hauptsächlich Kürbisse und Melonen. Leider hatten wir weder Geld noch hielt unser Dampfer an diesen Stellen an.

Heute ist auch dieser Teil der Wolga durch den Bau von Stautufen verschandelt und weite Teile des Ufers, das wir damals noch bewunderten, mitsamt einem Teil der schönen Dörfer, in den Fluten verschwunden. Die Wolga, das Herz Rußlands, hat ihre Unschuld verloren. Von dem Wasser würde ich heute auch keines mehr ohne Bedenken trinken. Der Fischbestand ist laut Meldungen der Naturschutzbehörden bedenklich zurückgegangen, ebenfalls die Artenvielfalt. Mit der aus dem Fluß gewonnenen Elektrizität wird dafür - ohne Atomkraftwerke - der größte Teil des zentralrussischen Energiebedarfs abgedeckt.

Eines Morgens Anfang September 1947 gingen wir in Stalingrad an Land. Die Stadt lag am Hochufer der Wolga und erstreckte sich vom Hafen aus unendlich lang nach Norden den Fluß entlang. Sie wurde von drei großen Industriekomplexen beherrscht, von der „Traktorenfabrik“, dem „Roten Oktober“ und der „Roten Barrikade“. Die Traktorenfabrik war fast allen Soldaten aus dem Wehrmachtsbericht bekannt; dort endete der deutsche Vormarsch im Spätjahr 1942 und der Krieg nahm seine entscheidende Wende. Von der Stadt selbst war noch nicht viel zu sehen, es fiel uns aber auf, daß große Teile schon wieder aufgebaut waren.

Nun wurden wir noch im Hafen in verschiedene Gruppen aufgeteilt. Das Zählritual war in vollem Gange und immer wieder wurde umgruppiert und umverteilt; es war uns klar, daß man uns auf verschiedene Lager verteilen wollte. Nach langer Zeit und dauerndem Fluchen und Gezeter der Wachmannschaft setzten sich die einzelnen Abteilungen mit dem bekannten Gefangenen-schritt (langsamer schlurfender Gang, hängender Kopf und eingezogene Schultern, Körper leicht nach vorne gebeugt) Richtung Stadt in Bewegung. Jede Kolonne kam in ein anderes Lager - meine Gruppe in das Lager 5 - in der Nähe des Traktorenwerkes. Das Lager faßte ungefähr 2000 Mann und machte auf mich, was Einrichtung und Sauberkeit anging, den besten Eindruck. Es war mit Altgefangenen schon gut besetzt und wir dienten nur als Auffüllung der durch Krankheiten und Entlassungen entstandenen Lücken. Nach Einweisung in die Baracken und Zuteilung der Pritschen konnte man einen ersten Erkundungsgang durch die Anlage unternehmen.

In einem neuen Lager erkundigt man sich natürlich zuerst nach Landsleuten. Ich wurde schnell fündig und traf zu meiner Überraschung gleich drei Leute aus Baden-Baden. Der erste war Alfred Köbele, Maschinenbaustudent aus der Stephaniestraße, er lebt heute mit seiner Familie in Stuttgart; Der zweite war Erwin

Schell aus Baden-Oos, die Familie betrieb eine Ölmühle in Lichtenau und er verkaufte das Öl bei der Hotellerie in der Stadt Baden-Baden und brachte es nach seiner Rückkehr in seinem Gewerbe zu beträchtlichem Wohlstand. Er ist im Jahre 1996 im Alter von über 80 Jahren verstorben. den Namen des dritten habe ich leider vergessen, er stammte aus Baden-Baden-Lichtental und war bei einem Bücher- und Zeitungskiosk am Leopoldsplatz beschäftigt. Leider war er der Einzige, den ich nach meiner Rückkehr aus den Augen verlor. Das war eine erfreuliche Sache, so weit von der Heimat entfernt und unter diesen extremen Bedingungen am Rande Europas, gleich drei Leute aus der Heimatstadt auf einmal zu treffen. Von zu Hause war mir nur der Mann vom Kiosk vom Sehen her bekannt. Es wurden natürlich reichlich Neuigkeiten ausgetauscht und über gemeinsame Bekannte gesprochen. Alle drei überlebten die Gefangenschaft und wir trafen uns in der Heimat wieder.

Die Besatzung des Lagers arbeitete ausschließlich in der Traktorenfabrik (auf Russisch „Traktornyj Sawod“) oder in den zur Fabrik gehörenden Objekten. - Am nächsten oder in den darauffolgenden Tagen fand die obligatorische Untersuchung mit Selektion der Arbeitsfähigen statt, dann wurden wir in Brigaden eingeteilt und jede Brigade bekam einen Brigadier, und ab ging es zur Arbeit. Der Weg von unserem Lager bis zur Fabrik dauerte im Gefangenschritt ungefähr eine halbe Stunde. Im Werk selbst war für die verschiedenen Brigaden ein russischer Nat-schalnik zuständig, der den Brigadieren die Arbeit zuwies und der die Oberaufsicht hatte. Die Wachsoldaten begleiteten uns nur bis ans Werktor und wieder zurück, sie waren für die richtige Kopfzahl verantwortlich.

Unsere Brigade wurde für die verschiedensten Arbeiten in der Fabrik eingesetzt. In der Hauptsache waren es Tätigkeiten wie Schutt wegräumen, Materialien stapeln, Müll abfahren, Waggons

abladen oder Ausbesserungsarbeiten an Gebäuden. Gut kann ich mich daran erinnern, wie wir die Drehspäne, die an den vielen Drehbänken in einer Fabrikhalle anfielen und durch Luken an der Rückseite der Halle herausgeworfen wurden, in Eisenbahnwaggons verladen mußten. Es arbeiteten immer zwei Mann zusammen. Wir hatten eine Trage, die vorne und hinten zwei Holme hatte und auf russisch „Nosilki“ genannt wurde. Sie war aus einfachem Holz hergestellt und wurde als Arbeitsgerät sicherlich schon beim Bau der Chinesischen Mauer verwendet. Überhaupt wunderten wir uns über die Primitivität der Arbeitsgeräte, die überall in Rußland verwendet wurden. Es war kaum etwas mechanisiert und erforderte daher einen großen Einsatz menschlicher, ungelernter Arbeitskraft. Wir verwendeten für unsere Arbeiten fast überall nur drei einfache Geräte, nämlich: Lom, Lapatka und Nosilki, das hieß: Brechstange, Spaten und Tragegestell, den Schubkarren als viertes hätte ich fast vergessen. - Die Drehspäne waren spiralgig ineinander verflochten und hatten messerscharfe Kanten. Man brauchte gute Handschuhe gegen Verletzungen, und wenn man eine Packung aus der Masse herauszog, dehnten und spannten sie sich wie eine Feder und sprangen mit großer Wucht zurück. Es konnte, wenn man nicht gut aufpaßte, auch zu Schnittverletzungen im Gesicht, besonders der Augen, kommen. Der Vorteil war, es gab keine exakte Arbeitsnorm, so daß wir uns im Schneckentempo bewegen konnten.

Eine weitere Arbeit war das Sortieren und Aufladen eines riesigen Haufens von gehärtetem Isolierteer, der in flüssigem Zustand zum Ausgießen und Abdichten von Fugen diente. Es waren Brocken in allen Größen, die zum Teil noch zusammenklebten und mit der Brechstange auseinandergewuchtet werden mußten. Mit diesen Teerbrocken waren wir mehrere Wochen beschäftigt. – In der Zwischenzeit wurde es mit jedem Tag kälter, und Mitte Oktober erhielten wir wie jedes Jahr, unsere Winterkleidung. Diese wurde nun auch qualitativ besser als in den Wintern zuvor.

Im Lager gab es eine Wäscherei und eine Schneiderei. Ebenfalls gab es eine - für ein Gefangenenlager - recht ordentliche Banja mit Entlausungseinrichtung. Der Befall mit Kleiderläusen war zu dieser Zeit stark zurückgegangen und war, obwohl immer noch zum Teil vorhanden, kein drängendes Problem mehr. Die Russen legten auf die Entlausung den allergrößten Wert; war doch die Laus der Überträger des ansteckenden Fleckfiebers, und sie fürchteten beim Ausbruch einer Epidemie die Übertragung auf die Zivilbevölkerung.

Wir hatten im Lager auch eine ganz ordentliche Kulturgruppe. Es waren Künstler dabei, die sicher auch schon in ihrem Privatleben in diesem Metier aufgetreten waren, unter anderen auch ein Opernsänger. An jedem Wochenende war eine Vorführung mit oft wechselndem Programm, das auch von den russischen Offizieren der Lagerleitung mit ihren Ehefrauen besucht wurde. Zum Teil waren es Musik- oder Gesangsprogramme sowie auch lustige Sketche oder kleine Theaterstücke, oft auch Eigenproduktionen. Die Künstler waren bei den Russen hoch angesehen und schoben als Kriegsgefangene eine ruhige Kugel. Inzwischen war auch der Postverkehr eingespielt, so daß man von Zeit zu Zeit mit einer Antwortkarte aus der Heimat rechnen konnte.

Bis zum Jahresende wurde der Winter immer strenger. Wir hatten Anfang Dezember schon teilweise Temperaturen von minus 15 bis 20 Grad und Schneefall, auch wehte von der östlichen Steppe und von Sibirien ein scharfer Wind. Unsere Schlafbaracken waren etwas tiefer als die Oberfläche im Boden versenkt, so daß nur der halbe Bau sowie das Dach den Boden überragten. Beim Betreten mußte man über eine Treppe hinabsteigen. Das war ein optimaler Schutz gegen die dortigen Witterungsverhältnisse und hatte zur Folge, daß es in den Unterkünften selbst bei strengster Kälte und bei Wind immer angenehm warm war. - Bei den ärztlichen Kommissionierungen hangelte ich mich gerade an der unte-

ren Toleranzgrenze zu OK und Dystrophie entlang und wurde immer den Leichtarbeitern zugeteilt. Jede Reduzierung der Verpflegung oder jede über das Minimum hinausgehende Arbeitsbelastung hätte unweigerlich den Abstieg in die unterste Kategorie bedeutet.

Im November 1947 gab es in der Sowjetunion eine einschneidende Reform, die mit einem Schlag die Lebensverhältnisse neu gestaltete und sich auch auf das Leben der Kriegsgefangenen in erheblicher Weise auswirkte. Die Währung, das heißt der Rubel, wurde im Verhältnis eins zu zehn umgestellt. Zunächst betraf es weder mich noch die anderen, denn anders als in Saratow, wo wir Schwarzhandel betreiben konnten, hatte kaum jemand mehr Bargeld im Besitz. Es wurden aber von nun an die Arbeitsleistungen nicht mehr in der Erhöhung oder Verminderung der Brotration vergütet, sondern je nach Erfüllung der Arbeitsnorm in Rubel ausgezahlt. Von nun an rollte, wie das Sprichwort so schön sagt, der Rubel. Die sozialen Unterschiede unter den Gefangenen wurden dadurch noch mehr als bisher verschärft. Die Facharbeiter und Spezialisten oder auch die von Statur her Kräftigeren konnten die Norm erfüllen oder übererfüllen und hatten nun die Möglichkeit, mit dem verdienten Geld in einer Kantine zusätzliche Lebensmittel, vor allem Brot und Fett, einzukaufen. Manche hatten soviel verdient, daß sie die Suppe im Speiseraum verschenkten, weil sie ihnen zu mickrig war, und jeder war froh, wenn er einen solchen freigiebigen Kumpel hatte. Ein kurioser Zustand im Lande der klassenlosen Gesellschaft: die einen wurden immer kräftiger, die anderen immer schwächer. Für mich brachte die Neuerung kaum einen Vorteil, mit der Erstellung von Bilanzen oder mit kaufmännischem Rechnen war in Rußland kein Geld zu verdienen.

Meine Brigade, die mit allgemeinen Arbeiten, man kann auch sagen Hilfsarbeiten, beauftragt war, wurde natürlich schlecht bezahlt. Eine Norm konnte kaum festgelegt werden, und so han-

delte unser Brigadier mit dem Natschalnik den Lohn für die ganze Mannschaft in zähem Argumentieren aus, wie man es heute bei Tarifverhandlungen erlebt. Es war jedesmal ein Feilschen hin und her und es hing viel vom persönlichen Verhältnis zum Natschalnik oder von seinem Wohlwollen oder seiner momentanen Laune ab, was dabei herauskam. Schlimmer war es dann in der Gruppe selbst. Der Brigadier verteilte das Geld nach der Arbeitsleistung eines jeden einzelnen, was mit erheblichen Streitigkeiten verbunden war. Jeder behauptete, am meisten und am schwersten gearbeitet zu haben. Ich selbst konnte da nicht viel mitreden, wußte ich doch, daß ich wegen übermäßiger Arbeitsleistung in Rußland keinen Orden verdient hätte. Meistens erhielt ich einige Rubel als Ehrensold, mit denen ich in der Kantine eine Kleinigkeit kaufen konnte.

Das schlimmste für mich war, innerhalb der großen Werkshallen arbeiten zu müssen. Das war die Hölle. Noch nie in meinem Leben hatte ich so etwas gesehen, zumal bei uns in Mittelbaden keine Großindustrie angesiedelt war, und ins Ruhrgebiet bin ich nie gekommen. In der Halle war es wohl, im Gegensatz zu draußen, angenehm warm, aber es war staubig, rußig, halbdunkel, nur durch das glühende Eisen und die brennenden Essen notdürftig erleuchtet, und es herrschte ein unvorstellbarer Lärm. Die Arbeiter bewegten sich schemenhaft im Halbdunkeln hin und her, in der Nähe der Feuerstellen blitzlichtartig, rötlich aufleuchtend und dann wieder wie Gespenster im Dunkeln verschwindend. Einige arbeiteten an riesigen Pressen, die mit einem Höllenkrach ihre schweren Stempel auf glühende Eisenbarren niedersausen ließen, daß die Funken stoben. Die Barren mußten umgeformt und plattgedrückt werden. Ich vermied es, auch nur in die Nähe von solch einem feuerspeienden, giftige Dämpfe ausstoßenden Ungeheuer zu kommen. Es arbeiteten dort auch nur spezialisierte russische Facharbeiter mit Schutzanzügen, sicher aber auch auf Kosten ihrer Ge-

sundheit. Die Halle hatte den Vorteil, daß man sich gut im Halbdunkel unter den hin und her hastenden Arbeitern verdrücken konnte. Man konnte als „Wojnaplennyj“ nicht sofort erkannt werden. Am besten war es in der großen Latrine, in der immer ein reger Betrieb herrschte. Die Luft in der Werkshalle war staubig und trocken, so daß entsprechend viel Wasser getrunken wurde, was wiederum den Drang zur Latrine förderte. Man fand dort auch Trinkwasser für den eigenen Bedarf und konnte ab und zu einen russischen Arbeiter um eine Zigarette anhauen, was kaum abgelehnt wurde. „Sakurit jest?“ war die Frage, „Da da jest!“ war die Antwort. Man nahm den Tabak oder die Zigarette. „Bolschoj spasi-bo“ - „Vielen Dank!“ und die Sache war gelaufen.

Die Wachposten gingen nicht mit in das Werk. Für die Gefangenen waren der Brigadier und der russische Natschalnik verantwortlich. Es konnte auch keiner entfliehen, bei dieser Witterung und bei der Entfernung von einigen Tausend Kilometern von der Heimat war man am besten im Lager aufgehoben. Die Arbeit war für die Russen wie auch für die Gefangenen nachmittags um 5 Uhr beendet. Um diese Zeit brüllte hoch oben auf dem Dach der größten Werkshalle eine fürchterliche Sirene ungefähr eine Minute lang. Nicht nur, daß sie schrillte und brüllte, sie stieß auch noch zusätzlich eine Dampfwolke aus, die bis in unser Lager sichtbar war. Wir nannten sie „Den Löwen von Stalingrad“. Der Ton ging einem durch Mark und Bein und klingt mir heute noch in den Ohren, und ich erschrecke, wenn ich auch nur etwas Ähnliches höre. In den Nachmittagsstunden wurde auch immer weniger und immer langsamer gearbeitet, jeder wartete auf den „Löwen“, zeigte doch sein schreckliches Brüllen auch das Ende eines langen Arbeitstages an. - An unserem Eingangstor, es war der Haupteingang, fanden bis zur Kapitulation der deutschen Truppen schreckliche Kämpfe statt, es gelang den Deutschen aber nicht, das Traktorenwerk in seiner Gesamtheit einzunehmen. An diesem Tor war

eine Mahntafel aus Metall angebracht, an der wir jeden Tag vorbeizogen, mit folgendem Inhalt: „An dieser Stelle wurde der heimtückische Überfall der faschistischen Horden von der ruhmreichen Roten Armee - unter Führung des Generalissimus Stalin - zum Halten gebracht, und es begann deren Vertreibung und die totale Vernichtung, bis zum siegreichen Einmarsch in Berlin.“

Der Text des Schildes war natürlich in russischer Sprache, aber jeder von uns, der täglich daran vorbeiging, kannte den Inhalt. Er bot Gelegenheit zur Rückbesinnung und zum Überdenken der verflochtenen Jahre und über den Sinn oder Unsinn des letzten Krieges und seiner Opfer. Es war für uns erstaunlich, daß wir von seiten der Russen keine Aversionen, keine Haß- oder Rachegefühle erlebten. Wenige Ausnahmen gab es nur bei einer zu vernachlässigenden Minderheit von Jugendlichen, die den Krieg nicht mitgemacht hatten und sich verhielten wie heute auch bei uns kleine Gruppen von Links- oder Rechtsradikalen. Es gab auch da und dort Gehässigkeiten im Wodkaausch, die richteten sich aber auch genauso gegen die eigenen Landsleute. - Die Todesfälle waren in diesem dritten Winter nun zur Ausnahme geworden, kamen aber immer noch vor. Krankheiten, Depressionen und die nie ganz erfolgte Erholung von den Strapazen der vergangenen Kriegsjahre forderten nun nachträglich noch ihren Tribut. Wir erlebten diese Fälle aber nun nicht mehr unmittelbar wie in der Vergangenheit. Wer schwer krank war, kam ins Lazarett, und wenn er dort starb, merkten es nur noch seine Kameraden aus der Gruppe oder der Brigade.

Das Jahr näherte sich nun so langsam seinem Ende. Für uns war der Jahresabschluß mehr an Weihnachten orientiert, für die Russen war der Feiertag mehr das weltliche Neujahrsfest. Das hing mit der antireligiösen Ausrichtung des Lebens im Kommunismus zusammen, der die christlichen Feiertage abgeschafft hatte. Wir hatten also an Weihnachten keinen freien Tag und nutzten daher den

folgenden Sonntag als eine Art Ersatz. Es war aber auch an diesem Tage von einer besonderen Feststimmung nicht viel zu bemerken. Ich saß mit meinen drei Landsleuten zusammen und wir diskutierten. Hauptthema waren das Essen sowie die Chancen der Entlassung in die Heimat, angeheizt durch die Tatsache, daß in den vergangenen zwei Monaten schon einige Entlassungen im Lager stattgefunden hatten. Einen vierten Mann aus unserer Heimat möchte ich noch erwähnen. Es war Bernhard März aus Bühlertal-Büchelbach. Er arbeitete in der Küche und steckte mir oftmals, wenn es niemand beobachten konnte, ein Kanten Brot in die Tasche. Vor dem Kriege war er Chefkoch im Kurhaus Herrenwies, an der Schwarzwaldhochstraße, wo ich ihn auch nach seiner Entlassung wieder getroffen habe. - Unser Musikerteam ging am frühen Morgen, wie schon im vergangenen Jahr in Kuibyschew, durch die Baracken und versuchte durch Spielen von Weihnachtslieder sowie durch Gesang, die Illusion einer deutschen Weihnacht zu erzeugen. Daß es für mich die letzte Weihnacht in russischer Gefangenschaft war, wußte ich nicht, wünschte es aber insgeheim sehnlichst herbei.

Anfang März gab es wieder unerwartete Einschnitte. Mein Landsmann Alfred Köbele wurde plötzlich in die Heimat entlassen, und ich selbst kam nach der Gesundheitskontrolle für acht Wochen wegen Mangelernährung in die OK-Baracke. Es war kein Speck mehr auf den klapprigen Knochen, der für leichte Arbeiten ausgereicht hätte. Köbele wurde mit allen guten Wünschen und mit vielen Aufträgen für alle unsere Angehörigen in der Heimat gemeinsam verabschiedet. - Ich zog nun in die Ruhebaracke ein. Das kam mir gerade recht, ich sah wohl äußerlich aus wie der Sensenmann, fühlte mich jedoch sawohl und war geistig vollkommen auf Draht. Diese Ruhepause bei der noch lausigen Witterung empfand ich als ein wohlverdientes Geschenk der kommunistischen Ersatzgötter.

In der OK-Baracke verbrachten wir die Zeit in der Hauptsache mit Warten von der einen Essensausgabe zur anderen. Wir spielten auch Schach und führten endlose Debatten über alle möglichen und unmöglichen Probleme des Lebens und der Menschheit. Mit politischen Äußerungen mußte man sehr vorsichtig sein und sich zurückhalten, es war auch unter den Gefangenen mit Spitzeln und Zuträgern zu rechnen. Wir organisierten eine Vortragsreihe mit Leuten, die durch ihren Beruf oder ihren Lebenslauf besondere Kenntnisse erworben hatten. So lernte ich einen Margarinefabrikanten aus Hamburg kennen, der Vorträge über die Herstellung von Margarine und über die Verwendung von Walfischfleisch und Walfett hielt und uns die gesundheitlichen Vorteile und Qualitäten von Margarine überzeugend darstellte. Leider fehlte uns in der OK-Baracke dieselbe, wir hatten nur trockenes Brot, belegt mit „Daumen und Zeigefinger“, und mußten uns den Aufstrich dazu im Geiste vorstellen. Er erzählte uns von Blindversuchen bei Festessen, die er als Werbeveranstaltung organisierte und bei denen es Walfleisch und Rindfleisch gab und die Leute am Ende keinen Unterschied feststellen konnten. Im Anschluß daran begann dann das Raten, wer nun Rind- und wer Walfleisch gegessen hatte. Zum Schluß lud er uns alle ein, nach der Gefangenschaft zu ihm nach Hamburg zu kommen, dort könnten wir Walfleisch jede Menge bei ihm essen. Bei einem solchen Angebot sahen wir nur noch ungeduldiger der Heimreise entgegen; ich muß aber leider gestehen, daß ich seit meiner Rückkehr nie in Hamburg war und auch zu Hause keine rechte Lust auf Margarine oder Walfleisch hatte.

Da ich meine kaufmännische Lehre in der Milchzentrale in Baden-Baden absolvierte und wir dort auch Käse und Butter selbst herstellten, hielt ich einen Vortrag über deren Fabrikation. Alle Vorträge, die mit Essen oder Lebensmitteln zu tun hatten, waren immer überbelegt und man rangelte um die besten Plätze. Man spürte förmlich, wie den Zuhörern das Wasser im Munde

zusammenlief, und jeder nahm sich vor, zu Hause auch viel Butter und Käse zu essen. Bei der Diskussion meldete der Hamburger aber Einspruch an, mit der Begründung, seine Margarine sei aber mindestens genauso gut und gesund wie die echte Butter. Das Cholesterin war damals noch nicht allgemein bekannt und von Fettablagerungen in den Arterien waren wir in der Gefangenschaft nicht geplagt. Am Schluß gab es immer viel Beifall, gingen doch diese Vorträge direkt durch den Magen. Es kamen noch Bäcker und Metzger sowie Landwirte zu Wort, alles das zählte zum Thema eins in der Gefangenschaft. Als Lektüre hatten wir nur die Gefangenenzeitung „Neues Deutschland“ mit wenig Informationsgehalt.

Über Banja und Entlausung, Rasieren und Haareschneiden habe ich schon in einigen Abschnitten berichtet. Nun kommt ein Problem, das mindestens genauso wichtig ist wie die Nahrungsaufnahme. Es handelt sich nämlich um die Entleerung von Magen und Darm, also um die Latrinen. Die ersten Erfahrungen auf dem Transport mit dem Trichter durch die Wand des Waggons, die Massenkackerei auf dem Bahndamm und zwischen den Zügen beim Halten auf der Strecke sind auch schon abgehandelt. In Saratow hatten wir einen Brettverschluss mit einem sogenannten Donnerbalken. Das war ein durchgehender Balken, auf den man sich setzen konnte wie die Schwalben auf den Telefondrähten, und die Fäkalien fielen in die dahinterliegende Grube. Wichtigster Punkt: man durfte das Gleichgewicht nicht verlieren. Bei milder Temperatur und genügender Zeit war Unterhaltung möglich. Es wurde von Zeit zu Zeit, je nach Witterung, Chlorkalk gestreut.

Die Situation im Walde von Sysran-Pensa habe ich auch schon einmal beschrieben. Dort ging alles, nicht weit von der Unterkunft entfernt, auf einen Haufen, der sofort gefror und dessen Schicksal bei beginnendem Tauwetter nicht wieder bis in alle Einzelheiten geschildert werden soll. Dort verhielten wir uns wie die Karnickel

in freier Wildbahn, die ihre Bohnen nicht willkürlich im Gelände zerstreuen, sondern immer wieder an denselben Platz zurückkehren. Bei ihnen ist dieses Verhalten nicht wie bei uns durch den klirrenden Frost, sondern durch den Instinkt gesteuert. - Anders war es in Stalingrad. Unsere Latrine war eine geschlossene, längliche Holzkonstruktion mit einem Fußboden, in den nebeneinander Löcher eingesägt waren, die über einer darunterliegenden Grube lagen. Es war sozusagen ein Steh- oder Hockklosett ohne Balken, in dem man, außer vor der Kälte im Winter, vor den Unbilden der Witterung weitgehend geschützt war. Durch diese Kälte, wir hatten in diesem Winter Temperaturen bis zu minus 25 Grad, gefroren natürlich die herabfallenden Materialien unverzüglich an und es bildete sich ein Kegel, der aussah wie ein Pilz oder besser gesagt wie ein umgekehrt nach oben wachsender dicker Tropfstein. Hatte diese bräunliche Säule nun den oberen Lochrand erreicht, mußte sie vom Lagerinnendienst mit einer Stange umgestoßen werden, sonst wäre sie aus dem Abtrittloch herausgewachsen und dieser Platz wäre unbrauchbar geworden. So lagen in der Latrinengrube nun in anwachsender Zahl diese Säulen kreuz und quer, über- und nebeneinander wie umgestürzte Bäume nach einem Wirbelsturm, bis sie dann im Frühjahr dahinschmolzen wie Gletscher nach einem Föhneinbruch. Diese Art von Latrinen fanden wir auch zwischen den Wohnblocks in russischen Vorstädten für die Zivilbevölkerung, vermutlich als Notlösung, weil durch die strengen Winter oft die Wasserleitungen einfroren und die Heizungen ausfielen. Die Russen hingen, was die Qualität dieser Installationen betraf, weit hinter dem westlichen Standard zurück. - Ich erzähle diese Einzelheiten, weil sie zum Gefangenendasein dazugehörten und in ihrer Einmaligkeit einen bleibenden Eindruck hinterließen.

Am Ende meiner OK-Zeit, es war Anfang Mai, kam ich für einige Tage in die Lagerwäscherei. - Ich muß noch erwähnen, daß es in dieser Ruhe- und Erholungszeit am Mittag anstelle von

Suppe einen Kascha gab, auch gab es größere Brotrationen. Die sowjetischen Ernährungsspezialisten machten es wie im Märchen von „Hänsel und Gretel“, zuerst wurde man gemästet und dann wieder verbraten. - Diese Wäscherei war ein vorsintflutliches Modell, die reinste Hexenküche. Es wurde nur die Unterwäsche gewaschen. Alles war voller Dampf und Gestank nach einem undefinierbaren Waschmittel. Wir mußten die nasse Wäsche zum Teil noch mit Holzstangen aus der Brühe ziehen und in eine Schleuder geben. Dann kam sie in einen Trockenraum mit Warmluft. Es waren mehrere Innendienstler in der Waschanstalt tätig, und wir machten lange Pausen, um wieder Luft zu schnappen und uns zu erholen. Das war auch erlaubt, es war keine Aufsicht da, die aufs Tempo drückte. Mein Arbeitskollege war Prof. Dr. Hall von der Universität Marburg, er war Theologe. So habe ich es noch in Erinnerung. Was die Universität betrifft, kann aber eine kleine Abweichung möglich sein. In den Pausen unterhielt ich mich mit ihm über alle möglichen Fragen: Vom Sinn des Lebens und der Gefangenschaft - über seine Vorstellungen von Gott und dem Tod, der uns ja nun schon seit über drei Jahren aufs Engste vertraut war.

Die Erklärung des Begriffes Gott, oder die Existenz Gottes, sei mit Worten schwer zu erklären, belehrte mich der Professor, dazu sei die menschliche Sprache zu mangelhaft, zumal der Glaube eine Rolle spiele, und der sei auch schwer zu definieren. Der Glaube sei nun einmal bei manchen Menschen vorhanden und bei anderen nicht. Das Phänomen Gott versuchte er mir an einem Beispiel zu beschreiben: Ich solle mir eine Plattwanze vorstellen, die aufgrund ihrer Anatomie eben vollkommen platt sei und daher auch nur in zwei Dimensionen denken könne. Die Existenz einer dritten Dimension ist für sie also vollkommen unvorstellbar. Wir Menschen aber sind in der Lage, in drei Dimensionen zu denken und uns diese auch räumlich vorzustellen. Wir können also diese Wanze

sehen und beschreiben und an ihrem Vorhandensein besteht für uns daher kein Zweifel. So würde es in der Schöpfung hinter den für den Menschen begreifbaren Dingen eine vierte Dimension geben, die für uns so undenkbar ist wie für die Plattwanze die dritte. Diese vierte Dimension sei die Existenz Gottes. Diese Dimension ist dem Menschen nur über den Glauben zugänglich. Die Plattwanze kann die dritte Dimension nicht erreichen, da sie zum Glauben von Natur aus nicht fähig sei. Gott wirkt auf uns aber aus seiner vierten Dimension, ohne daß wir Einfluß darauf haben oder es bemerken können, so wie wir die Plattwanze erkennen und Einfluß auf sie zu nehmen in der Lage sind, ohne daß sie von unserer Existenz etwas begreifen kann. - Soweit der theologische Lehrsatz des Prof. Dr. Hall, verkündet in der Wäscherei des Gefangenenlagers Nr. 5 in Stalingrad an der Wolga im Mai 1948.

Von Zeit zu Zeit fanden im Lager politische Vorträge statt. Sie wurden von der ANTIFA-Gruppe organisiert, und es sprach auch meist ein Agitator, der aus dieser Richtung kam. Man wollte uns die Vorzüge und die wissenschaftliche Begründung des Marxismus-Leninismus und seine geschichtliche Überlegenheit und Zwangsläufigkeit über alle anderen Systeme in der Welt vermitteln. Nach diesen Vorträgen wurde zur Diskussion aufgerufen. Da meldete sich regelmäßig der Professor und er wurde auch zugelassen. Seine Worte kann ich heute noch dem Sinne nach wiederholen. Er sprach: Ich stehe auf der Grundlage der „Christlichen Abendländischen Tradition“ und kann das eben Verkündete in keiner Weise akzeptieren. Meine Weltsicht ist eine total andere und fußt auf anderen Moralvorstellungen - und so weiter. Man ließ ihn eine Weile weiterreden, dann wurde er gestoppt. Nun war Leben in der Bude, die ANTIFA schaute betreten im Auditorium herum und versuchte, den Schaden wiedergutzumachen. Alle waren über seinen Mut erstaunt, konnten aber aus Gründen der Vorsicht keinen Beifall erkennen lassen. Die erhoffte baldige Heimkehr war wich-

tiger als der Streit der Weltanschauungen. Abschließend muß ich noch sagen, daß dem Professor nie etwas geschehen ist. Vielleicht betrachteten sie ihn als einen unbelehrbaren alten Narren; man ließ ihn, wie mir die Stammlagerinsassen berichteten, immer wieder in die Opposition gehen. Allerdings wurde er in die Wäscherei verbannt, wo er weiter keinen Schaden anrichten konnte. Vielleicht sollte er dort weichgekocht werden. Wie ich hörte, hatte er auch schon mit den Nazis seinen Ärger, daher brachte er es auch beim Militär zu keinem höheren Dienstgrad. Der Professor war von schwächlicher Gestalt und für schwere Arbeiten nicht geeignet. Ich bezweifle, daß er die Gefangenschaft überlebt hat. Meine Erkundigungen nach der Heimkehr führten zu keinem Ergebnis.

Mein Intermezzo in der Wäscherei dauerte höchstens zwei Wochen, da passierte schon die nächste Sensation. Es wurde wieder ein Außenkommando aufgestellt, und wie durch ein Naturgesetz war ich auch dieses Mal wieder dabei. Genau wie in den vorhergehenden Fällen versuchte die Lagerleitung, die nicht leistungsstarken Arbeitskräfte abzuschieben. Das Lager wurde von der Fabrik für die geleistete Arbeit der Gefangenen bezahlt und mußte aus diesen Geldern den Unterhalt für das Lager bestreiten. Es lag daher in ihrem Interesse, möglichst viele gute Arbeiter, welche die vorgeschriebene Norm erfüllen oder übererfüllen konnten, für die Arbeit in der Fabrik abzustellen, daher auch die Tendenz, die „Blocha Rabotnik“ (schlechten Arbeiter) auf Außenkommandos abzuschieben. Jetzt wußten wir aber aufgrund der Vorbereitungen, wo es hinging - nämlich auf die betriebseigene Kolchose zwischen Don und Wolga - am großen Donbogen zwischen Stalingrad und Kalatsch. Das war ein ehemaliges Schlachtfeld, auf dem die heftigsten Kämpfe um die Festung Stalingrad stattfanden, und wir konnten dort, obwohl bereits fünf Jahre vergangen waren, noch grausige Funde machen.

Auf der Kolchose

Nach meiner Tätigkeit als Bauarbeiter, Holzhacker, Steinbruchbergmann, Abfallentsorger, Schiffsentlader, Kalklöcher mußte ich mich nun mit den Besonderheiten der Landwirtschaft vertraut machen. Wir wurden mit Lastwagen an den Einsatzort transportiert und kamen dort in ein Zeltlager, das vom Militär errichtet worden war und vermutlich im Winter wieder abgebaut wurde, da die Feldarbeit eine Saisonarbeit war. Heute befindet sich dort der Don-Wolga-Kanal, der die beiden Flüsse verbindet, aber zu unserer Zeit noch nicht existierte. Das Leben in den Zelten war zu ertragen, das Wetter war zu dieser Jahreszeit recht angenehm und man hatte immer frische und gute Luft. - Die Hauptplage waren aber die Flöhe. - Während des Krieges hatte ich schon manche Plagegeister erlebt: Kleiderläuse, Filzläuse, Kopfläuse, Wanzen, Kakerlaken, die Krätze sowie den normalen Menschenfloh. So etwas wie in diesem Zeltlager schlug aber alle Rekorde. Das hatte ich noch nie erlebt. Die Flöhe traten zu Tausenden auf; sie steckten hauptsächlich in den groben Militärdecken, die wir für die Nacht bekamen. Es muß eine Art Sandfloh gewesen sein, wie sie in den Wüstengebieten bei den Beduinen vorkamen. Ich erinnerte mich wieder an „Karl May“, in dessen Schriften sich die Wüstenbewohner mit dem Gruß zur Ruhe begaben: „Ich wünsche dir eine Nacht ohne Sandflöhe.“ Wir versuchten sie in dem Filz der Decken zu knacken, aber vergeblich, es waren zu viele in allen Größen. Das einzig Günstige daran war, daß sie nicht so oft stachen und daß der Biß sich nicht so stark entzündete wie beim normalen Floh. Trotzdem hatte ich - wie einen breiten Gürtel - um den Bauch ein breites, rotes, entzündliches, juckendes Band. Die gute Laune war dadurch stark beeinträchtigt, zumal die Verpflegung, wie wir es eigentlich auf der Kolchose

nicht erwartet hatten, noch mehr als mangelhaft war. Das Essen bekamen wir aus einer Feldküche, und ich hatte auch hier den Eindruck, daß ein Teil der uns zustehenden hochwertigen Produkte wie Zucker, Fett und Fisch in unkontrollierbaren Seitenkanälen verschwand.

Die Feldarbeit bestand im Setzen von Kohlstecklingen, im Einbringen von Melonen- und Kürbiskernen sowie im Setzen von Kartoffeln; alles Arbeiten, die auf freiem Felde, teils in der glühenden Sonne, durchgeführt werden mußten.

Es ist für heutige Verhältnisse unvorstellbar, daß die gesamten Arbeiten auf der Kolchose mit einfachen Werkzeugen und mit der Hand ausgeführt wurden. Zum Krautsetzen wurden mit dem Spaten Hügelreihen wie bei unseren Spargelbeeten angelegt, dann wurde mit einem Setzeisen ein Loch gestochen und der Krautsetzling eingepflanzt, festgedrückt und gleich mit Wasser angegossen. Es gab eine festgesetzte Stückzahl pro Mann und Tag als zu erfüllende Norm. - Das dauerte so lange, bis das für Kraut vorgesehene Gelände bepflanzt war. Nun kamen die Melonen und die Kürbisse dran. Kraut hieß auf Russisch „Kapusta“ und Kürbis hieß „Tyckwa“. Diese beiden Pflanzen wurden mit Körnern aufgezogen. Jeder von uns erhielt einen einseitig geöffneten Sack mit Samenkörnern umgehängt, so wie man es von alten Bildern aus der Zeit, als die Landwirtschaft noch nicht mechanisiert war - wie zum Beispiel dem „Sämann“ -, kennt. Wir wurden als Brigade in einer Reihe aufgestellt, dann ertönte ein Kommando; man mußte sich bücken und mit der Setzkelle ein längliches Loch aufkratzen, die Körner hineinlegen, mit der Hand oder der Kelle wieder zudecken und sich aufrichten. Dann ging es zwei oder drei Schritte nach vorn, eine kurze Pause, und das Kommando zum Pflanzen ertönte von neuem. Die Brigade machte also bei jedem Befehl einen Sprung nach vorn wie bei der Echternacher Springprozession, nur mit dem Unterschied,

daß man nicht mehr rückwärts durfte. Das Tempo dieser Prozedur bestimmte der Natschalnik; es richtete sich nach der Größe des Feldes, das an einem Tag bepflanzt werden mußte. Er hatte das aus Erfahrung im Griff. Es war so eingeteilt, daß wir auch oft eine Pause einlegen konnten. Mittags kam der Wagen mit der Suppe auf das Feld, dann ging es weiter bis zum Feierabend gegen 17 Uhr, wobei das Tempo immer langsamer und langsamer wurde.

Das Kartoffelsetzen ging genauso umständlich und steinzeitlich vonstatten wie der gesamte andere Betrieb. Wir bekamen wiederum einen Sack um die Schultern, diesmal nur etwas größer, gefüllt mit Saatkartoffeln. Wir bewegten uns auch, genau wie bei den Kürbissen, als Brigade in einer Reihe. Der Boden wurde gehäufelt und dann mit der Hand und mit dem Spaten die Kartoffeln eingepflanzt. Als Norm mußte auch hier wieder eine bestimmte, vorher von Agrarspezialisten ausgerechnete Menge Kartoffeln pro Arbeitstag eingebracht werden. Das war eine für das sowjetische planwirtschaftliche System, auch in der Landwirtschaft, typische Methode, zur Festlegung der menschlichen Leistungsfähigkeit.. Lange vor Feierabend war unser Natschalnik meistens schon verschwunden. Wenn wir nun das Signal zum Arbeitsschluß hörten, oder kurz vorher, vergrub jede Brigade die noch verbliebenen Saatkartoffeln in einem oberflächlich ausgebuddelten Loch. - Da scheint sich nun ein Widerspruch aufzutun, den ich gleich ausräumen will. - Bei der mangelhaften Verpflegung wäre es doch nur logisch und vernünftig gewesen, die übrigen Kartoffeln mit ins Lager zu nehmen und dort als Zusatzverpflegung zu kochen oder zu rösten. Das war aber streng verboten, und wir wurden vor dem Heimmarsch von den Posten genauestens gefilzt. Laut Plan mußten die Kartoffeln in den Boden, egal auf welche Art und Weise, was natürlich zu den oben geschilderten Mißbräuchen

führen mußte. Mir war klar, daß ein solches Wirtschaften auf die Dauer zu keinem Erfolg führen konnte, und ich wunderte mich immer wieder, daß die Russen von der wissenschaftlichen Richtigkeit ihres Dogmas vollkommen überzeugt waren.

Beim Stechen und Umgraben stießen wir von Zeit zu Zeit auf Überreste der verflorenen Kämpfe. Manchmal waren es Gegenstände wie Gasmasken oder Waffen. Oft kamen auch Skeletteile und Totenköpfe von Gefallenen ans Tageslicht, auch Teile aus Leder, die noch gut erhalten waren. Wir fanden auch Pferdeknochen und Holzteile von Wagen oder von Schützenlöchern, die dicht unter der Oberfläche lagen. Das Gelände war nach den Kämpfen schnell wieder eingeebnet worden und der kriegsnotwendigen Landwirtschaft zugeführt worden. Durch den luftdurchlässigen sandigen Boden waren die Leichenteile schnell verwest, so daß nur noch die Knochen erhalten blieben. Nun hatten wir Gelegenheit, der sinnlos gefallenen Kameraden zu gedenken und froh darüber zu sein, wenn auch in Gefangenschaft, so doch am Leben geblieben zu sein. Die Knochen wurden etwas tiefer gelegt und wieder zugescharrt.

Als wir einige Wochen später zum Unkrautjäten wieder an die Kartoffelfelder kamen, konnte man genau sehen, an welcher Stelle bei Feierabend die Restkartoffeln verbuddelt wurden. An diesen Grabstellen wuchsen die Kartoffelschößlinge dicht an dicht wie Brennesseln mit dünnen Stengeln aus dem Boden und sahen aus wie eine niedrige Hecke. Kein Mensch kümmerte sich darum, es gab einfach keinen Verantwortlichen, niemanden, der sich geschädigt fühlte. - Das Gelände zwischen Don und Wolga war fast eben, an manchen Stellen leicht hügelig gewellt, und wo es nicht landwirtschaftlich genutzt wurde, mit Gras bewachsen. Es gab an den tieferliegenden Stellen auch Tümpel, die von der Schneeschmelze oder vom Frühjahrshochwasser gespeist wurden. In diesen Tümpeln wimmelte es von

Fröschen, die dort am Laichen waren. Wenn der Rückweg günstig lag, gingen wir am Rande dieser Tümpel auf Froschjagd. Man schlug die Frösche mit einem Stecken tot und füllte damit das Kochgeschirr oder den Brotbeutel. Die Frösche waren größer als der bei uns vorkommende Grüne Wasserfrosch. Es wurde behauptet, es wären Sibirische Ochsenfrösche. Das Fangen der Frösche wurde von den Wachposten toleriert und auch die Lagerleitung hatte nichts dagegen einzuwenden. Im Lager wurden die Frösche dann ausgenommen und die Haut abgezogen. Die Lebern wurden entnommen und separat gekocht, sie ergaben ein wohlschmeckendes gelbliches Fett, 20 Lebern erbrachten einen Trinkbecher voll reines Fett. Die Frösche wurden in Salzwasser gekocht und die Knöchelchen abgenagt, aber nicht nur die Schenkel, sondern der ganze Frosch.

Der Rückweg von den Feldern erfolgte nie in einer geschlossenen Gruppe. Zum Teil machten die Brigaden unterschiedlich Feierabend, zum anderen lagen die Arbeitsstellen selten nah zusammen. Wir gingen oft einzeln oder in lockerer Gesellschaft ohne Posten: der Zählappell im Lager erfolgte, wenn alle zurück waren. So kam es, daß ich beim Rückweg auf einem der flachen Hügel einen Schäfer mit seiner Herde ziehen sah. Ich näherte mich langsam der Herde, ohne dabei aufzufallen oder beachtet zu werden. In meiner Phantasie tauchte beim Erscheinen der Herde sofort der Gedanke „Milch“ auf. Der Schäfer ließ mich ruhig herankommen, und als ihn erreicht hatte, grüßte ich und fragte, ob er etwas zu trinken hätte, machte auch gleichzeitig mit der Hand die Geste des Trinkens. Ohne eine Sekunde zu zögern, löste er seine an einem Gürtel hängende Lederflasche und gab sie mir in die Hand. Ich setzte sie an den Mund und trank sie ohne abzusetzen aus. Es war frische Schafsmilch.

Ich bedankte mich bei dem Schäfer mit allen mir zur Verfügung stehenden russischen Ausdrücken und rannte zurück, um

den Anschluß nicht zu verpassen. - Das waren Ereignisse, die man nie im Leben vergißt und die ich so oder ähnlich öfters in der Gefangenschaft erleben konnte. Dazu fiel mir das Wort eines russischen Dichters ein, an dessen Name ich mich nicht mehr erinnern konnte:

Du bist arm und reich
Grausam und barmherzig zugleich
Mütterchen Rußland.

Erst beim Schreiben dieses Buches habe ich erfahren, daß es aus dem Gedicht „Rußland“ von N. A. Negrassow stammt. Es handelt sich hier um eine freie Übersetzung ins Deutsche, die mir bekannt war, deren Text aber vom russischen Original etwas abweicht.

Die von der Kolchose erwirtschafteten Produkte gingen ausschließlich in das Traktorenwerk. Dort wurden sie in der Gemeinschaftsküche verarbeitet oder auch bei Überschüssen an die Belegschaft verkauft. Der Handel, der in der freien Wirtschaft für den Transport, für die Lagerung und für die Kontrolle der Qualität zuständig war, wurde somit ausgeschaltet. Man glaubte, auf diese Weise ökonomischer zu produzieren. Das war aber eine Fehlrechnung. Da auf dem Wege bis zum Endverbraucher niemand Eigentümer mit einem finanziellen Interesse an den Gütern war, wurden große Mengen verdorben, verschoben oder kamen auf den schwarzen Markt. Daher herrschte in diesem großen Lande dauernder Mangel, vor allem an Lebensmitteln. Man vertröstete die Bevölkerung von Ernte zu Ernte und versprach einen Überfluß, der unter diesen Umständen nie erreicht werden konnte. In der Sowjetunion gab es 1948 noch Lebensmittelkarten für das Brot, als diese in Westdeutschland schon abgeschafft waren. Für diese Karten bekam man eine bestimmte Menge Brot zu einem günstigen, vom Staat festgelegten Preis; was darüber hinaus benötigt wurde, mußte zu einem höheren Preis auf dem

freien Markt besorgt werden. Was die Bevölkerung auf dem Lande in ihren Gärten und in kleinen Parzellen außerhalb der Kolchosen anpflanzte - zur Eigenversorgung oder zum freien Verkauf - war mit der wichtigste Pfeiler der sowjetischen Nahrungsmittelversorgung. Während des Krieges kamen auch gewaltige Mengen an Lebensmitteln über die fernöstlichen Häfen aus Amerika ins Land.

Ein weiterer Trick der Strategen der Planwirtschaft war der sogenannte „Subbotnik“. Das waren ein Tag oder auch Stunden, die außerhalb der normalen Arbeitszeit durch ausgeübten Druck freiwillig geleistet werden mußten. Wir wurden für den Subbotnik oft sogar an Sonn- oder Feiertagen eingesetzt. Dieses Mittel wurde zur Sanierung des nicht erfüllten Plansolls angewendet oder auch zur Vertuschung von Schlampereien innerhalb der Nomenklatur. Dieses Plansoll mußte für die nächsthöhere Verwaltungsebene stimmen, ohne Rücksicht auf Mensch, Maschine oder Gesundheit. Der Subbotnik war eine Praxis, die in allen sozialistischen Ländern angewendet wurde und unseren Landsleuten in der ehemaligen DDR nicht unbekannt sein dürfte. Er war eine Opfergabe, die dem Götzen „Planerfüllung“ durch freiwilligen Zwang dargebracht werden mußte.

Als die Pflanz- und Säarbeiten beendet waren, wurden wir mit allgemeinen Arbeiten wie Unkrautjäten, Nachsetzen von nicht angewachsenen Pflanzen oder Verziehen der zu dicht aufeinander wachsenden Stöcke beschäftigt. Man merkte, daß der Arbeitsdruck nachließ, als alles eingepflanzt war. Der Natschalnik war zufrieden, daß die vorgegebene Norm erfüllt wurde - wenigstens auf dem Papier -, das heißt auf seinen Listen und Meldungen, die an die höheren Planungsbehörden gingen, die auch schon die Erntemenge ausgerechnet hatten. Diese stimmten aber fast nie mit der ausgerechneten Sollmenge überein

Der Kolchose war ein russischer Feldhüter zugeteilt, der mit

einer ganz besonderen Aufgabe betraut war. Er war als Mäusefänger tätig; das bedarf einer genaueren Erklärung. - In dem Gebiet um Don und Wolga gab es eine besondere Art von Wühlmäusen, die von den Gefangenen „Zissling“ genannt wurden. Sie legten Gänge unter der Erde an und fraßen die Wurzeln der Nutzpflanzen ab, was in manchen Kulturen zu großen Schäden führte. Die Mäuse waren größer als die bei uns bekannte Feldmaus. Dieser Feldhüter suchte sich für die Zeit von vier Wochen zwei Gefangene als Gehilfen aus und zog mit diesen in der weiteren Umgebung auf Mäusefang. Sie wurden mit Verpflegung versorgt und wohnten wie die Nomaden in einem Zelt mit wechselndem Standort. Wenn das Kommando nun zurückkam, waren die beiden Kerle vollgefressen und sahen aus wie das „Blühende Leben“. Sie hatten nämlich jeden Tag bis zu einem Dutzend Zisslingen das Fell abgezogen und gebraten oder gegrillt. Das Fleisch schmeckte, laut ihren Angaben, vorzüglich. Die Wühlmäuse waren ja reine Pflanzenfresser. Jeder hoffte auf die Gehilfentätigkeit beim Feldhüter, leider waren es aber immer nur zwei Arbeitsplätze.

Auch diese Arbeit wurde nach einer Norm bezahlt. Grundlage war die Zahl der erbeuteten Zisslinge, die durch die abgeschnittenen Schwänze nachgewiesen werden mußte. Nach meiner Rückkehr habe ich mich weiter mit der Sache beschäftigt und in Erfahrung gebracht, daß es sich um eine Wühlmaus handelt, die bei uns in Deutschland hauptsächlich in den Ostgebieten vorkommt und „Zieselmaus“ genannt wird. Bei dem Vorkommen in dem Gebiet zwischen Don und Wolga handelte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um den „Perlziesel“. Der russische Name ist „Susslik“, was von den Kriegsgefangenen, aus welchem Grund auch immer, in „Zissling“ umgewandelt worden war.

Unser Zeltlager befand sich auf einer kleinen Anhöhe und

vielleicht einen Kilometer entfernt lag, etwas tiefer, ein russisches Dorf. Es waren nur wenige der typischen Holzhäuser, die nach den Kämpfen für die Arbeiter der Kolchose wieder aufgebaut wurden. In dem Dorf befanden sich Schafställe, die ebenfalls zum Kolchos gehörten. Sicher gehörten der Schäfer und die Herde, von dem ich damals die Milch bekommen hatte, ebenfalls zu diesem Pferch. Am Tage war das Dorf wie ausgestorben; die Frauen und Männer waren auf den Feldern beschäftigt und einige waren bei den Herden. Es gab gemauerte Brunnen, aus denen man das Wasser mit Eimern und einer Kurbel mit Kette aus der Tiefe heraufziehen konnte, um die Schafe zu tränken.

Es muß gegen Ende August gewesen sein, als ich mit zwei weiteren Kameraden in Begleitung des Natschalniks in dieses Dorf beordert wurde. Daran, daß einer davon ein Sachse und Zahnarzt von Beruf war, kann ich mich heute noch erinnern. Wir bekamen jeder einen Spaten und mußten nach kurzer Einarbeitungszeit in den Schafställen aus dem angefallenen, festgetrockneten Schafmist, der wie Torf abgelagert war, Soden ausstechen. Diese Soden wurden dann mit kleinen Zwischenräumen aufgeschichtet, damit sie richtig austrocknen konnten. Als der Natschalnik den Eindruck hatte, wir hätten es begriffen, ließ er uns alleine weiterarbeiten, eine Norm wurde nicht vorgegeben. Wahrscheinlich gab es in der Sowjetunion noch keine Norm für Schafmiststechen, was wir als echtes Wunder betrachteten. Daher rissen wir uns bei der Arbeit auch kein Bein aus und versuchten, wie man als Soldat sagte, eine ruhige Kugel zu schieben.

Nach zwei oder drei Tagen wurde mir die Sache so langsam langweilig. Das Dorf war tatsächlich vollkommen menschenleer. Alle waren bei der Arbeit auf den Feldern. Ich beschloß daher, einen Erkundungsausflug zu machen, und besprach mich

mit meinen beiden Kumpels. Sie waren damit einverstanden, zumal keine Mehrarbeit für sie damit verbunden war. Insgeheim hoffte ich, irgendwo etwas Eßbares auftreiben zu können. Es war auch kaum ein Laut zu hören, so daß ich ohne jedes Mißtrauen Richtung Dorfmitte loszog. --- Es war ungefähr hundert Meter von unserem Stall entfernt, als ich plötzlich Hufgeräusche hörte, die sich rasch näherten. Gerade als ich mich verdrücken wollte, tauchten zwei Offiziere zu Pferde auf, die mich ebenfalls sofort erblickten und ruckartig stoppten. Sekundenlang sahen wir uns wie gebannt in die Augen, bis die erste Reaktion erfolgte. - Es war unser Lagerkommandant mit einem weiteren Offizier. - Auch ich war schlagartig hellwach und erwartete mit schlotternden Knien das zu erwartende Strafgericht. Er brüllte wütend los: „Stoj - stoj - idj sjuda - potschemu“ und so weiter. Auf Deutsch: „Halt - halt, her zu mir, warum treibst du dich hier herum?“ Er war außer sich und wütend wie ein Stier. Niemals hätte er hier im Dorf einen frei herumlaufenden einzelnen Gefangenen erwartet. Die weitere Schimpfkanonade, mit allen russischen Flüchen und Beschimpfungen, die es gab, brauche ich nicht noch einmal zu schildern.

Als er ausgebrüllt hatte, kam ich mit meinen üblichen Ausreden, die ich schon lange auf Lager hatte, die aber hier nicht richtig in die Gegend paßten. Erst als ich ihm erklärte, daß wir im Schafstall arbeiteten, kam er wieder etwas zur Ruhe. Das war ihm nämlich nicht bekannt. Er ritt und ich rannte zum Stall, dort bekamen auch noch meine beiden Kumpels ihr Fett ab, obwohl sie eigentlich unschuldig waren. Wir sollten weiterarbeiten bis zum Feierabend und uns dann bei ihm im Lager melden, war sein abschließender Befehl, dann ritt er mit seinem Genossen weiter. Nun ging unter uns natürlich das große Raten los, was wir da wohl zu erwarten hätten. Verschiedene Theorien wurden besprochen und dann wieder verworfen. Alle Mög-

lichkeiten standen im Raume, auch die eventuelle Versetzung in ein Straflager wäre möglich gewesen. Die Kameraden motzten mit mir herum, da sie mich als den Hauptschuldigen betrachteten, was nicht ganz falsch war. Allerdings war ja die Sache vorher gemeinsam besprochen worden, und hätte ich Beute gemacht, keiner hätte darauf verzichtet.

Wir meldeten uns laut Befehl auf der Wache. Zur Strafe bekamen wir zunächst einmal keine Abendsuppe und mußten in einem Garten, der für die Offiziere und die Wachen privat angelegt war, Unkraut jäten und gießen bis zur Dämmerung. Als wir entlassen wurden, konnten wir aber unsere Brotration doch noch in Empfang nehmen, was die Stimmung wieder aufbesserte. Die übrigen Lagergenossen nahmen von dem Vorfall kaum Notiz. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Durch die getrennte Arbeit auf den Feldern war auch in der kurzen Zeitspanne nicht das entstanden, was man normalerweise als Gemeinschaft oder Kameradschaft hätte bezeichnen können. Die Mannschaft wurde aus Leuten gebildet, die auch aus anderen Lagern stammten, welche aber ebenfalls zum Traktorenwerk gehörten. - Die Feldarbeit war nun nicht mehr so dringend; das Pflanzen war beendet und zum Ernten war die Zeit noch nicht gekommen. Daher konnte man sich denken, daß sie uns nicht mehr so lange mit Hilfsarbeit wie Stallmisten beschäftigen würden.

So einfach, wie ich glaubte, ging die Sache aber doch nicht ab. Der Lagerchef war mit dieser Bagatellstrafe nicht zufrieden und trug innerlich immer noch einen gewissen Groll mit sich herum. Daher erschien er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, morgens schon zum Frühappell. Mir schwante dabei nichts Gutes. Tatsächlich trat er vor die versammelte Mannschaft und erzählte, recht theatralisch und mit strenger Miene, den gestrigen Vorfall. Er meinte, der „Otschkach“ (Brillengucker) sei

wohl der Hauptschuldige, die beiden andern wären wenigstens noch an ihrem Arbeitsplatz geblieben. Daher forderte er für mich eine besonders harte Strafe und schlug vor, mich in ein Straflager, er sagte: „Schtrafnoj Lager“, zu schicken. Da wir uns aber in der Sowjetunion, das heißt in einem demokratischen Lande befänden, wolle er das nicht alleine entscheiden, sondern darüber abstimmen lassen. Er sprach also mit feierlicher Stimme: „Wer dafür ist, den Otschkach in ein Schtrafnoj Lager zu schicken, der möge die Hand erheben.“ Erwartungsvoll blickte er in die Runde, aber keine Hand regte sich. Die Truppe stand teilnahmslos in der Morgensonne. Man konnte ihm sein Stauen und die Enttäuschung am Gesicht ablesen. Er wurde verlegen und dachte sicher: die „Nemezkije“ (Deutschen) halten selbst in der Kriegsgefangenschaft noch wie Pech und Schwefel zusammen und lassen keinen im Stich. - Da hatte er sich aber gründlich getäuscht: die Kerle waren nur zu faul und zu träge, den Arm hochzuheben. Ob ich in ein Straflager komme oder nicht, war den meisten vermutlich schnurzegal, jeder hatte seine eigenen Sorgen und war mit sich selbst sowie mit der Erwartung der heute noch zu fangenden Frösche stärker beschäftigt als mit des Kommandanten Strafaktionen. Sein Fehler war, er hatte die Frage falsch formuliert. Hätte er anders herum gefragt: „Wer ist nicht dafür, daß der Otschkach in das Lager kommt?“ wäre die Sache sicherlich für mich ungünstiger abgelaufen. Wegen der Trägheit der Kollegen hätte ich zum Schluß noch im Straflager landen können.

Es muß in der Mitte des Jahres gewesen sein, wir waren noch mit den Pflanzarbeiten auf den Feldern beschäftigt, als wir am Abend nach der Arbeit und nach der Verpflegungsausgabe zu einem Appell zusammengerufen wurden. In einiger Entfernung vom Rande des Zeltlagers lag eine kleine grasbedeckte Mulde, die sich gut als Versammlungsort eignete. Wir saßen am Ab-

hang, und die Offiziere sowie einige der Wachmannschaften standen in ordensgeschmückter Paradeuniform mit ernsten, feierlichen Gesichtern auf der Gegenseite, bereit, etwas zu verkünden, von dem keiner von uns eine Ahnung hatte. Wir waren auf alles gefaßt, selbst auf die Ankündigung der sofortigen Entlassung oder der Verlängerung der Gefangenschaft bis zum Jahre 2000. Was dann aber herauskam, war für alle eine große Enttäuschung. Er verkündete mit dem Ausdruck der allergrößten Empörung, die Volksrepublik Jugoslawien sei mit sofortiger Wirkung aus dem Block der sozialistischen Brudervölker ausgetreten und würde einen eigenen Weg in die Zukunft einschlagen. Dann schimpfte er über Tito und die Jugoslawen, drohte Vergeltungsmaßnahmen an und prophezeite für das abgefallene Brudervolk keine guten Zukunftsaussichten. Für diese ganze Entwicklung sei der amerikanische Kapitalismus verantwortlich, der gerade dabei sei, einen Krieg gegen die friedlichen Völker der Sowjetunion vorzubereiten. Vor diesem Kapitalismus sollten wir uns hüten, wenn wir wieder zu Hause seien.

Das war nun für uns wirklich der Hammer; es interessierte überhaupt keinen Menschen auch nur im geringsten. Der Weg Jugoslawiens in die Zukunft war uns vollkommen Wurst. Nach den ersten Minuten machten sich bereits Ermüdungserscheinungen bemerkbar und einige legten sich schon enttäuscht nach hinten in Ruhestellung. Doch der Kerl redete und redete, die Birne wurde immer röter und der Schweiß trat ihm aus den Poren. Er forderte uns auf, nach dem Vortrag ausgiebig über diesen Verrat am Sozialismus zu diskutieren. - Es war mir nicht klar, warum man sich wegen solch einem Blödsinn in eine derartige Aufregung versetzen konnte. Wir bekamen aber heraus, daß durch einen Befehl aus Moskau dieses Ereignis in entsprechender Form in allen Gefangenenlagern bekanntgegeben werden mußte. Kaum war die Versammlung aufgelöst, war die Sache

vergessen. Erst viel später, zu Hause, erkannte ich, welche Bedeutung dieses Ereignis für die sowjetische Nachkriegspolitik hatte. Sie bekamen es in Moskau mit der Angst zu tun. Tito war in Belgrad für Stalin eine ähnliche Gefahr wie damals Martin Luther für den Papst in Rom. Eine Spaltung des Ostblocks zeichnete sich ab. Daher auch die große Nervosität, die sich bis in die Gefangenenlager hinein auswirkte: Aber wie bereits gesagt, wir waren zu dieser Zeit vollkommen unpolitisch und von den Vorgängen in der Welt fast gänzlich abgeschottet.

Entlassung und Heimkehr

Es waren ungefähr zwei Wochen nach der Panne im Schafstall vergangen, als beim morgendlichen Zählappell an der Zufahrtsstraße ein unbekannter Lastwagen stand und auch unter der Wachmannschaft eine gewisse Aufregung herrschte. Der Kommandant und sein Stellvertreter fuchtelten mit Papieren in der Luft herum, so daß ich nichts Gutes erwartete. Es sah nach neuem Kommando oder nach Versetzung aus. Ich beschloß daher, mich soweit wie möglich unsichtbar zu machen und in der Masse unterzutauchen; da ging es schon los. Es wurden Namen verlesen, die Leute mußten heraustreten und sich an der Seite aufstellen. Als der Haufen schon ungefähr auf zwanzig Mann angewachsen war, lief er vor der Gruppe hin und her und suchte noch weitere Kandidaten. Immer noch war ich bemüht, meinen Kopf hinter den anderen zu verstecken, als er plötzlich anhielt, seinen Hals krümmte, mich entdeckte und brüllte: „Otschkach - Otschkach - idj sjuda - na pravo.“ Man sah ihm direkt die Freude an, mich doch noch entdeckt zu haben. „Otschkach“ könnte man mit Brillengucker übersetzen und das andere hieß: komm her - nach rechts abtreten. Nach mir kamen noch zwei oder drei andere an die Reihe, dann hieß es „Fertigmachen zum Abtransport“. Es dauerte nicht sehr lange und wir saßen auf dem Lkw und fuhren auf buckligen Straßen los, der Sonne nach, in Richtung Osten.

Unterwegs erfuhren wir vom Fahrer, als er während einer kleinen Panne anhalten mußte, daß es zurück ins Hauptlager gehe. — Dieser Fahrer war überhaupt ein Unikum, ohne Unterbrechung schimpfte er über die herrschenden Verhältnisse in der Sowjetunion. Er war einige Monate bei der Roten Armee, in der damaligen Ostzone, als Lkw-Fahrer tätig und lobte die deutschen Straßen über den grünen Klee. Er erzählte uns, daß

er dort mit einem Glas Bier in der Hand einen Kilometer weit fahren konnte, ohne daß ein Tropfen verloren gegangen wäre. Hier in Rußland könne er keine 20 m fahren, dann sei das Bierglas leer. Er konnte ein wenig Deutsch und als wir ihn fragten, wie er dort zurecht gekommen wäre sagte er: Er käme überall zurecht, und mit seinem russischen Akzent verriet er uns auch seine Methode: „Immärr guggen – immärr fragen!“. Ich hatte den Eindruck, er sehnte sich nach Deutschland zurück. -- Ursache und Zweck der Rückverlegung waren noch vollkommen unbekannt und immer noch Grund für Spekulationen. Ich selber wußte aus Erfahrung, daß bei solchen spontanen Aktionen der Russen selten etwas Erfreuliches herauskam, und war daher äußerst mißtrauisch. Um so größer war daher das Erstaunen und die Freude, als uns die Kameraden im Lager zuriefen: „Ihr werdet in die Heimat entlassen.“ Keiner wollte es glauben, zu oft hat man uns das schon zugerufen. Freude und Hoffnung wechselten mit Skepsis und Unsicherheit. Das Verhalten des Wachpersonals war aber großzügig und freundlich, und ich bemerkte, daß sich etwas am Umgang und an der Atmosphäre geändert hatte.

Von nun an ging alles, für russische Verhältnisse, überraschend schnell und reibungslos. Am nächsten Tag kamen wir zur ärztlichen Inspektion, dann in die Banja zur Reinigung und Entlausung, bekamen saubere Klamotten und konnten uns im Lager ohne Zeitplan frei bewegen. Die Entlausung war vorsorglich. Läuse hatten wir zu dieser Zeit nur noch vereinzelt, die Flöhe aus dem Kolchoslager lebten nicht am Körper oder in der Kleidung des Menschen. Es gab auch Wanzen in den Baracken des Hauptlagers, für die galt aber dasselbe wie für die Flöhe, sie lebten nur in den Ritzen der Holzpritschen. Die Kleider waren gebraucht, aber gut gereinigt, darunter die schon einmal geschilderte Militärunterwäsche aus grober Baumwol-

le, an Armen und Beinen mit Bändern zum Knüpfen, ferner eine leichte graue Wattejacke und Schnürschuhe aus steifem grauem Segeltuch mit Gummisohlen, die aus Abfallstücken geschnitten waren. Man konnte gut darin laufen und ich benutzte sie sogar noch längere Zeit zu Hause. Es gab auch reichlicheres Essen, teilweise Kascha statt Suppe, und man konnte Nachschlag abholen.

Es herrschte eine freudige, entspannte Stimmung, denn nun war es endgültig klar, daß wir nach Hause durften. Ich muß allerdings auch sagen, daß im Hinterkopf immer noch die geheime Angst saß, das Ganze könnte wieder abgeblasen werden oder einzelne könnten vielleicht in letzter Minute zurückgehalten werden. Beim System der Russen herrschte eine permanente Unsicherheit und es war jedem klar, daß er erst zu Hause ist, wenn er die deutsche Grenze überschritten hatte. Dabei meinten wir die westdeutsche Grenze, denn selbst in der damaligen Ostzone war man noch nicht aus dem Machtbereich der Sowjetunion heraus. Ein unbedachtes Wort oder die Anzeige durch irgendeinen eingeschleusten Spitzel konnte das Ende des Traumes bedeuten. Daher verhielt ich mich auch in dieser Lage möglichst neutral und unauffällig, und versuchte nirgends mehr aufzufallen, zumal ich durch meine Kapriolen als vorbelastet galt. - Ob ich meine Heimkehr der Wut des Lagerchefs über den Vorfall im Schafstall verdanke, oder ob ich tatsächlich auf der Anforderungsliste des Hauptlagers stand, bleibt ungeklärt. Es könnte sein, daß die Mehrzahl namentlich aufgeführt war, er aber noch die Möglichkeit hatte, einige Leute, die ihm nicht behagten, zusätzlich zurückzuschicken. In diesem Falle hätte ich meine frühzeitige Entlassung dem Zufall oder dem Glück zu verdanken, in einem russischen Dorf unerlaubterweise nach etwas Eßbarem gesucht zu haben und dabei von einem cholethischen Offizier der Roten Armee ertappt worden zu sein.

Von nun an ereignete sich nichts Dramatisches mehr. Es war alles nur noch Routine. Am dritten Tage mußten wir antreten zum Zählappell, es wurden nochmals die Namen verlesen, dann kamen die Lastwagen und brachten uns an den Güterbahnhof von Stalingrad, wo schon ein Transportzug mit Waggonen bereitstand, uns aufzunehmen. Der Abschied vom Lager war ohne jegliche Feierlichkeit. Unsere Kameraden waren auf ihren Arbeitsplätzen, und von den wenigen, die man besser kannte, hatte man sich schon am Abend vorher verabschiedet. Für mich war es nur noch Erwin Schell aus Baden-Oos, der mir natürlich einige wichtige Nachrichten mitgab, die ich seiner Frau übermitteln mußte. Die Nachrichten konnten natürlich nur mündlich übernommen werden, jegliche Art von schriftlichen Aufzeichnungen war bei der Rückreise verboten und wäre auch zu gefährlich gewesen. Erwin Schell kam erst ein Jahr später nach Hause.

Bei diesem Transport wurden Gefangene aus der ganzen Umgebung von Stalingrad zusammengezogen. Wie viele Lager es insgesamt waren, weiß ich nicht einmal ungefähr. Wir hatten die Nr. 5, also müssen es mindestens so viele gewesen sein. Wolgaaufwärts waren vermutlich noch weitere Lager, die wir nicht kannten. Dort lagen die mächtigen Industriekomplexe „Rote Barrikade“ und „Roter Oktober“. Unser bescheidenes Kontingent vom Lager 5 bestand aus 50 Mann, und den ganzen Transport schätzte ich auf 1000 bis 1200 Personen. Der Transport wurde mit Güterwagen abgewickelt, die nach dem Kriege generell als Viehwaggonen bezeichnet wurden, obwohl nur selten auch Vieh darin verladen wurde. Meistens waren es allgemeine Frachtgüter, die sich in diesen Wagen gut aus- und einladen ließen. Ich habe aber auch welche gesehen, in denen Ringe an den Wänden waren, die zum Festmachen von lebenden Tieren angebracht wurden. In Friedenszeiten waren sie auf jeden Fall nicht für den Transport von Menschen bestimmt.

Für uns war das aber nebensächlich, Hauptsache es ging zurück in die Heimat. Die Leute vom Lager 5 kamen zusammen in einen Waggon. Ein oberes Stockwerk, wie beim Hertransport, war nicht eingebaut. Die russischen Züge waren geräumiger als die unsrigen, sie liefen auf Breitspur. Alle Mitreisenden kannte ich nur oberflächlich, ein kameradschaftliches oder freundschaftliches Verhältnis bestand mit niemand, daher kann ich mich heute auch an keinen mehr erinnern. Für die warme Verpflegung war eine Feldküche mit an Bord, sonst wurde Trockenbrot ausgegeben. Die Versorgung eines Transportzuges mit Frischbrot war in der Sowjetunion aus organisatorischen Gründen nicht möglich, vermutlich eine Folge der Planwirtschaft. Noch vor der Abfahrt war eine der Hauptsorgen die Konstruktion einer primitiven Trockenbrotwaage, damit jeder auch seinen gerechten Anteil abbekommt. Es wurde ein Vertrauensmann gewählt, der den Vorgang zu überwachen hatte, gleichzeitig war er auch der Sprecher der Waggonbelegschaft. Nun war keine Wachmannschaft im früheren Sinne mehr dabei, man könnte sagen, es war ein Transportbegleitkommando, bestehend aus älteren Reservisten, die kaum in Erscheinung traten.

Dann ging es ab in Richtung Westen. Ich weiß nicht mehr, ob es bei Tag oder bei Nacht war; überhaupt ist mein Erinnerungsvermögen vom Tage der Entlassung ab nicht mehr so präzise wie aus den Lagern. Die Spannung hatte nachgelassen und man konnte sich mehr mit Dingen beschäftigen, die in der Zukunft lagen, von der man nur ungenaue und nebelhafte Vorstellungen hatte. - Die Rückreise fiel in die Zeit der Getreideernte und ich war beeindruckt von den riesigen, goldfarbenen, wogenden Kornfeldern, die den Eindruck eines vom Winde bewegten großen Meeres machten. Der in Rußland herrschende dauernde Mangel an Brot wurde für mich daher um so unverständlicher. Die Reise ging durch die Ukraine in Richtung

Brest-Litowsk, das wir in ca. 14 Tagen erreichten. Der Zug fuhr mal am Tage, mal bei Nacht, dann hielt er wieder einen Tag oder einige Stunden an, dann ging es plötzlich und unvermittelt wieder weiter. Die Fahrt hatte keine Priorität und wir wurden so durchgeschleust, daß der normale Fahrplan nicht gestört wurde. Die Gespräche drehten sich nun immer mehr um die Dinge in der Heimat, man koppelte sich unmerklich im Geiste von der durchlebten Vergangenheit ab. Gedämpfter Optimismus herrschte bei den Leuten aus dem Westen, gedrückte Stimmung bei den Kameraden aus der Ostzone.

Während der Fahrt hatten wir jeden Tag schönes Wetter. Die Tür des Wagens konnte während der Fahrt geöffnet bleiben, so daß man, wie bereits beschrieben, unbehindert die Landschaft mit den vorbeiziehenden erntereifen Feldern und den wieder aufgebauten Holzhäuserdörfern betrachten konnte. Von den Städten sah man wenig, da der Zug fast immer auf den Güterbahnhöfen halt machte. Ich kann mich auch nicht erinnern, von den Kriegszerstörungen noch etwas gesehen zu haben, obwohl wir durch Gebiete fuhren, in denen fünf Jahre vorher noch heftige Kämpfe stattfanden. Manche Kameraden saßen an den geöffneten Türen und ließen die Füße herunterbaumeln. Es ging das Gerücht um, daß bei einem Zwischenhalt auf freier Strecke zwei besonders Leichtsinnige auf dem Bahndamm Brombeeren gepflückt hätten und beim plötzlichen Anfahren des Zuges nicht mehr rechtzeitig hätten einsteigen können. Es war ein Gerücht, ich kann es nicht bestätigen, zumal es sich mehrere Waggons hinter uns zugetragen haben sollte; möglich war aber alles. Die Hauptabwechslungen waren die Essens- sowie die Wasserausgaben, ferner das Auswiegen der täglichen Ration Trockenbrot, bei der die ganze Mannschaft den Abwieger kritisch beobachtete, damit ja niemand einen Krümel zuviel oder zuwenig zgeteilt bekam. Die alte traumatische Angst aus der Gefangen-

schaft, nicht das zu bekommen, was einem zustand, saß allen noch tief in den morschen Knochen. So trafen wir denn in Brest-Litowsk ein, der Grenzstation zwischen der Sowjetunion und Polen.

Jeder wußte, daß diese Grenze ein neuralgischer Punkt war, den es noch zu überwinden galt und der für manchen das Ende der Heimreise hätte bringen können. Es gingen die schaurigsten Parolen um. Die große Inquisition war angesagt, die größte und wichtigste der Filzungen, die wir je mitgemacht hatten. - Wir mußten mit allem, was wir bei uns trugen - es war nicht sehr viel -, den Zug verlassen. Dann ging es nach namentlicher Aufrufung durch ein System von Schleusen, in dem alles genauestens untersucht wurde. Sogar unter den Armen wurde nochmals geprüft und nach der SS-Tätowierung, dem „Vogel“ gesucht. - Die Sowjets wollten vermeiden, daß ihnen doch noch einer, der auf der Fahndungsliste stand, in letzter Minute durch die Lappen ging. Vor allem suchten sie nach Papier und schriftlichen Aufzeichnungen, die eventuell der Spionage hätten dienen können. Einige hatten Tagebuchaufzeichnungen, andere wieder hatten Kochrezepte gesammelt. Diese wurden als Zeitvertreib besonders häufig in der Erholungsbaracke aus unterschiedlichen deutschen Landschaften übernommen. Der reale psychologische Hintergrund waren natürlich Hungerphantasien. Vermutlich konnte keiner der Sammler weder kochen noch wurden die Rezepte jemals zu Hause ausprobiert. Bis heute habe ich noch einige dieser Gerichte in Erinnerung, die mir vorher aus meiner Heimat völlig unbekannt waren und in der Hungerzeit als die größten Delikatessen geschildert wurden, wie „Arme Ritter“ - „Quarkkeilchen“ - „Zwetschgenknödel“ - „Rote Grütze“ - „Pellkartoffeln und Heringe“ und selbst „Pommes frites“ lernte ich erstmals aus Erzählungen während der Gefangenschaft kennen. Wiederum konnten sich die Lands-

leute aus dem nördlichen Deutschland nicht darüber beruhigen und glaubten sogar, man wolle sie veralbern, daß man im Lande Baden zur Kartoffelsuppe einen Obstkuchen zu essen bekam. - Das Papier zu diesen Aufzeichnungen stammte meistens aus Zementsäcken, die eine mehrschichtige Wandung hatten und von den Leuten vom Bau als beliebter Tauschartikel verwendet wurde.

Es war mir gelungen, einige Fotos von mir und Freunden oder Familienangehörigen während fast dreieinhalb Jahren allen Filzungen zu entziehen. Vor dem Einlaufen des Transportes in Brest-Litowsk entschloß ich mich aber, sicherheitshalber dieselben zu vernichten und in kleinen Stückchen aus dem fahrenden Zug zu werfen. Man konnte nie wissen, welchem Kontrolleur man in die Hände fiel und was er eventuell in diese Bilder hineininterpretieren würde. Sehr oft hingen solche wichtigen Entscheidungen von der momentanen Laune oder dem Seelenzustand dieser Leute ab. Da konnte man Glück oder Pech haben. Daher war es klug, die Zahl solcher persönlicher Beurteilungsmöglichkeiten so gering wie möglich zu halten und das Schicksal nicht unnötig herauszufordern. Keine Angst erkennen lassen, möglichst doofes Gesicht machen, eine gewisse Schwerhörigkeit vortäuschen, das war das bewährte Patentrezept.

Auch hier hatte ich wieder Dusel und kam unbehelligt durch alle Instanzen. Wer dabei und wie viele hängenblieben, war mir in dieser Situation egal, das erfuhren wir dann erst auf der Weiterreise. Hauptsache ich war durch. - Der Transportzug wechselte hinter Brest-Litowsk von der russischen Breitspur auf die europäische Schmalspur. Ob es noch dieselben Waggons waren oder ob ein neuer Zug bereitstand, weiß ich nicht mehr. Gut habe ich aber noch in Erinnerung, daß wir bei der Weiterreise vergattert wurden, den Waggon nicht selbständig zu verlassen und durch Polen die Türen möglichst geschlossen zu

halten; es sollten auch keine Kontakte mit der Bevölkerung aufgenommen werden. Es war also genau noch derselbe Zustand wie während der Einreise, die Transportwege durch Polen waren im Jahre 1948 für die Russen immer noch unsicher.

Über die Fahrt durch Polen gibt es nicht viel zu berichten. Sie ging rasch und fast ohne nennenswerten Aufenthalt. Auf den Feldern sahen wir auffällig viele Frauen bei Erntearbeiten mit ihren bunten Kopftüchern. Wir winkten ihnen vom Zug aus zu, und sie winkten zurück. Ich kann mich noch an die aus dem Dunst auftauchende Silhouette von Warschau erinnern, das wir in einem Bogen umfuhren. Es war an einem Vormittag Anfang September, als wir die Oderbrücke überquerten. Nun erst kam Jubel und echte Freude auf, hatten wir doch nun das Hoheitsgebiet der Sowjetunion und Polens endgültig hinter uns gelassen. Wir befanden uns wohl noch im kommunistischen Machtbereich, aber immerhin schon im deutschen Sprachraum, und es war ein unbeschreibliches Gefühl, auf dem Bahnhof und an den Häusern nach so vielen Jahren wieder die lange vermißten heimatlichen Schriftzeichen zu sehen. - Der russische Transportzug wurde nun verlassen und wir stiegen in einen Zug der Deutschen Reichsbahn, wie die Eisenbahn in der Ostzone damals genannt wurde. Die „Deutsche Demokratische Republik“, kurz „DDR“ genannt, war um diese Zeit noch nicht gegründet. Das gesamte Zugpersonal war nun deutsch, kein Russe mit Maschinenpistole konnte uns mehr bedrohen. Die Verpflegung wurde vom „Roten Kreuz“ übernommen. Es waren keine Güterwagen mehr, sondern ein normaler Personenzug mit Sitzbänken, verstellbaren Scheiben, Gepäckablage und Wasserklosett. Für uns ein ungewohnter Luxus, den wir reichlich genossen. Die Freßgier ließ nun etwas nach, hatte man doch die Gewißheit, daß die Verpflegungslage nun endgültig gesichert war. Es war für reichlich Platz gesorgt, jeder machte es sich so bequem wie

möglich, anstelle von Wasser bekamen wir nun Tee.

Der Zug fuhr ab Frankfurt/Oder über Cottbus nach Dresden. Unterwegs wurde an verschiedenen größeren Stationen ein Zwischenhalt eingelegt, bei dem die Leute, welche aus der Gegend stammten, aussteigen konnten. Hier konnten wir nun die ersten Begrüßungsszenen zwischen heimkehrenden Gefangenen und ihren Angehörigen miterleben. Mancher Empfang war freudig und fröhlich, andere wieder waren traurig oder dramatisch. Im großen und ganzen herrschte aber die heitere Stimmung vor, von der wir ganz schön profitierten. Die Bevölkerung an den Bahnhöfen beschenkte die Durchfahrenden, trotz der um diese Zeit noch herrschenden Knappheit, mit allerlei Lebensmitteln, besonders mit Kuchen und Backwaren. Da die vom Roten Kreuz ausgegebenen Suppen auch recht dick und vor allem reichlich waren, wurden wir rundum satt und gewöhnten uns schnell wieder an die normale Verpflegung.

Dies galt allerdings nicht für jeden. Es gab welche, die durch die lange Zeit der Mangelernährung Schwierigkeiten mit der Verdauung bekamen und sich in ärztliche Behandlung begeben mußten. Es waren in der Hauptsache Bauch- und Magenschmerzen, Durchfall oder Verstopfung mit Fieber sowie Wasseransammlungen in Armen und Beinen. Einige haben die Rückkehr nicht überlebt und sind nach kurzer Zeit in der Heimat verstorben. - Viele haben den gleichen oder einen ähnlichen Weg in der Gefangenschaft mitgemacht wie den meinen. In diesen drei Jahren und vier Monaten habe ich kein Fleisch, keine Wurst, kein Gemüse, keinen Käse, keine Milch, keine Eier, keinen Salat, kaum Fisch, kaum Kartoffeln, kaum Fett und nur wenig Zucker als zugeteilte Verpflegung zu essen bekommen. Die Hauptnahrung war Brot und Suppe, und als Einlage Graupen, Hirse oder Kraut. Die kleinen Mengen der genannten Produkte, die man durch glückliche Zufälle einmal ergattern konn-

te, sind auf die Länge der Gefangenschaft gerechnet nicht einmal in millionstel Anteilen auszudrücken. Da war es also kein Wunder, daß der eine oder andere Organismus sich nicht mehr an die normale Ernährung anpassen konnte und seine Funktionen einstellte.

Nach Cottbus kam als nächstgrößere Stadt Dresden. Dort hatten wir einen Tag Aufenthalt. Die restlichen Kameraden aus den Ostgebieten wurden entlassen, und von uns Westlern bekam jeder fünfzig Ostmark Begrüßungsgeld. Dieses Geld mußte aber innerhalb der Zone ausgegeben werden. Dazu bekam jeder die Gelegenheit durch einen Ausgang in die noch schwer zerstörte Innenstadt. Leider waren die Bewohner damals genauso arm wie wir und hatten selbst kaum etwas zu kaufen. In der Nähe des Bahnhofes hatten sich aber bereits Händler auf die Gefangenentransporte eingestellt und boten verschiedene, teils selbst produzierte Gebrauchsgegenstände zum Kauf an. Bei dieser Gelegenheit erwarb ich ein Taschenmesser und war somit auf einen Schlag meine fünfzig Ostmark fast wieder los. Dieses Messer war der erste Gegenstand, den ich nach dem Kriege als besitzloser und arbeitsloser Heimkehrer und Bürger der französischen Besatzungszone, mit Hilfe von Geld erworben hatte. Es bildete sozusagen den Grundstock für den erhofften Wohlstand, den zu erringen ich mir, als Ausgleich für die durchlittenen Hungerjahre, vorgenommen hatte. - Bald ging es weiter Richtung Westen. Die nächste Station war Plauen im Vogtland. Von dort kamen wir in das letzte und endgültige Entlassungslager der Ostzone, die Burg Oelsnitz, die ganz in der Nähe lag.

Oelsnitz war eine mittelalterliche Burg, aber vollkommen unzerstört. Warum man sie als Entlassungslager eingerichtet hatte, war nicht ganz einsichtig. Sie lag nämlich nicht an der Hauptstrecke Dresden-Zonengrenze; man mußte einen Umweg

machen. Wir verbrachten dort auch wieder nur eine Nacht, so daß mir nur wenige Einzelheiten in Erinnerung geblieben sind. Eine davon war die totale Desinfizierung. So etwas hatte ich während meiner gesamten Militär- und Gefangenenszeit noch nicht erlebt. Am Morgen vor der Abreise wurden wir vom Sanitätspersonal mit weißem Pulver förmlich eingenebelt. Wir sahen aus wie die Gipser. Keine noch so intime Stelle wurde verschont. Man war bemüht, weder Pilze noch Parasiten in den Westen verschleppen zu lassen. Nach heutigen Erkenntnissen war das Zeug sicherlich enorm giftig. Diese unangenehme Prozedur scheint überhaupt der Zweck unseres kurzen Aufenthaltes auf der Burg gewesen zu sein. Es könnte auch sein, daß die Amerikaner, die einen anderen hygienischen Standard hatten, aus Angst vor Ansteckung diese Entlausung vor der Übernahme verlangten. Daher gab es sicher auch einen Vermerk darüber in unseren Begleitpapieren.

Am nächsten Morgen ging es weiter, dieses Mal direkt zur Grenzstation Ostzone/Westzone bei Hof an der Saale. Es waren nur einige Kilometer, man konnte die westliche Freiheitsluft fast schon riechen und fühlen, trotzdem hatte kurz vor dem lange ersehnten Ziel fast jeder noch einmal Herzklopfen. Die Vorstellung, endlich frei zu sein, war innerlich, nach so vielen Jahren der Gefangenschaft, noch nicht verarbeitet. Man war immer noch dem unerwarteten Zugriff der bedrohlichen Krake des sowjetischen Geheimdienstes ausgesetzt, der selbst hier noch in letzter Minute zuschlagen konnte.

Schließlich kamen wir an der Grenze an, welche zu dieser Zeit auch die Nahtstelle zwischen den beiden Weltmächten Sowjetunion und Amerika bildete, die sich nicht gerade freundlich gegenüberstanden. Unsere Namen und Heimatorte wurden aufgerufen, dann übergab die Bahnpolizei Ost den Transport mit den Papieren an die Polizei West und der Zug setzte sich

wieder in Bewegung. Die Nervenanspannung löste sich erst in Freude und Jubel auf, als wir die Eisenbahnbrücke über die Saale überquerten und bald darauf in der Stadt Hof eintrafen. Nun waren wir endgültig in Sicherheit. Diese Brücke war für mich das Sinnbild des Abschiedes vom Osten, und ich habe sie heute noch in guter Erinnerung. - In Hof kamen wir in ein amerikanisches Lager. Erstmals in meinem Leben sah ich richtige Amerikaner in Uniform. Es war ein positiver Kulturschock. Diese Soldaten bewegten sich viel ungezwungener und lässiger als die Russen. Der Umgang der verschiedenen Dienstgrade miteinander war legerer und freundlicher, die Rangunterschiede fielen kaum auf. Auch die Baracken mit ihren sanitären Einrichtungen waren von ganz anderer Qualität. Hier bemerkte man sofort den Überfluß als Gegensatz zu dem Mangel in der Sowjetunion. Begeistert genossen wir die bessere Verpflegung und die guten Zigaretten. Bald aber kamen die Amis zur Sache. Wir wurden einzeln vom Geheimdienst verhört: über unsere Tätigkeit in der Sowjetunion, über die Beobachtung militärischer strategischer Objekte, über die Produktionszahlen in den wichtigen Betrieben, über Flugplätze, Kasernen oder Truppenübungsgelände und vieles andere mehr.

Von mir konnten sie nicht viel Interessantes erfahren. Meine Tätigkeit im Wald, im Steinbruch oder in der Kolchose war von keiner militärischen Bedeutung. Auch kam ich als Abfallbeseitiger im Traktorenwerk an keine geheimen Produktionszahlen heran. Der Ausstoß in diesem Werk war im Verhältnis zum Westen auch so gering, daß er für Amerika keine Gefahr darstellen konnte. Immerhin verschaffte sich der amerikanische Geheimdienst durch die Auswertung dieser Abertausenden von kleinen Beobachtungen einen einfachen, billigen, risikolosen und verhältnismäßig sicheren Überblick der Lage in der Sowjetunion.

Inzwischen war es Anfang September geworden. Ein kleiner

Schönheitsfehler, der an der Seele kratzte, war der Umstand, daß auch das amerikanische Lager noch mit Stacheldraht umzäunt war. Der Zweck war weniger zu verhindern, daß jemand hinaus-, als daß jemand hineingelangen konnte. Als Gefangener hatte man sich aber im Laufe der Jahre eine Stacheldrahtallergie zugezogen. - Auf jeden Fall ging es nach kurzem Aufenthalt mit der Bahn weiter. Unterwegs stiegen an den größeren Stationen die Kameraden aus, die in der amerikanischen Besatzungszone zu Hause waren. Da die meisten telefonisch angemeldet waren, wurden sie von ihren Angehörigen und Bekannten meist mit „Großem Bahnhof“ empfangen und nach Hause gebracht. Auch für die im Zuge Gebliebenen fiel natürlich allerhand ab. Die vier Wochen Unterschied zwischen den Froschjagden und dem abendlichen Flohknacken an Don und Wolga sowie dem Zustand im jetzigen Schlaraffenland im lange ersehnten Westen wurden wie im Tagtraum erlebt. Die Angst, es könnte doch nicht die Wirklichkeit sein, war immer noch unterschwellig vorhanden. Die innere Abnabelung von der Vergangenheit war schwieriger als erwartet. Nun ging die Fahrt weiter bis nach Ulm an der Donau. Dort kamen wir in das Staatliche Durchgangslager Ulm-Kienlesberg, das in einer alten Festungsanlage über der Stadt untergebracht war. Es war das erste Lager, das vollkommen von deutschen Behörden geführt wurde. Der Zweck war die Erfassung und Registrierung des Gesundheitszustandes der Heimkehrer, was hier auch zum ersten Mal gründlich und fachmännisch durchgeführt wurde. Daher bestand das Personal auch fast ausschließlich aus Ärzten und Krankenschwestern. - Mein Zustand wurde als gut befunden. Körperliche Krankheiten wurden keine festgestellt, das Herz war in Ordnung. Lediglich das Gewicht wurde mit 56 kg als zu gering eingestuft, das bedeutete Dystrophie ersten Grades - auf Deutsch: Unterernährung. Wenn man bedenkt, daß

ich seit der Entlassung an der Wolga vor ca. vier Wochen, regelmäßig, seit der Reise durch Deutschland für die damaligen Verhältnisse gut gegessen hatte, kann man sich ausrechnen, wie mein Gewicht in der Gefangenschaft war. Es dauerte noch Wochen, und ich hatte auch einige gesundheitliche Klippen zu überwinden, bis das Normalgewicht wieder einigermaßen erreicht war.

In Ulm wurden nun alle Heimkehrer, die in der französischen Besatzungszone beheimatet waren, zu einer Gruppe zusammengezogen. Natürlich wurden es immer weniger, wir waren sozusagen der Rest, der noch übriggeblieben war für den südwestlichsten Zipfel Deutschlands. Es waren alles Leute, die ich auf der Rückreise oder in den Heimkehrerlagern kurzfristig als Landsleute kennengelernt hatte. Jeder ging seinen Weg, an keinen kann ich mich mehr erinnern.

Die Fahrt von Ulm nach Tuttlingen wurde noch von einer Behörde organisiert. Die Sitzplätze in den Personenwagen waren für uns reserviert. Wir standen also immer noch unter staatlicher Aufsicht und Befehlsgewalt. In Tuttlingen kamen wir nun in das französische Entlassungslager, das wiederum stark mit Stacheldraht umgeben war. Die Franzosen kontrollierten nun ihrerseits nochmals jeden einzelnen auf seine Identität. Es wurden Fingerabdrücke genommen, für mich übrigens das erste und das letzte Mal in meinem Leben. Die Offiziere waren von der gefürchteten „Sûrete´ National“, die darauf aus waren, noch den einen oder anderen, der auf ihren Listen stand, herauszufischen. Bei den Heimkehrern waren Elsässer oder auch Franzosen dabei, die während des Krieges auf deutscher Seite kämpften und nun versuchten, sich durch Decknamen oder andere Tricks den französischen Behörden zu entziehen. Wer erwischt wurde, hatte nichts Gutes zu erwarten.

Ich selbst erhielt ohne Schwierigkeiten meinen so lange er-

sehnten, endgültigen Entlassungsschein. Zum Abschied und als Starthilfe bekam jeder Heimkehrer von den Franzosen noch fünfzig Deutsche Mark. Die Währungsreform wurde im Juni 1948 durchgeführt, das Geld war also noch ganz neu und für mich schon vom Aussehen und dem veränderten Format her völlig ungewohnt. Überhaupt mußte der Umgang mit Zahlungsmitteln wieder neu gelernt werden. In den zurückliegenden Jahren wurde uns alles Lebensnotwendige von irgendeiner Instanz zugeteilt. In den Lagern Rußlands oder im Kontakt mit der Zivilbevölkerung herrschte der Tauschhandel vor. Geld war rar, und, wie früher schon im Kapitel „Saratow“ beschrieben, vom normalen Gefangenen, wie ich einer war, nur durch illegale Geschäfte zu erlangen.

Gegen Abend konnte ich das Lager verlassen. Eine Fahrkarte bis zum Bahnhof Baden-Oos hatte ich ebenfalls in der Tasche. Ich machte mich auf den Weg zum Bahnhof und mußte feststellen, daß der nächste Zug in meine Richtung erst gegen 22 Uhr losfuhr. Es bleibt zu bemerken, daß in dieser Nachkriegszeit der Fahrplan noch lückenhaft und unregelmäßig war, und es auch für mich reiner Zufall war, daß ich in dieser Nacht noch eine Verbindung bekam. Die wenigen Kameraden, die mit mir zusammen entlassen wurden, fuhren alle in Richtung Freiburg, über Titisee/Höllental. Auch hier kann ich mich an keinen mehr erinnern. Wir kannten uns zu wenig, um Adressen auszutauschen. Man merkte nun auch, daß sich das Gefühl der Kameradschaft, der Zusammengehörigkeit und des Aufeinanderangewiesenseins, das sich in Krieg und Gefangenschaft notwendigerweise entwickelt hatte, langsam verflüchtigte. Jeder war mit sich selbst beschäftigt und stellte sich auf seine nun angebrochene neue Zukunft ein. Die meisten wußten auch nicht was sie zu Hause in den Familien erwartete. Der Briefwechsel in den Jahren der Gefangenschaft war nur auf wenige

Worte beschränkt, die meist nur Andeutungen enthielten und vom Empfänger interpretiert oder erraten werden mußten. Es gab da viele böse Überraschungen und Tragödien. Es war auch zu bedenken, daß die Heimat nun französische Besatzungszone war. Wir wechselten also von einer militärischen Zone in die andere. Auch war das alte weltanschauliche System des Hitlerregimes gottseidank zusammengebrochen und mit dem neuen waren wir noch nicht vertraut. Aller Freude über die nun erfolgte Heimkehr war auch ein guter Teil gespannte, oft ängstliche Erwartung beigemischt.

Nun machte ich am Bahnhof meine ersten Erfahrungen als freier Mann. Kein Stacheldraht, kein Zählappell, kein Posten, kein Vorgesetzter; es war schon ein komisches Gefühl. Die wenigen Zivilisten gingen vollkommen teilnahmslos ihres Weges, der Anblick von entlassenen Gefangenen war für sie ohne besondere Bedeutung, das ging schon seit Jahren so. Zunächst besichtigte ich den Bahnhof von innen und entdeckte eine geöffnete Gastwirtschaft, in die ich zögernd eintrat und Platz nahm. Es waren nicht viele Gäste anwesend, das Angebot war knapp, ebenso das Geld, Essen gab es nur mit Lebensmittelkarten, die man aber erst bei der Ankunft am Wohnort erhielt. Ich trank das erste Bier seit Jahren und bekam von der Bedienung - fast heimlich - eine Speisekarte zugesteckt, auf der verschiedene Sachen angeboten wurden, die mir das Wasser im Munde zusammenlaufen ließen. Eine Wurstplatte hatte es mir besonders angetan. Ohne Fleischkarten kostete sie DM 28.-, das war für die damalige Zeit ein Schweinegeld. Ich konnte nicht widerstehen, seit dreieinhalb Jahren hatte ich keine Wurst mehr gegessen. Als ich bezahlt hatte, war mein Vermögen schon über die Hälfte zusammenschmolzen.

Gegen 23 Uhr fuhr der Zug los, durch das Kinzigtal über Offenburg nach Baden-Oos. Da es damals keine Privatautos

gab und auch sehr wenige Züge fuhren, waren trotz der Nachtzeit alle Abteile gut besetzt. Es war das erste Mal seit meiner Einberufung im Jahre 1940, daß ich mir selber einen Sitzplatz suchen mußte. - Die Leute im Zug waren bunt zusammengewürfelt und dösten während der Fahrt fast teilnahmslos vor sich hin. Trotzdem kann ich mich an einen lustigen Zwischenfall noch gut erinnern, weil er für die damalige Zeit typisch war. - Auf einem Bahnhof im mittleren Kinzigtal sagte ein kleiner Junge zu seiner Mutter plötzlich in die herrschende Stille: „Mamme, dort driwwe steht enn Raiwerzug“, was auf Schriftdeutsch hieß: „Mama, dort drüben steht ein Räuberzug.“ Die Frau reagierte schnell und verhinderte, daß er weiterplappern konnte. Als ich später mit der Frau ins Gespräch kam, erzählte sie mir mit vorgehaltener Hand, daß die Franzosen und die Holländer dabei sind, den ganzen Schwarzwald abzuholzen und das Holz mit der Bahn abzutransportieren. Im Volksmund nannte man diese Transporte heimlich „Räuberzüge“. Das Resümee aus der ganzen Geschichte: In der Nazizeit mußte man wegen Lebensgefahr jedes Wort abwägen, in der Sowjetunion war man vor Spitzeln nicht sicher, welche die Gespräche abhorchten, und nun lernte ich schon in der ersten Nacht in der Heimat, daß es auch hier von Vorteil war, das Maul zu halten.

Der Zug passierte Offenburg und kam gegen drei Uhr in der Nacht in Baden-Oos an. Als ich den Bahnhof verließ, durfte ich das erste Mal wieder Heimatluft schnuppern. Sie war noch von keinen Abgasen verpestet, man konnte den Schwarzwald riechen und die in der Nähe liegenden Wiesen, es herrschte um diese Zeit fast vollkommene Stille, es brannten so gut wie keine Laternen. Erst als ich die ersten Häuser erreichte, hörte ich von Menschen verursachten Lärm. Die Fenster waren zum Teil geöffnet, es wurde musiziert, gelacht und gefeiert, etwas für mich noch vollkommen Ungewohntes. Ich blieb stehen und

hörte eine Weile zu; die Sprache war französisch, daher war ich zunächst einmal irritiert. Später erst wurde mir klar, daß es von den Franzosen beschlagnahmte Häuser waren. Durch diese Feiern kann ich heute annehmen, daß die Nacht meiner Heimkehr Samstag auf Sonntag gewesen sein muß.

Im Weitergehen ab Schweigrother Straße Richtung Weststadt hörte ich noch aus anderen Häusern Lärm und Feststimmung. Es wurde etwas gefeiert, was ich nicht wußte; meine Heimkehr war es auf jeden Fall nicht. Die Franzosen hatten zu jener Zeit auch noch allen Grund zu feiern, sie konnten am Endsieg teilhaben, bekamen eine Besatzungszone und zumindest die in Deutschland stationierten Truppen mit zivilem Anhang hatten keinen Mangel an Lebensmitteln und Alkoholika.

Je mehr ich mich unserer Wohnung näherte, um so mulmiger wurde es mir dabei. Mit Absicht hatte ich mich nicht angemeldet, mein plötzliches Erscheinen konnte daher alle möglichen angenehmen oder unangenehmen Reaktionen auslösen. Ich war auch nicht sicher, ob in unserer Wohnung meine Eltern und meine Schwester noch alleine wohnten oder ob Flüchtlinge oder Besatzer einquartiert waren, was dann auch tatsächlich der Fall war. In meiner Mansarde im Dachgeschoß hat sich ein Kriegsgewinner der besonderen Art einquartiert. Er war kein Soldat und hörte auf den seltenen Vornamen „Louis“. Es war einer jener Typen, die den siegreichen Truppen aller Armeen wie ein Schwarm Schmeißfliegen nachfolgen, um sich einen der zahlreichen Drückebergerposten zu ergattern, die bei solchen Gelegenheiten reichlich zu vergeben sind. Von der Bevölkerung werden sie mehr gefürchtet als die Militärs. --- Wir hatten Mühe, ihn nach meiner Rückkehr wieder loszuwerden. Dabei kam uns ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Er wurde beim Stehlen von Stallhasen in den umliegenden Kleingärten ertappt und von seiner vorgesetzten Dienststelle zwangsweise ausgesiedelt.

Im Weitergehen, der Morgen begann schon zu dämmern, nur noch wenige Minuten von zu Hause entfernt, kam mir der rettende Gedanke, meinen alten Jugendfreund Franz Jägel aufzusuchen. Er wohnte vor dem Kriege nahe meines jetzigen Weges in einem Zimmer im Erdgeschoß eines Mehrfamilienhauses. Ich tat das auf „Gut Glück“, denn ich wußte weder ob er schon zu Hause war, noch ob er den Krieg überhaupt überlebt hatte. Er war tatsächlich zu Hause. Nach mehrmaligem Klopfen zog er den Rolladen hoch und öffnete - nach der ersten Überraschung - die Haustür. Wir hatten uns im Oktober des Jahres 1940 in Ludwigsburg während der Ausbildungszeit als Rekruten das letzte Mal gesehen. Wegen einer Verwundung am Kopf war er nicht in Gefangenschaft gekommen. An der Wand über seinem Bett hing noch, als einziger Schmuck, der vertrocknete, staubige Lorbeerkranz, den er vor dem Kriege als deutscher Meister im Kleinkaliberschießen als Trophäe erhalten hatte. Er war damals als guter Schütze bekannt. Mit dem 6 mm-Flobertgewehr konnte er eine Wildtaube aus dem höchsten Baumwipfel schießen. Der Taubenbestand wurde dadurch kaum dezimiert, dieser verringerte sich erst in unserer modernen Zeit durch die Umwelterstörungen in Feldern und Wäldern. Nun war er selbst durch den Krieg angeschossen und flügelahm und mußte den Rest seines Lebens als Halbinvalide verbringen.

Jetzt konnte ich mich in aller Ruhe mit ihm über all das unterhalten, was mich interessierte. In meiner Familie war alles in Ordnung. Mein Vater war wieder zu Hause, meine Schwester lebte mit ihnen zusammen in der Wohnung, ebenfalls meine bettlägerige Großmutter, die von meiner Mutter gepflegt wurde. Mein Bruder hatte den Krieg ebenfalls lebend überstanden und sich in der damaligen Ostzone verheiratet und blieb dort auch hängen. Die Verhältnisse in meiner geliebten Man-

sardenbude habe ich schon im voraus geschildert. Gut die Hälfte unserer Schulkameraden und Jugendfreunde waren vermißt, in Gefangenschaft oder gefallen. Im Vergleich zu anderen Schicksalen war unsere Familie also mit einem „Blauen Auge“ davongekommen.

Morgens, gegen acht Uhr, trat ich nun, mit dieser Beruhigung versehen, die letzte Etappe meiner Rückkehr an, sie dauerte nur noch wenige Minuten. Es fällt mir schwer, über meine Empfindungen und Gefühle zu schreiben oder zu sprechen, zumal sie für andere nicht nachzuvollziehen sind und in der Zwischenzeit fast ein halbes Jahrhundert vergangen ist. Ich schildere also diese letzten Minuten ohne jede Sentimentalität und in aller Kürze. - Ich stieg die Treppe hinauf, läutete an unserer Haustür, meine Mutter machte auf. Außer ihr und meiner kranken Großmutter war niemand zu Hause. Sie war zunächst einmal starr vor Überraschung. Wie wir uns begrüßten, weiß ich nicht mehr. Ich setzte mich in der Küche auf einen Stuhl und fing an zu fragen und zu erzählen. Nach einiger Zeit bekam ich Hunger und meine Mutter gab mir einen kleinen Laib Brot und ein Glas Marmelade. Es dauerte nicht sehr lange, da hatte ich beides, zum Erstaunen meiner Mutter, bis zum letzten Krümel aufgegessen. Die traumatische Angst vor dem Verhungern steckte mir immer noch wie ein Stachel in der Seele.

Erklärung für ältere Ausdrucksformen

VB-Station	Weit in Richtung Front vorgeschobener Beobachtungsposten
Panjewagen	Mit kleinen Steppenpferden gezogene Wagen mit meist 1 bis 3 Soldaten besetzt
Gittler	Russische Aussprache für Hitler. Die Russen konnten den Konsonanten H am Anfang eines Wortes nicht aussprechen, z.B. Gauger für Hauger
Kohldampf schieben	Aushalten von Hunger bei mangelnder Verpflegung
Iwan	Bezeichnung für die russischen Soldaten
Latrine	Gemeinschaftsklosett meist primitiv eingerichtet
Semljanka	Stabiler Erdbunker für bis zu ca. 300 Personen
Landser	Bezeichnung der deutschen Soldaten während des Krieges
Kommißausdruck	Ausdrucksweise der Soldaten untereinander
Loren	Auf Schmalspur fahrende kleine Kippwagen, meistens durch Menschen – Pferde – oder Miniaturlokomotiven gezogen
Gestapo	Geheime Staatspolizei

Nachwort

Als mir mein Großvater Karl Hauger vor einigen Jahren die ersten Seiten seines Gefangenschaftsberichts zu lesen gab, interessierte mich dieser zwar sehr, doch hatte ich, da die beschriebenen Ereignisse vor fast 50 Jahren in einem fremden Land stattfanden, eine gewisse Distanz zu den Geschehnissen.

Im Juli und August 1996 belegte ich einen dreiwöchigen Russisch-Sprachkurs in St. Petersburg und wohnte während dieser Zeit in einer russischen Familie. Anschließend fuhr ich mit der Transsibirischen Eisenbahn fünf Tage lang von Moskau nach Irkutsk, wobei ich während der gesamten Fahrt der einzige Westeuropäer war. In Sibirien verbrachte ich noch einmal einige Tage bei zwei verschiedenen Familien, deren Datschen (Datscha = russisches Holzhaus) jeweils direkt am Baikalsee lagen. In dieser vergleichsweise kurzen Zeit erlebte und erfuhr ich viele der Charaktereigenschaften und Besonderheiten von Rußland und seinen Bewohnern, die meinem Großvater während seiner Gefangenschaft aufgefallen waren: z. B. die katastrophalen Auswirkungen des Kommunismus auf das Land und seine Menschen, aber auch die Warmherzigkeit und die Großzügigkeit der Russen sowie ihre stoische Gelassenheit den permanent herrschenden Mißständen gegenüber. Der vorliegende Bericht hat also keineswegs an Aktualität verloren und gibt dem Leser die Möglichkeit, einen Einblick in die damals herrschenden, aber auch noch heute anzutreffenden Verhältnisse in Rußland zu bekommen. Dies halte ich gerade in dieser Zeit, in der viele Menschen aus Osteuropa in Deutschland ein neues Heim gefunden haben, für sehr wichtig.

Marcus Reuter Rastatt, 11. August 1997

Danksagung

Bedanken möchte ich mich bei meinem Enkel Marcus, der mich zur Beendigung der Aufzeichnungen animiert hat. Meinem Freund Eberhard Hörth für die Bearbeitung meiner Titelbildzeichnung sowie der Kartenausschnitte Frankfurt/Oder und Mittlere Wolga. Herrn Helmut Huck für das Lektorat des ersten Manuskripts. Herrn Roland Coerdts für die Computerbearbeitung. Herrn Edwin Keil für die Korrektur der russischen Ausdrücke sowie meiner Tochter Marianne für die letzte gründliche Durchsicht des Textes auf Schreib- und Stilfehler.

